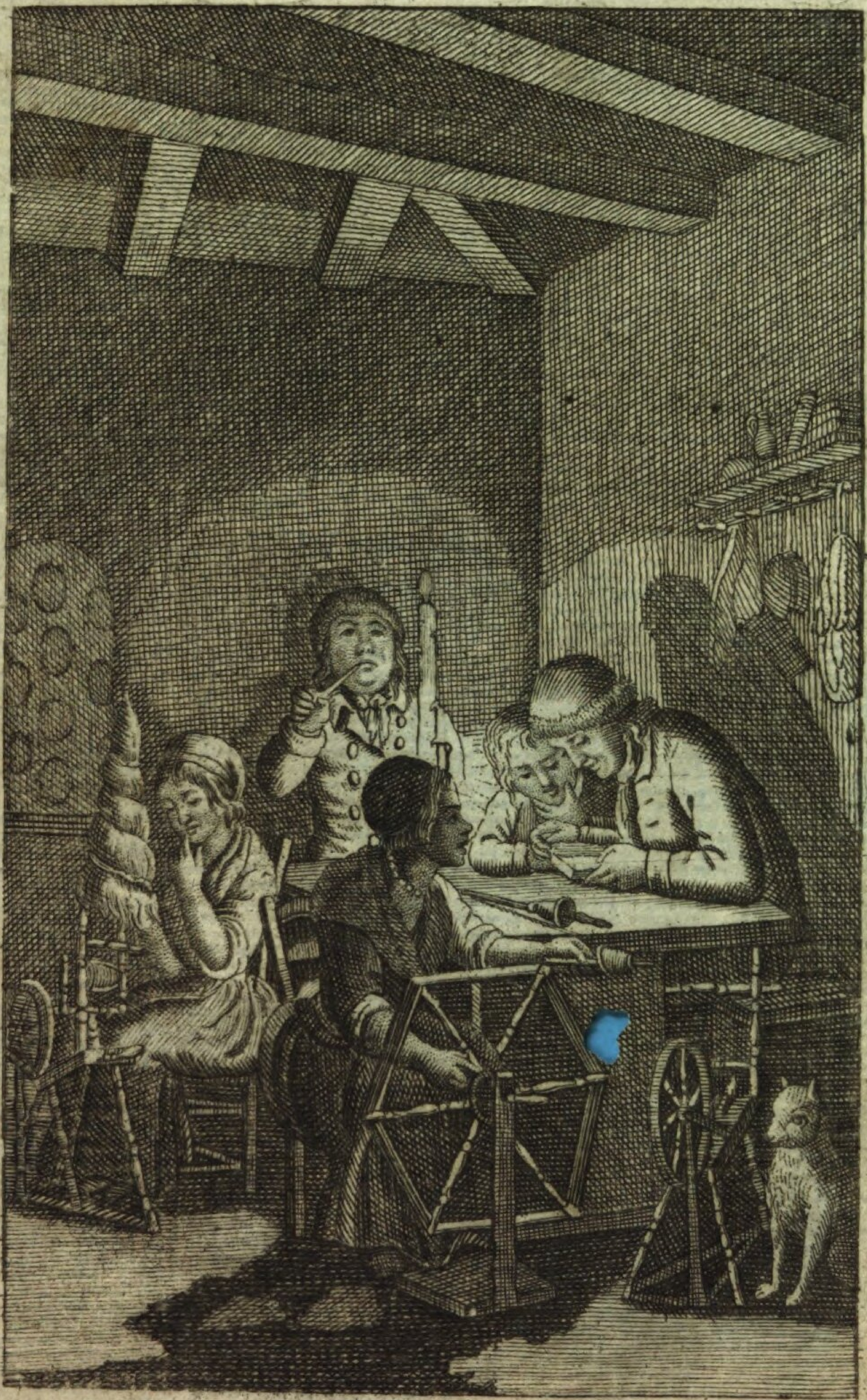
LD 5288



Unterhaltendes
Historienbuch
für
Bürger und Bauersleute.

Herausgegeben
von
Heinrich Ludwig Pfaff.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gotha, 1794.

Nachricht.

Dieses Buch kostet in allen Buchhandlungen 40 Kreuzer. Herrschaften, obrigkeitliche Personen, oder andere begüterte Menschenfreunde, die durch Vertheilung einer Anzahl Exemplarien etwas Gutes thun möchten, imgleichen Schulen, und wohlmeinende Seelsorsorger, wenn sie ein Dutzent auf einmal nehmen, wie es mit der ersten Auflage geschehen ist, erhalten daßselbe um den äußerst geringen Preis von 30 kr.

Vorrede.

Die Absicht dieses Historienbuchs ist, wie die meisten Leser schon aus der Ankündigung desselben wissen, denselben ein Buch in die Hände zu geben, in welchem sie auf eine ihnen angemessene, angenehme Art unterhalten würden.

Es ist bekannt, daß Geschichten, oder Erzählungen für sie die beßte Unterhaltung sind, und daß selbst Jesus sich dieses Mittels bediente, seinen Zuhörern auf diesem Wege allerley nützliche Lehren beizubringen, gute Gesinnungen in ihnen zu erzeigen, und sie von Vorurtheilen und Irrthümern zu befreyen.

Ich habe daher, um jene Absichten zu erreichen, bei der Auswahl der Historien, welche meistentheils aus den Werkern unserer beßten Volksschriftsteller, Becker, Campe, Göze, von Rochow, Salzmann, Zerrenner u. a. genommen und hie und da verändert worden sind, haupt-

sächlich darauf Rücksicht genommen. Daß indessen nicht auf alle und jede Pflichten des Bürgers und Landmanns und auf alle unter diesen Ständen herrschende Vorurtheile hier Rücksicht genommen worden ist, kann dem Buche nicht zum Vorwurfe gereichen, indem es nicht ein Lehrgebäude, sondern ein unterhaltendes Historienbuch seyn sollte.

Da in demselben auch viele Erzählungen für die Jugend vorkommen, so könnten Schullehrer beim Unterrichte davon Gebrauch machen und Eltern sich von ihren Kindern daraus vorlesen lassen. Dies würde zu den lehrreichsten Unterredungen Anlaß geben und von grossem Nutzen für die ganze Familie seyn.

Endlich wünsche ich vom' Herzen, daß Gott den Gebrauch dieses Buchs segnen möge, damit es allen Eltern, Lehrern, Kindern, und Gesinde recht nützlich werde.

H. L. Pfaff.

In-

Inhalt.

Seite.

Die erste Historie. Gott schenkt uns alle Augenblicke unzählig viel Gutes, aber die Menschen erkennen es nicht immer. 1

Die zweyte Historie. Was für Unheil daraus entsteht, wenn die Unterthanen sich selbst regieren wollen, und wie gut es ist, daß es weise Fürsten giebt. 7

Die dritte Historie. Durch einen kleinen Umstand kömmt eine Mordthat ans Licht. 13

Die vierte Historie. Gott belohnt das Gute. Oder: Geschichte des braven Herrn Ehrlichs. 19

Die fünfte Historie. Vom Nutzen des Gebets. Oder: Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten. 22

Seite.

Die sechste Historie. Eine gute Herrschaft und gutes Gesinde. 27

Die siebente Historie. Das arme Dorf Grünfeld kömmt durch den reichen Herrn Claudian in den beßten Wohlstand. 31

Die achte Historie. Der Pfarrer Gutmann giebt den Bauersleuten allerley gute Bücher in die Hände, und was dieses für Nutzen geschafft hat. 35

Die neunte Historie. Von dem Herrn Schulmeister Liebermann. 40

Die zehnte Historie. Der brave Herr Schulmeister Liebermann hat von Hans Grobmann vielen Verdruß, wird aber dafür von seinen Vorgesetzten getröstet. 44

Die eilfte Historie. Die heimlichen Sünden und die versecktesten Bosheiten werden oft durch Gottes Wort und durch das Gewissen des Menschen entdeckt. 50

Die zwölfte Historie. Die Einwohner eines abgebrannten Dorfs betragen sich gar verschieden. 54

Die dreyzehnte Historie. Von einem vortrefflichen Amtmanne. 57

Die vierzehnte Historie. Wie der verständige Bauersmann Georg es angefangen hat, daß seine Familie so gesund war. 60

Seite.

Die fünfzehnte Historie. Töffel fürchtet sich vor Irrlichtern, und wie es ihm einmal gegangen ist. 63

Die sechszehnte Historie. Ein Gastwirth wird durch seine Reinlichkeit ein wohlhabender Mann. 65

Die siebzehnte Historie. Niklas macht sich durch Unreinlichkeit elend. 67

Die achtzehnte Historie. Ein Bauerssohn wird ein vornehmer Herr, und verachtet aus Hochmuth seine Brüder. 68

Die neunzehnte Historie. Nachahmungswürdiges Beispiel von Geschwisterliebe. 71

Die zwanzigste Historie. Schreckliches Ende eines Landmanns, der durchs Lottospiel reich werden wollte. 72

Die ein und zwanzigste Historie. Ein sparsamer Mann macht den Abgebrannten eines Dorfs ein ansehnliches Geschenk. 73

Die zwey und zwanzigste Historie. Der dumme Verschwender. 74

Die drey und zwanzigste Historie. Ein armer Knabe wird durch seine Ordnung und Sparsamkeit ein reicher Mann. 84

Die vier und zwanzigste Historie. Eine grausame Kindermörderinn. 87

Seite.

Die fünf und zwanzigste Historie. Wie gut es ist, wenn man sein Wort hält. 90

Die sechs und zwanzigste Historie. Martens und Mieke werden durch ihre Ehrlichkeit reiche Leute. 91

Die sieben und zwanzigste Historie. Wie durch einen kleinen Umstand die Unschuld errettet werden kann. 100

Die acht und zwanzigste Historie. Eine Vergiftungsgeschichte. 104

Die neun und zwanzigste Historie. Was für Schaden daraus entsteht, wenn Eltern von Predigern und Schullehrern verächtlich sprechen. 107

Die dreyßigste Historie. Durch Schwatzhaftigkeit und Plauderey entsteht oft der allergrößte Verdruß. 108

Die ein und dreyßigste Historie. Zwey Brüder machen sich durch Haß und Prozeßsucht das Leben bitter. 114

Die zwey und dreyßigste Historie. Ein kluger Prediger untersucht eine Gespenstergeschichte. 118

Die drey und dreyßigste Historie. Eine andere Gespenstergeschichte. 120

Die vier und dreyßigste Historie. Ein angesehener Kaufmann kömmt auf einer kleinen Reise, mit seiner Frau und Kindern zu einem schlechten und einem guten Gastwirth. 123

Seite.

Die fünf und dreyßigste Historie. Schreckliche Folgen der Unkeuschheit und ehelichen Untreue. 133

Die sechs und dreyßigste Historie. Wie sich die Einwohner eines Dorfs, bei einem Gewitter und Hagelschlage betragen, und was der Herr Pfarrer Gutmann am Sonntage darauf, für eine schöne Predigt gehalten hat. 135

Die sieben und dreyßigste Historie. Aberglaube bei der Viehzucht. 144

Die acht und dreyßigste Historie. Rührendes Beispiel von Liebe eines Sohnes gegen seinen Vater. 146

Die neun und dreyßigste Historie. Ein herzhafter Student befreyet eine Menge Bauersleute von der Gespensterfurcht. 148

Die vierzigste Historie. Die Kirmse. 150

Die ein und vierzigste Historie. Was dabei herauskömmt, wenn Eltern ihre Kinder zu einem Berufe zwingen. 153

Die zwey und vierzigste Historie. Ein verständiger Prediger giebt einigen Leuten, die ihm ihr Leid klagen, gute Anschläge. 157

Die drey und vierzigste Historie. Ein edler Israelit. 161

Die vier und vierzigste Historie. Schreckliche Folgen der Vermessenheit und des Aberglaubens in der Religion, und besonders einer schlechten Erziehung. 163

Seite.

Die fünf und vierzigste Historie. Wie sehr die Ungeduld schadet. 167

Die sechs und vierzigste Historie. Wie thöricht es ist, sich vor dem Leichvogel zu fürchten. 169

Die sieben und vierzigste Historie. Wie gut es ist, wenn man in der Jugend seinen Lehrern folgt. 170

Die acht und vierzigste Historie. Eine Magd verursacht durch ihren Ungehorsam und Leichtsinn ein grosses Unglück. 172

Die neun und vierzigste Historie. Auch Feinde und Verläumder können uns nützlich werden, wenn wir immer rechtschaffen handeln. 173

Die fünfzigste Historie. Ein braver Kaufmann bezahlt einem Glasermeister eine längst vergessene Schuld. 179

Die ein und fünfzigste Historie. Verstand und Fleiß ist besser als Reichthum. 180

Die zwey und fünfzigste Historie. Ein böser Mensch verdient bedauert zu werden. 183

Die drey und fünfzigste Historie. Wie gefährlich es ist, Verstorbene frühzeitig zu begraben. 185

Die vier und fünfzigste Historie. Doktor Faust. 187

Die fünf und fünfzigste Historie. Wie unglücklich ein Mensch ist, der nicht lesen und schreiben kann. 189

Seite.

Die sechs und fünfzigste Historie. Was doch das böse Gewissen thut. 191

Die sieben und fünfzigste Historie. Der Herr von Heilberg hinterläßt ein schönes Testament. 194

Die acht und fünfzigste Historie. Ein reicher Geizhals will eine Wittwe durch einen falschen Eid um vieles Geld bringen, aber Gottes Allwissenheit bringt die That ans Licht. 201

Die neun und fünfzigste Historie. Wie wunderbar oft die Umstände kommen müssen, wenn Gott die Unschuld beschützen, und ans Licht bringen will. 207

Die sechzigste Historie. Der böse Nachbar: als ein Exempel zu Josephs Worten: Ihr gedachtets böse zu machen; aber Gott gedacht es gut zu machen. 211

Die ein und sechzigste Historie. Eine Spuck- und Gespenstergeschichte. 218

Die zwey und sechzigste Historie. Eine Geschichte vom wilden Jäger und dem wüthenden Heere. 221

Die drey und sechzigste Historie. Wie häßlich die Undankbarkeit ist. 223

Die vier und sechzigste Historie. Bestrafte Vermessenheit. 227

Die fünf und sechzigste Historie. Ein ähnliches Beispiel von bestrafter Vermessenheit. 228

Seite.

Die sechs und sechzigste Historie. Was die Arbeitsamkeit für eine wichtige Tugend ist. 230

Die sieben und sechzigste Historie. Ein Prediger giebt seinen Zuhörern einen guten Rath, wie ihre Kinder die Blattern ohne Gefahr bekommen können. 232

Die acht und sechzigste Historie. Ein muthwilliger Soldat geht vor dem Hochgerichte vorbei, und was ihm unterwegs begegnet ist. 240

Die neun und sechzigste Historie. Ein beherzter Prediger mit seinem furchtbaren Knechte. 242

Die siebenzigste Historie. Beispiel von Barmherzigkeit. 244

Die ein und siebenzigste Historie. Gott straft das Böse. 246

Die zwey und siebenzigste Historie. Von einigen Menschenfreunden, die dem barmherzigen Samariter ähnlich sind. 248

Die drey und siebenzigste Historie. Eine Schatzgräbergeschichte. 250

Die vier und siebenzigste Historie. Ein wohlthätiger Amtmann, und wohlthätige Landleute. 256

Die fünf und siebenzigste Historie. Gott ist allwissend und allgegenwärtig. 257

Die sechs und siebenzigste Historie. Die betrogene Einfalt, oder: Ein Schäfer will einen Schatz heben. 260

Seite.

Die sieben und siebenzigste Historie. Liebe und Dankbarkeit eines Sohnes gegen seine Mutter. 268

Die acht und siebenzigste Historie. Der ewige Jude. 270

Die neun nnd siebenzigste Historie. Die gute Obrigkeit. 272

Die achtzigste Historie. Durch den Geiz kömmt manchmal das Geld in ganz andere Hände, als der Geizige denkt. 273

Die ein und achtzigste Historie. Ein Mörder in der Gestalt eines Freundes. 275

Die zwey und achtzigste Historie. Beispiel des strengsten Gehorsams eines Knaben gegen seine Mutter. 277

Die drey und achtzigste Historie. Ein Helfer in der Noth. 278

Die vier und achtzigste Historie. Glückliche Folgen einer guten Erziehung. 282

Die fünf und achtzigste Historie. Ein Beispiel von standhafter Erduldung körperlicher Schmerzen. 288

Die sechs und achtzigste Historie. Von einer listigen Betrügerinn. 289

Die sieben und achtzigste Historie. Durch einige kleine Umstände erhält die Vorsehung das Leben eines Menschen. 291

Die acht und achtzigste Historie. Noch ein Beispiel von den schrecklichen Folgen der Lottoseuche. 293

Seite.

Die neun und achtzigste Historie. Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt. 295

Die neunzigste Historie. Ein treuer Bräutigam und eine edelmüthige Braut. 298

Die ein und neunzigste Historie. Reichthum macht nicht allemal glücklich. 299

Die zwey und neunzigste Historie. Es ist höchst ungerecht, den Nächsten zu verläumden. 301

Die drey und neunzigste Historie. Bete und arbeite. 302

Die vier und neunzigste Historie. Was für traurige Folgen daraus entstehen, wenn Eltern ihre Kinder ungestraft lügen lassen. 305

Die fünf und neunzigste Historie. Wie leicht es ist, sich durch Unvorsichtigkeit um seine Gesundheit zu bringen, und was dieses für traurige Folgen hat. 309

Die sechs und neunzigste Historie. Ein Beispiel kindlicher Liebe. 312

Die sieben und neunzigste Historie. Die Frau Herrmanninn hat ein erbauliches Ende, und hinterläßt ein schönes Lob. 314

Die

Die erste Historie.

Gott schenkt uns alle Augenblicke unzählig viel Gutes, aber die Menschen erkennen es nicht immer.

Anton war in seiner Jugend ein sehr leichtsinniger Knabe, der nichts als Spiel und Possen im Kopfe hatte, und nicht vermögend war, nur eine Viertelstunde seine Gedanken auf etwas Ernsthaftes zu richten. Er stund des Morgens auf, fand sein Frühstück und verzehrte es, lebte unter Menschen, die ihn lieb hatten, für ihn arbeiteten und ihm seine Kleider verfertigten, gieng in den Garten, pflückte Blumen, schüttelte Pflaumen ab, und dankte für alles dieses Gott nicht. Wann er zu Tische kam, traf er immer eine reichliche und schmackhafte Mahlzeit an, die seine gute Mutter bereitet hatte.

Diese faltete dann insgemein die Hände, und ermunterte ihre Familie zur Dankbarkeit gegen Gott, mit folgenden Worten: „Lieber Gott! du hast uns diese Speisen bescheeret; als deine Gaben wollen wir sie jetzt zu uns nehmen und genießen. Gieb, daß wir dadurch gestärkt und erquickt wer-

den, und laß sie uns zur Gesundheit gereichen. Amen." Anton nahm aber an dem Gebete gar keinen Theil, faltete zwar die Hände, hatte aber seine Augen und Gedanken in der Schüssel.

Anton wurde grösser, aber nicht verständiger. Sobald er der Aufsicht seiner guten Mutter entgangen war, wurde er lüderlich, ergab sich dem Trunke, dem Spiel und andern Ausschweifungen, und kam dadurch bald in so kümmerliche Umstände, daß er sich genöthigt sahe, bei einem Regimente Dienste zu nehmen, das nach Amerika sollte übergeschifft werden. Mit diesem gieng er zu Schiffe, und wann er riechenden Speck, harte Erbsen und eine Flasche grünliches Wasser, statt der Mittagsmahlzeit empfing, dachte er oft mit Sehnsucht an die guten Mahlzeiten, die er in seiner Mutter Hause genossen, und dafür er Gott nicht gedankt hatte.

Da sie nun ein Paar Wochen geschifft hatten, wurde der Himmel schwarz. Es kommt ein Sturm, rief der Schiffskapitain, auf Matrosen! zieht die Segel ein! Diese kletterten wie die Katzen an den Mastbäumen in die Höhe, zogen die Segel zusammen, und kaum war es geschehen, so erhob sich ein gräßlicher Sturm, das Meer schlug Wellen, so hoch wie ein Kirchthurm, das Schiff wurde bald auf- bald abgetrieben, das Brausen des Meers, das Heulen des Sturms, das Geschrey der Schiffenden, machte ein solch fürchterliches Getöse, daß Anton vor Schrecken halbtodt im Schiffe lag.

Endlich giengs, krach! da wurde das Schiff gegen eine Klippe geschlagen, und bekam ein grosses Loch, durch welches das Wasser haufenweise eindrang. Alles, was auf dem Schiffe war, arbeitete

zwar,

zwar, das Loch zu verstopfen, und das Wasser aus dem Schiffe zu pumpen, aber alle Bemühungen waren umsonst, das Schiff fing an zu sinken, und die darauf waren, suchten sich zu retten, so gut sie konnten. In der Angst riß Anton ein Brett vom Schiffe, umarmte es, und ließ sich mit demselben auf dem Meere herum treiben, wurde aber, nachdem er eine Stunde lang mit den Wellen gekämpft hatte, so kraftlos, daß er gewiß das Bret würde haben fahren lassen müssen, wenn ihn nicht eine Welle an das Ufer geworfen hätte. Hier lag er ganz kraftlos, und hatte nichts bei sich, als seinen Pallasch, und allerhand Kleinigkeiten, die sich in der Tasche seines Kamisols befanden.

Jetzo empfand er Hunger, stund auf, und schlich mit zitternden Gliedern umher, um etwas zu Essen zu finden. Da war aber gar nichts anzutreffen, auch keine Fußstapfe von Menschen, zu denen er hätte fliehen, und sie um eine Wohlthat bitten können. Nichts war zu sehen, als Gras und Bäume und Vögel, die er aber nicht bekommen konnte, weil er kein Schießgewehr hatte.

Da dachte er das erstemal ernstlich an Gott, und seufzte: Du guter Gott! du ernährst ja täglich so viel tausend Menschen und Thiere, laß doch mich armen Menschen nicht verhungern! In der Angst fühlte er in seine Westentasche, fand da noch etwas Zwieback, der aber durch das eingedrungene Seewasser erweicht und unschmackhaft worden war. Unterdessen holte er ihn doch heraus und leckte ihn begierig hinunter. Die Nacht fiel nun ein, und er mußte ungegessen in seinen nassen Klei-

dern in einen hohlen Baum sich legen, und des Tages Anbruch erwarten.

Da gieng er in sich, und dachte bei sich selbst: Gott! wie viel Gutes thatst du mir in meiner Mutter Hause! Da hatte ich Brod im Uiberflusse, meine Wäsche und Kleidung wurde besorgt, des Abends fand ich ein warmes Lager — und ich habe nicht daran gedacht, daß alles dieses Gute von dir käme — habe dir nicht dafür dedankt!

Dies dauerte ihn gar zu sehr, und er fieng vor Wehmuth an bitterlich zu weinen.

Der Morgen kam, und er kroch wieder ganz kraftlos nach dem Ufer des Meers zu; da fand er — welche Freude! eine Schildkröte. Sogleich warf er sie um, damit sie nicht entlaufen möchte, tödtete sie mit seinem Pallasche, und verzehrte einen Theil davon roh und ungesalzen. Aber weil er hungerte, schmeckte sie ihm doch so gut, als sonst die beßte Mahlzeit. Und er dankte Gott, und sagte: Wie lieb hast du doch, o Gott! uns Menschen, daß du für uns so vielerley Mittel zu unserer Erhaltung erschaffen hast!

Da er gesättigt war, dachte er ernstlich nach, wie er seine Umstände verbessern wolle, und fand, daß ihm hierzu vor allen Dingen Feuer nöthig sey, an dem er sich wärme, und seine Speise bereiten könnte. Da fiel ihm sein Feuerzeug ein, daß er sonst gewöhnlich bei sich zu führen pflegte, er griff in die Tasche und — Gott sey Lob und Dank, er fand den Stahl und Stein, und etwas Feuerschwamm, der aber durch die Nässe unbrauchbar worden war. Sogleich suchte er einen breiten Stein, der von der Sonne recht stark beschienen wurde,

legte,

legte den Schwamm darauf und trocknete ihn. Nun legte er Steine zusammen, zwischen dieselben dürres Laub und dürres Reis, fing an Feuer aufzuschlagen, pick, da war es, da rauchte der Schwamm; zitternd legte er ihn in das Laub, und fing an aus allen Kräften zu blasen; es fing an zu rauchen, immer stärker zu rauchen, und endlich gab es eine helle Flamme, die er durch zugelegtes Holz sehr sorgfältig unterhielt. Ach, das war eine grosse Freude. Er fiel auf die Knie, breitete die Hände gen Himmel und rief: Vater der Menschen, wie gut bist du! in so einen verächtlichen Stein und Stahl und etwas Schwamm, das ich sonst gar nicht achtete, hast du eine so grosse Kraft gelegt, daß man damit Feuer hervorbringen kann, das uns so nützlich ist.

Nun machte er sich das Feuer recht zu Nutze, trocknete seine Kleider an demselben, steckte einen Theil der Schildkröte an einen Stecken, und briet ihn daran.

Sie schmeckte ihm herrlich, nur bedauerte er, daß er kein Salz dazu hatte. Vielleicht aber, dachte er, findest du dieses auch. Er gieng an des Meeres Ufer umher, und fand wirklich, daß zwischen den Klippen, die am Ufer waren, von dem Seewasser, das bisweilen heraus war getrieben worden, und durch die Sonne vertrocknet war, Salz war übrig geblieben. Er sammelte es begierig, salzte seine Schildkröte damit, und ließ sie sich wohl schmecken. Und wann sie ihm schmeckte, dachte er allemal: Wie gut ist Gott! auch in des Meeres Wasser legt er Mittel zu unserer Erhaltung.

Zeither hatte er das Wasser eingeschlurft, welches von dem gefallenen Regen hie und da war stehen geblieben. Das vertrocknete aber: und er fing an zu besorgen, daß er vor Durst würde umkommen müssen. Betrübt schlich er umher, suchte Wasser und fand es nicht. Endlich bemerkte er, daß es unter seinem Fusse feucht wurde. Diese Feuchtigkeit, dachte er, muß doch aus einer Quelle kommen. Er gieng weiter, und kam an einen Berg, an dessen Fusse eine helle Quelle hervorsprudelte. Da hätte man die Freude sehen sollen. Er schöpfte daraus begierig mit seinen Händen, schlurfte es ein, und sagte: Lob sey dir, Allgütiger! der du diese Quelle geschaffen, und mir damit mein Leben gerettet hast.

So brachte er einige Wochen zu, erhielt sein Feuer, löschte seinen Durst an dieser Quelle, und stillte seinen Hunger mit Schildkröten, deren er noch einige fand. Einmal gieng er herum, bestieg eine Anhöhe, und sahe sich um und — Gott — was ist das? Menschen! vier, fünf, sechs, acht, Europäer, erblickte er. Er sprang hoch empor vor Vergnügen, stürzte die Anhöhe herab, lief diesen Leuten entgegen, fiel ihnen um den Hals und weinte und bat, daß sie ihn mitnehmen sollten. Sie thaten es gern, und brachten ihn an das Schiff, aus dem sie gestiegen waren, und das am Ufer vor Anker lag.

Hier fiel er nieder und betete: Gott, ich danke dir, daß du mich wieder zu Menschen geführt hast, in deren Gesellschaft man so viel Gutes genießt.

Er kam in sein Vaterland zurück, und von dieser Zeit an, war er stets aufmerksam auf das viele Gute, das Gott alle Augenblicke an den Menschen thut.

Die zweyte Historie.

Was für Unheil daraus entsteht, wenn die Unterthanen sich selbst regieren wollen, und wie gut es ist, daß es weise Fürsten giebt.

Die Einwohner der Stadt Marnewitz waren mit ihrer Obrigkeit, und mit den Verordnungen derselben gar nicht zufrieden. Sie hatten auch bei ihrem guten Fürsten so viele Beschwerden über seine Verordnungen geführt, daß er sich endlich entschloß, ihnen, gegen Erlegung einer jährlichen Abgabe, vollkommene Freyheit, sich selbst zu regieren, zu gestatten. Er erließ deshalb an die Bürgerschaft zu Marnewitz folgendes Reskript:

Da ich zeither sehr mißfällig vernommen habe, daß ihr mit meiner Regierung sehr unzufrieden seyd, und in allen Verordnungen, die ich zum Beßten meines Landes mache, etwas zu tadeln findet, ich aber wünsche, daß Jedermann, unter der von Gott mir anvertrauten Regierung, glücklich und zufrieden leben soll: so ist mein ernstlicher Wille, daß ihr von nun an den Landesgesetzen, und den Verordnungen und Einrichtungen, die ich zeither für mein Land gemacht habe, und künftig machen werde, nicht mehr unterworfen seyn, sondern vollkommene Frey-

heit haben sollt, die Regierung eurer Stadt selbst so einzurichten, wie ihr glaubt, daß sie für euch die ersprießlichste, und für eure und eurer Kinder Wohlfahrt die nützlichste sey.

Da ich aber demohngeachtet gesonnen bin, euch auch führohin in meinem landesväterlichen Schutze zu behalten, und euch, bei eintretenden Kriegen und andern Unruhen, mit meiner Macht Sicherheit zu verschaffen, und es daher billig ist, daß ihr auch etwas zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit beitragt: so verlange ich, daß ihr mir jährlich eine Abgabe von 20000 Rthlr. entrichtet; überlasse es aber euch selbst, wie, und auf was Art, ihr dieses Geld aufbringen wollet. Gegeben in meiner Residenz Kolchis, den 15ten Oktober a. c.

Friedrich, Fürst.

Da glaubten nun viele Leute, dies wäre für die Bürgerschaft ein außerordentlich Glück. Binnen hier und fünfzig Jahren sagte ein Bürger, muß Marnewitz eine Stadt seyn, die ihres gleichen in Deutschland nicht hat. Aber alle die Leute bedachten nicht, daß die wenigsten Unterthanen sich selbst beherrschen können, und daß sie also auch ungeschickt sind, andere zu regieren.

Alles war nun neugierig, zu sehen, wie gut es jetzt die Bürger in Marnewitz haben müßten. Ein vornehmer Herr reiste deswegen mit seinem Verwalter gleich dahin, so bald er die Nachricht in den Zeitungen gelesen hatte. Drey Meilen von der Stadt übernachteten sie in einem grossen Flecken. Als sie ihre Abendmahlzeit einnahmen, fragte sie der Wirth: wo denken Sie hinaus? Nach Marnewitz, war die Antwort.

Wirth.

Wirth. Was wollen Sie denn da thun, da werden Sie auch schlechte Freude haben. Da ist ein schreckliches Unglück! Wie so? fragte der Herr. Was giebt es da?

Rebellion — nichts als Rebellion! sagte der Wirth. Vorige Woche hat sich die Bürgerschaft Rathsherren erwählt: nun sind andere da, die hätten auch gern Rathsherren werden mögen, die wiegeln alles gegen den Rath auf. Der Rath hat Auflagen auf die Bürgerschaft gemacht, weil er, wie Sie wohl werden gehört haben, jährlich eine gewisse Abgabe an den Fürsten entrichten muß: da glaubt nun jeder, es wäre ihm zu viel aufgelegt worden. Erst haben sie die Rathsherren überlaufen, und gelamentirt, daß sie ihnen die Auflage wieder abnehmen sollten: da das nichts half, und die Feinde des neuen Raths das Volk noch mehr aufhetzten, da kam es zu einem Aufstande, und es sollte mich sehr wundern, wenn es nicht zum Blutvergießen käme.

Der Herr sahe seinen Verwalter bedenklich an; sie fuhren aber doch, weil sie einmal auf dem Wege waren nach Marnewitz zu. Schon am Thore hörten sie ein sehr wildes Geschrey. Sie spannten ihre Pferde im nächsten Gasthofe aus, und eilten nach dem Markte zu, von welchem das Geschrey kam. Da war ein grosser Haufe zusammen gelaufenes Volk damit beschäftigt, das Haus eines der neuerwählten Rathsherren zu plündern. Die Fenster waren schon alle eingeschlagen, und jetzo warf man Gläser, Krüge, und Porzellän heraus, zerstach die Betten und schüttelte die Federn auf die Gasse, und der vor der Thüre versammelte Pöbel schlug darüber ein wildes Gelächter auf. Bald darauf

kamen Weiber aus dem Hause, die einige Körbe voll Weinbouteillen hatten. Dieser bemeisterten sich die Rebellen, und leerten sie auf den Untergang der sämmtlichen Rathsherren aus. Hierdurch wurde das Bischen Verstand, das sie noch übrig hatten, vollends gar ertränkt, und man erlaubte sich alle Unverschämtheiten und alle unzüchtige Lieder, die man nur einem Rasenden verzeihen kann. Unsere Reisenden waren eine ziemliche Zeit Augenzeugen von diesen Rasereyen, bis sie ein Betrunkener bemerkte. Wer sind, sagte er, die Kerls da? das sind Spione, Spione sind es. Schmeißt sie darnieder die Spione! Schießt ihnen ein paar Kugeln vor den Kopf wie den tollen Hunden! Und gleich brüllte alles: Spione! Spione! Sie hielten es bei so bewandten Umständen nicht für rathsam, länger zu warten, sondern flohen, und ein Regen von Steinen folgte ihnen. Nachdem sie beide ziemlich gesteinigt worden waren, kamen sie an ein grosses Haus, dessen Thüre verschlossen war. In der Angst traten sie aber mit solchen Ungestüm dagegen, daß die Thür aufsprang: drangen ein, schlossen die Thür wieder zu, legten einen Riegel vor dieselbe, der darneben stund, und stiegen die Treppe hinauf. Aus dem Saale hörten sie wieder ein abscheuliches Lärmen. Sie öffneten das Zimmer, aus welchem der Lärmen kam, und fanden da die sämmtliche Rathsherren in Schlachtordnung gestellt. Sie waren so erbittert auf einander, daß sie die Fremden gar nicht zu bemerken schienen. Einer von ihnen ertheilte durch eine Ohrfeige, die er dem andern gab, das Zeichen zum Treffen. Beide Partheyen fielen nun einander an, warfen Tische und Stühle um,

und

und verfuhren gegen einander auf eine solche Art, daß man sie eher für böse Buben, als für freye Bürger und gesittete Menschen angesehen hätte.

Sie giengen in ihrer Wuth so weit, daß sie sich einander würden umgebracht haben. Auf einmal hörte man auf der Gasse ein starkes Trappeln von Pferden; die Reisenden fuhren an das Fenster, und sahen, daß ein Trupp Husaren vor dem Rathhause hielt. Sie riefen daher mit vollem Halse: der Fürst ist da! der Fürst ist da! Dieser Zuruf that vortreffliche Wirkung. Alles rief ihnen nach; der Fürst ist da! der Fürst ist da! Und alles rafte sich auf, stürzte die Treppe herunter und öffnete die Thüre. Der Fürst erschien wirklich, warf einen verächtlichen Blick auf die Unverständigen, und gieng in Begleitung derselben die Treppe hinauf. So bald der Zug in der Rathsstube angekommen war, nahm alles eine sehr ehrerbietige Stellung an, und erwartete des Fürsten Vortrag.

Sind das die Früchte der Freyheit? fragte er, mit bitterm Lächeln.

Ihro Durchlaucht! Ihro Durchlaucht verzeihen, Ihro Durchlaucht geruhen, Ihro Durchlaucht nehmen nicht ungnädig! — So riefen sie unordentlich durch einander her.

Ich will euch nur kurz und gut meine Meinung sagen, antwortete der Fürst, ihr seyd allesamt nichts werth. Von mir wollt ihr euch keine Vorschriften geben lassen, und ihr selbst seyd doch nicht im Stande Vorschriften zu geben und sie bei der Bürgerschaft geltend zu machen. Wenn ihr die Leute wäret, die durch ihren eignen Verstand und ihre eigne Kraft sich erhalten, und Ansehen verschaffen könnten, so

wäre euch die Unabhängigkeit vielleicht gut. So lange aber das nicht ist, könnt ihr das Ansehen, das der fürstliche Stand bei den Unterthanen hat, nicht entbehren, und ihr müßt Gott danken, wenn euch der Fürst seinen Schutz gönnt. Das habe ich euch schon vielmal zu verstehen gegeben, ihr habt mir aber nicht geglaubt. Nun, denke ich, werdet ihr es glauben. Ihr macht einander entweder selbst todt, oder werdet von den Bürgern todt gemacht, wenn ich mich nicht dazwischen schlage. Und kurz und gut, ihr geht jetzo gleich nach Hause und seyd ruhig! Ich habe ein paar Justizräthe mitgebracht, die sollen die ganze Sache untersuchen, und eine Schwadron Husaren, die sollen in der Stadt bleiben, bis alles ruhig ist. Und von dieser Stunde an nehme ich eure Freyheit wieder, und setze alles wieder auf den alten Fuß.

Sie beantworteten den Vortrag mit einer tiefen Verbeugung. Der Fürst schwang sich auf sein Pferd und ritt fort, und die Rathsherren raften sich zusammen, und giengen nach Hause. Der ganze Pöbel zerstreute sich nun, so bald er fürstliche Husaren sahe.

Seit der Zeit sahen die Bürger in Marnewitz ein, wie gut es sey, daß es gute und weise Fürsten giebt, und so oft sie in die Kirche kamen, sangen sie mit weit mehrerer Andacht:

Gieb unsern Fürsten und aller Obrigkeit
Fried' und gut Regiment!
Daß wir unter ihnen
Ein geruhig und stilles Leben führen mögen,
In aller Gottseligkeit
Und Ehrbarkeit.

Die

Die dritte Historie.

Durch einen kleinen Umstand kömmt eine Mordthat ans Licht.

Wir müssen auf diejenigen Wege der Vorsehung im Menschenleben am aufmerksamsten seyn, wo sie durch kleine Umstände wirkt, und entweder einen Menschen aus Todesgefahren rettet, oder die versteckteste Bosheit und Mordthat an den Tag bringt. Man kann solche nicht fleißig genug aufsuchen und bekannt machen, weil der Bösewicht immer denkt: seine That solle verborgen bleiben, und vielleicht mancher von einer bösen That abgehalten wird, wenn er siehet, daß die göttliche Vorsehung auch da noch durch die kleinsten Umstände wirke, wo aller Menschen Kräfte und Einsichten aufzuhören scheinen.

Es passirten vor einigen Jahren drey Schweintreiber den Zoll, und verzollten an die dreyßig Schweine, die sie nach dem Thüringischen trieben, speisten auch alle drey in dem Wirthshause bei dem Zolle. Wohl vier Wochen nachher wird der Amtsbote ausgeschickt, und sein Weg führt ihn durch ein Holz, wo er nicht weit vom Wege einen, seiner Meinung nach, schlafenden Menschen findet. Schon dieses war Vorsehung, und kein Ungefähr, daß ihn just der Amtsbote finden muß. Hundert andere waren in der Zeit schon vorüber gegangen, und hatten ihn entweder nicht gesehen, oder geschwiegen, um in keine Weitläuftigkeiten verwickelt zu werden.

Als der Bote näher kommt, sieht er, daß es ein mit Kopfschlägen getödteter Mensch ist, der schon

in

in völliger Verwesung liegt. Sogleich kehrt er um, und macht die Sache dem Justitz-Amtmann kund. Dieser, ein sehr thätiger und braver Mann, läßt den Körper aufheben, einbringen und seziren. *) In seinen Kleidern wird auch nicht das allergeringste gefunden, woraus man einige Nachricht hätte nehmen können: wohin oder woher? Indessen waren alle Merkmale einer gewaltsamen Ermordung vorhanden. Wo sollte man aber die Thäter suchen? Obgleich in allen benachbarten Gegenden Nachfrage, und auch in öffentlichen Blättern Anzeige und Beschreibung des gefundenen Ermordeten geschah; so konnten doch keine eigentlichen Steckbriefe ausgeschickt werden, weil man die Thäter nicht kannte, noch weniger beschreiben konnte. Nirgends war man im Stande, über die Sache einiges Licht zu bekommen. Dies bekümmerte den rechtschaffenen Amtmann sehr, und er konnte dafür weder Tag noch Nacht ruhen. Auch der wachsame und rege Trieb dieses Mannes, die Bosheit zu entdecken, war Vorsehung.

Als er wohl vier Wochen nachher eine ganze Nacht über die Sache gedacht hatte: so konnte er kaum den Morgen erwarten. So stark war bei ihm der Trieb, die Mordstätte noch einmal in genauen Augenschein zu nehmen. Er reitet ganz allein heraus, und untersucht alles, kann aber nicht das Geringste entdecken. Endlich sieht er wohl zwölf Schritte davon im dicken Gebüsche etwas Weißes schim-

*) Einen todten Körper öffnen, um zu erfahren, was die Ursach seines Todes sey. Dieses geschieht bei Verunglückten jedesmal auf Befehl der Obrigkeit.

schimmern. Er kriecht durch, und findet ein kleines Zettelchen mit der Schrift: so viel Schweine verzollt. Also ein Zollzettel! halt! dacht' er: nun bist du auf der Spur. Von der Stätte ritt er nach dem Zollhause, und vernahm den Wirth über den Zollzettel. „Ja! sagte dieser: den hab' ich für drey Schweinetreiber unter gesetztem Dato geschrieben, die 30 Schweine verzollt haben. Sie haben auch hier gegessen, und giengen nach dem Thüringischen.“

Schon mehr Licht. „Was haben sie gegessen? fragte der Amtmann.“ Ja! das weis ich nicht mehr! aber meine Frau möchte es wissen. Diese: „Es war an einem Freytage, da ich gewöhnlich sauren Kohl (Sauerkraut) und Schweinefleisch koche.“ Nun fiel dem Beamten die Sekzion ein, daß sie noch in dem Magen des Ermordeten den völlig unverdaueten sauren Kohl gefunden hatten. Verstumme, o Bösewicht! der du der alles regierenden Vorsehung etwas zu verbergen gedenkst! Ein Stückchen Papier — ein vor vier Wochen gegessenes Gericht sauren Kohls muß dich verrathen, wenn der Ermordete nicht mehr reden kann, und äußerlich alles an ihm unkenntlich ist. Aus seinem Magen muß eine Stimme reden, die dich verfolgt, und ans Licht bringen wird. — Wie leicht konnte der Wind das Zollzettelchen weiter verwehen, daß es der Amtmann nicht gefunden hätte? das dicke Gebüsche mußte es aufhalten, daß ers fand. Wie leicht konnte der Regen die Schrift auslöschen? Im Gebüsche wurde sie erhalten. Ja! so gar mußte der Amtmann dadurch an den rechten Ort des ersten Aufenthalts der Mörder geführt werden, und erfah-

ren,

ren, daß der Entleibte sauren Kohl gegessen hatte. Anbetungswürdige Vorsehung! hier ist dein Finger! Nun war alles klar, daß zween von den Schweinetreibern ihren dritten Kameraden ermordet hatten. Allein, wie waren nun die Mörder auf das Vorsichtigste auszuforschen? Der Beamte wählt sich einen klugen und verständigen Schulzen, unterrichtet ihn von allen Umständen, — giebt ihm sein Pferd, und befielt ihm, von Dorf zu Dorf, von Spur zu Spur, den beiden Schweinetreibern nachzuforschen, bis er erführe, wo sie ansässig wären. Zugleich giebt er ihm das gebührende Requisitoriale *) an alle und jede Obrigkeiten mit, wenn es etwa nöthig wäre, sie arretiren zu lassen. Dieser Mann ist so glücklich, sie auf dem ganzen Wege von 15 — 18 Meilen, von Dorf zu Dorf, wo sie gewesen sind, zu verfolgen, und endlich im Thüringischen an den Ort ihres Aufenthalts zu kommen. Noch am späten Abend meldet er sich bei dem Gerichtshalter des Orts, und frägt, ohne sich etwas merken zu lassen, ob diese beiden Leute hier ansässig wären. Da es dieser versichert; so rückt er mit seiner Order hervor. Allein er macht allerhand Bedenklichkeiten, sie noch in der Nacht arretiren zu lassen; sie könnten leicht entspringen; er möchte es doch bis Morgen früh anstehen lassen. Dieses muß der Schulze, obgleich ungern eingehen. Da sie aber des andern Morgens hingehen, sind sie schon in

*) So nennt man ein Schreiben, worin eine Obrigkeit die andere ersucht, eine gerichtliche Handlung, z. E. die Gefangennehmung eines entflohenen Missethäters, ihr zu Gefallen vorzunehmen mit dem Versprechen, in ähnlichen Fällen wieder zu dienen, auch die Kosten zu ersetzen.

in der Nacht geflüchtet, weil ihnen, es sey auf welche Art es wolle, aus des Justiziarii (Gerichtshalters) Hause, von der Nachsuchung etwas bekannt geworden seyn muß.

Unverrichteter Sache muß der Schulze wieder zu seinem Amtmann zurückkehren. Dieser aber kann nicht ruhen. „Was dort vorgegangen ist, spricht er zum Schulzen, soll sich in der Folge schon finden; aber wir können es dabei nicht bewenden lassen. Hier sind abermal 50 Rthlr. und ein frisches Pferd. Reite du wieder zurück, und fange von dem Orte an, aus dem sie geflüchtet sind, ihnen aufs neue nachzuforschen. Der Himmel, der uns schon so viel Licht gegeben, wird diese Mörder nicht entwischen lassen.“ Der verschlagene Schulze macht sich abermal auf den Weg, und fängt von dem Orte, wo sie ansässig und geflüchtet waren, in allen Wirthshäusern und auf allen Nebenwegen, seine Untersuchung an, und ist so glücklich, ihnen wieder auf die Spur zu kommen. Er verliert sie einigemal, findet sie wieder, und so verfolgt er sie bis kurz vor Hamburg. O! denkt er: nun wird alle deine Mühe vergebens seyn. Ganz gewiß sind sie da zu Schiffe gegangen! Indessen willst du doch, da du so nahe bist, Hamburg besehen.

Er kommt an, und tritt in dem ersten, dem beßten Wirthshause ab. Wie wirst du, denn er, in einer so volkreichen Stadt dein Nachsuchen anstellen können? Allein der eine Mörder war ihm näher, als er dachte; die Vorsehung hatte ihn nicht von Ungefähr in dieses Wirthshaus geführt. Als er sich in der Wirthsstube nach verschiedenen Umständen erkundigt hatte; so geht er heraus, tritt in

die Hausthür, und sieht sich auf der Strasse um. Gegen über ist ein Keller, aus welchem die Leute Getränke holen, und indem er da steht: so kommt ein Kerl mit einem Korbe Bouteillen heraus, dem ers gleich ansieht, daß er ein Fremder ist, und nicht zu den Hamburgern gehört. Er erkundigt sich ganz von fern bei dem Wirth und den Umstehenden nach dem Hause, nach den Leuten, die darin sind, und nach diesem Kerl. Dieser, sagt der Wirth, ist mit noch einem andern erst vor 14 Tagen aus Thüringen hier angekommen, und hat sich in diesem Hause als Hausknecht vermiethet; der andere aber ist als Matrose zu Schiffe gegangen. Nun hast du ja, denkt er bei sich selbst, was du haben willst. Sogleich geht er zu dem regierenden Bürgermeister, und offenbart ihm die ganze Sache. Der Mensch wird arretirt, und in dem Augenblick gesteht er auch die ganze That mit den Worten: er habe nicht weiter kommen können: er sähe nun wohl, daß ihn die Rache Gottes verfolge. Hinter dem andern gehen zwar auch Steckbriefe: aber man hat ihn nicht ausforschen können. Der Schulze reist darauf mit seinem Delinquenten unter gehöriger Bedeckung bis zu seinem Beamten ab, wo der Mörder bekannt hat, daß sie sich mit dem Ermordeten schon im Zollhause gezankt, und ihn hernach im Walde erschlagen hätten.

Wer dieses lieset, der denke doch an die wichtigen Worte: „**Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meere; so würde mich doch deine Hand daselbst finden!**“

Die vierte Historie.

Gott belohnt das Gute. Oder: Geschichte des braven Herrn Ehrlichs.

„Thue immer Recht, lieber Sohn, auch wenn es Niemand sieht und Niemand belohnt. Gott sieht es! Du wirst gewiß erfahren, daß alles Gute, was du thust, von ihm belohnt werde.“

Diese Worte hörte Gottlieb von seinem Vater täglich, er glaubte und befolgte sie, und fand immer, daß sein Vater wahr geredet hatte. Er war gegen jeden seiner Mitschüler gefällig, und bekam dafür die Belohnung, daß er von allen geliebt wurde, und daß jeder sich bestrebte, ihm Freude zu machen. Er redete stets die Wahrheit, und brachte es dadurch so weit, daß ihm jedermann glaubte, in allen, was er sagte. Er gehorchte seinen Eltern und Lehrern; dafür hatten sie ihn aber auch vorzüglich lieb. Er war fleißig, und sein Fleiß wurde dadurch belohnt, daß er immer geschickter wurde, und von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob bekam.

In seinem zwölften Jahre verlohr er Vater und Mutter, und betrübte sich sehr darüber. Kaum aber war der Leichnam seines Vaters, der zuletzt starb, in die Erde gesenkt, so nahm ihn ein Anverwandter zu sich, an Kindes Statt.

Da er groß war, legte er eine Fabrik an, von seidenen Tüchern. Er sah stets darauf, daß sie recht gut gearbeitet wurden, und verkaufte sie um einen sehr billigen Preis. Dies hatte für ihn die Folge, daß jedermann gern mit ihm handeln wollte.

Dann sahe er ein liebenswürdiges Mädchen, gewann es lieb, wünschte sie zu seiner Frau zu haben, und bat den Vater, sie ihm zu geben. Der Vater war ausnehmend darüber erfreut, daß er einen so rechtschaffenen Mann zum Schwiegersohn haben sollte; er rief seine Tochter und fragte, ob sie sich wohl entschließen könne, den Herrn Gottlieb Ehrlich zu ihrem Manne zu wählen, und diese schätzte sich glücklich, mit einem Manne, der so viel gute Eigenschaften hatte, auf lebenslang sich verbinden zu können. Als Herr Ehrlich kam, um Antwort von dem Vater zu holen, führte ihm dieser seine Tochter zu, und sagte: ich freue mich unendlich, daß ich meine Tochter einem so würdigen und rechtschaffenen Manne übergeben kann.

Nun trieben beide die Fabrik gemeinschaftlich, und behandelten alle Leute, die für sie arbeiteten, rechtschaffen. Sie hielten ihnen nie ihren verdienten Lohn auf, sie schossen ihnen vor, wenn sie in Noth waren, und erquickten sie, wenn sie krank wurden.

Gott schenkte ihnen Kinder. Luischen, sagte Ehrlich zu seiner Frau, nun laß uns vor allen Dingen dafür sorgen, daß unsere Kinder güt erzogen werden! Luischen that es, und die Kinder wurden gut und fromm, und machten ihren Eltern lauter Freude.

Er nahm ein armes Kind zu sich, erzog es, und ließ es unterrichten. Es wurde groß und machte ihm das Vergnügen, daß es sehr wohl gerieth, und durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß sich grossen Reichthum erwarb.

Nun

Nun kam einmal in der Strasse, wo er wohnte, ein schreckliches Feuer aus. Kaum war die Nachricht davon bekannt, so liefen alle Leute zusammen, die für Herrn Ehrlich gearbeitet hatten, und sagten: Laßt uns Herrn Ehrlich zu Hilfe kommen. Und sie kamen ihm zu Hilfe, und retteten fast alles, was er in seinem Hause hatte. Das Haus selbst aber zu retten, waren sie nicht im Stande, dies brannte nieder, und Herrn Ehrlichs Fabrik gerieth dadurch in grosse Unordnung. Dies machte ihm und seinem Luischen grossen Kummer, und sie überlegten täglich, wie sie Geld aufbringen wollten, ein neues Haus zu bauen, und ihre Fabrik wieder herzustellen. Da sie deswegen einmal ganz kleinmüthig bei einander sassen, trat ein wohlgekleideter Herr in das Stübchen, das sie bezogen hatten, fiel Herrn Ehrlich um den Hals, weinte und sagte: Mein Vater! Mein Wohlthäter! Ach wie kränkt es mich, daß ich Sie in so bekümmerten Umständen antreffe.

Dieser Herr war eben das arme Kind, das Herr Ehrlich erzogen hatte. Er zog einen grossen Beutel voll Dukaten aus seiner Tasche, setzte ihn auf den Tisch und sagte: Mein Wohlthäter, all mein Glück habe ich Ihnen zu danken, nehmen Sie einen Theil meines Vermögens an, um Ihre Umstände zu verbessern, zum Zeichen meiner Dankbarkeit. Und er mußte es, ob er sich gleich weigerte, annehmen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, sein Haus wieder aufzubauen, und seine Fabrik wieder herzustellen.

Nach einigen Jahren wurde er sehr krank, und da er merkte, daß er sterben würde, ließ er alle seine Kinder um sein Bette kommen, und sagte zu

ihnen: Thut immer Recht, lieben Kinder, auch wenn es niemand sieht und niemand belohnt. Gott sieht es, und ihr werdet gewiß erfahren, daß alles Gute, was ihr thut, von ihm belohnt werde. Ich habe es erfahren. Jede gute That hat mir Gott über lang oder über kurz, vergolten. Gerechter Gott! War dein Lohn so groß, da ich voller Fehler war, wie groß wird er erst dann seyn, wenn ich in einer bessern Welt meine Fehler werde abgelegt haben!

Die fünfte Historie.

Vom Nutzen des Gebets. Oder: Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Zwanzig Jahre hatte Meister Herrmann, ein Schneider, in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stund eine grosse Schüssel voll Gemüs auf ihrem Tische, bisweilen auch Fleisch, und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahr 1770, da schon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und jedermann glaubte, der Frühling wäre da, da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte, und bis an die Knie im Schnee waden mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — da sah es noch trauriger aus. Die Landleute besuchten ihre Felder, aber, ach! der

Schnee

Schnee hatte sie alle verwüstet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Roggen bedeckt waren, stunden ganz entblößt, und auf andern stund die Saat äußerst dünne. Da war allenthalben ein grosses Wehklagen. Die Erndte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele Bauern erndteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten, wenige soviel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten, und noch weit wenigere konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstund grosse Noth. Sonst waren in den Städten die Märkte mit Wagen und Karren voll Getraide bedeckt. Aber jetzt — da kam nur selten eine Fuhre mit Frucht in die Stadt. und wenn diese kam, so drängten sich allemal fünfzig und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum und riefen: Wie theuer die Frucht? ich, ich, ich will sie haben, und da forderten die Bauern für ihr Getraide immer mehr. Meister Hermannen drückte die Theurung besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er jetzt erst zwey, dann drey, dann vier, endlich fünf Groschen schicken.

Und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel eben nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in grosse Noth. Weil er fast alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocken Brod war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine Familie behelfen mußte. Doch

waren sie dabei vergnügt, und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließe.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig an Kleider wenden konnten. Wenn dann ihre Kinder kamen und klagten: lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Kamisol oder Mieder: so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen: Lieben Kinder, es sind schwere Zeiten, es ist jetzt an kein Kleiderkaufen zu denken.

Auf diese Art mußte der gute Herrmann manche Woche drey bis vier Tage sitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und seine Kinder doch alle Tage essen. Da wurde ihm ängstlich ums Herz! Er nahm sein weniges Zinn und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelöst hatte, aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder Kleider.

Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, daß er einmal des Morgens aufstund, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: Brod! Brod! lieber Vater, Brod! Da hätte ihm das Herz vor Jammer springen mögen. Doch faßte er sich und tröstete seine Kinder. Diesen Morgen, sagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr alle euch sättigen.

Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brod bekommen?

Er wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihn stromweise aus den Augen, und lief in die nächste Kammer.

Da fiel er auf die Knie und seufzte: Ach Gott! Ach Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder. Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährst ja so viele Vögel und giebst den Raben ihr Futter. Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen. Gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheeren.

So seufzete er und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brod zu verschaffen, aber noch wollte es ihm nicht glücken.

Da trat sein Töchterchen in die Kammer und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wollte. Er gieng heraus und traf da eine Bäuerinn an, die ihn fragte, ob er sich getraue in zwey bis drey Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müßten denselben nothwendig haben, weil sie nebst ihrer Tochter, auf den nächsten Sonntag, zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gern, gerne! antwortete er, und nöthigte sie in die Stube zu gehen. Und damit ihr, sagte sie, da sie in die Stube trat, mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so habe ich auch hier etwas Lebensmittel mitgebracht.

Sie holte einen ziemlich grossen Handkorb unter ihrem Mantel hervor, und alle Kinder drängten sich herbei, um zu sehen, was in demselben seyn möchte.

Da brachte sie ein Brod heraus, dann einen Topf voll Erbsen, dann Butter und geräuchert Fleisch.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eines nach dem andern wendete sich um und fieng an zu schluchzen.

Meister Herrmann konnte mit nichts antworten, als mit Thränen.

Was ist denn das? Was ist denn das? fragte die Bäuerinn.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübte Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte. Die Bäuerinn wurde weichmüthig, weinte auch mit, und freuete sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hätte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen. „Von nun an, Meister Herrmann, sagte sie, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von den vorigen Jahren noch so viel Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brod brauchet, ihr sollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder; wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl und verlaßt euch auf mein Wort!“

Die

Die ganze Familie war vor Freuden außer sich. So bald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit und genossen sie. Die schmeckte! So gut schmeckte es damals in ganz Deutschland keinem Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte.

Sie dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit seiner Hilfe am nächsten ist, wenn es scheint, daß es mit uns gar aus sey.

Die sechste Historie.

Eine gute Herrschaft und gutes Gesinde.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Putzes, der langweiligen Visiten, und des beständigen Schmausens müde worden: auch hatte ihm die dicke Luft, und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich aufs Land begeben. Hier athmete er freyer, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten, hielt er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie assen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn

sie

sie nun von der Arbeit kamen und sich zum Essen setzen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: Da seht einmal, Kinder! wie Michel und Hanns geackert haben, daß ihnen noch der Schweiß über die Backen läuft: und wenn Liese nicht Butter und Käse verfertiget, und dieses gute Gericht gekocht hätte, nach dem euch schon das Maul wässert, müßten wir mit leeren Magen ins Bette gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermal sagte er, wenn die Kinder mit reiner Wäsche erschienen: Bedenkt ihr auch, daß Christine, das so weiß gewaschen hat? Seyd ja recht freundlich und bescheiden gegen sie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unflathe ersticken, wenn die guten Leute nichts thäten: denn ihr seht wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und selber könnt ihr euch noch nicht helfen. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so fleißig dran waren, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Mißjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndtete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das vorher erworbene Geld alles zugesetzt. Doch erhielt die Hoffnung der nächsten Erndte noch den Muth. Allein sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halm auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahr verlor Herr Feldmann den Rest seines Vermögens, ein Kapital von

5000

5000 Rthlrn., das ihm von dem Ankaufe des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankrutt eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer. Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehen, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte. Das einzige, was er noch thun konnte, war, zu sparen. Er berief also seine Leute zusammen und sagte ihnen: Meine lieben Kinder, ihr seht selbst, daß es mit unserer Wirthschaft nicht mehr so fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weis mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur zweymal Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe. Dazu mögen ein Knecht und eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir andern theilen uns in ihre Arbeit. Da fiengen sie alle an zu weinen. Michel sagte: Ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod essen sollten. Hanns wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied. Endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, weils ein Begießen wäre; auch wollten sie, eine um die andere, die Butter zwey Stunden weiter in eine grössere Stadt zu Markte tragen, wo sie mehr dafür bekämen. Die Knechte schlugen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit

ab-

abbrechen könnten, für den Edelmann Baufuhren zu thun, und ausmisten wollten sie des Sonntags nach beiden Kirchen. Alle erboten sich auch Herrn Feldmann die Paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bei ihm gesammelt hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten. Nur möchte er keines verstossen: er hätte sie ja so oft seine Kinder genannt; und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen der Herr Feldmann nicht länger widerstehen. Er faltete die Hände, und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm bescheeret hatte.

Mit Freuden giengs dann an die Arbeit. Jeder hielt, was er versprochen hatte. Uiber dem fleißigen Arbeiten vergieng das schlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab eine reichliche Erndte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, besonders da seine eigenen Kinder grösser wurden, und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstboten verließen ihn auch nicht, da sie heyratheten; lieber wären sie ledig geblieben. Aber er bauete ihnen etliche kleine Häuser auf seinem Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heyrathete Michel Christinen, und Hanns Liesen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt so reich, daß er seiner beiden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne darauf setzte.

Die

Die siebente Historie.

Das arme Dorf Grünfeld kömmt durch den reichen Herrn Claudian in den beßten Wohlstand.

Das Dorf Grünfeld befand sich in sehr betrübten Umständen. Der Boden, auf dem es lag, war von Natur unfruchtbar, und die Bauern so arm, daß sie nichts anwenden konnten, um ihn zu verbessern. Wenn ein Kalb oder Lamm zur Welt kam, so verkauften sie es, sobald es nur einigermassen heran gewachsen war. Auf diese Art konnten sich ihre Heerden nicht vermehren, und sie konnten niemals so viel Dünger zusammen bringen, als sie zur Verbesserung ihrer Aecker nöthig hatten. Hierzu kam noch dies, daß sie das Stroh, das wieder in den Acker hätte kommen sollen, verbrennen mußten, weil sie zu arm waren, als daß sie Holz hätten bezahlen können. Sie konnten nie ein tüchtig Pferd kaufen, sondern mußten sich immer mit alten, abgelebten Thieren behelfen, davon sie das Stück mit 3 bis Thalern bezahlten, die bald wieder starben, theils vor Alter, theils weil sie sie nicht länger füttern konnten. Denn den Hafer verkauften sie insgesammt an einen vornehmen Mann, der in der Stadt wohnte, der ihn seinen Kutschpferden gab, unterdessen daß die armen Ackerpferde sich mit Gras und anderm elenden Futter behelfen mußten. Also waren sie auch nicht im Stande, den Acker gehörig zu pflügen, und er trug sehr wenig.

Dadurch wurden diese armen Leute immer ärmer; sie giengen wie die Bettler her, durch ihre

Häuser schien die Sonne, und wenn sie aßen, so regnete es ihnen oft in die Schüssel, weil sie nicht so viel Geld hatten, daß sie sich hätten neue Kleider kaufen, und ihre Häuser ausbessern lassen können.

Alle ihre Aecker waren verpfändet, und da sie nicht vermögend waren, die Zinsen zu entrichten, so wurden sie größtentheils zum Verkauf ausgeboten.

Damals kam eben ein Mann aus Ostindien zurück, der aus diesem Dorfe gebürtig war, den die Armuth auf das Schiff getrieben, der sich aber in Ostindien durch seine Klugheit und Fleiß vieles Geld erworben hatte. Dieser kaufte die Aecker, die feil geboten waren, für ein geringes Geld. Das ärgerte die Bauern, und sie murrten darüber, und wünschten, daß der Claudian, dies war sein Name, in der See ertrunken wäre, damit er ihre Aecker nicht hätte kaufen können. Der Prediger des Orts sagte ihnen aber, daß sie daran Unrecht thäten, indem es ihnen gut wäre, wenn sie einen reichen Mann in ihr Dorf bekämen. Da beruhigten sie sich, und sahen bald ein, daß es ihnen wirklich gut sey.

Denn kaum war Herr Claudian im Dorfe angekommen, so nahm er sich vor, ein neues schönes Haus zu bauen, einen Theil von den daran liegenden Aeckern zu einem Garten zu machen, und beides mit einer Mauer zu umziehen. Dazu brauchte er nun viel Holz, Breter, Ziegel, Kalk, Steine und Eisenwerk, welches alles von entfernten Orten mußte herbeigeführt werden. Er berief deswegen die Bauern zusammen, und fragte sie, ob sie diese Arbeit wohl übernehmen wollten? Das Gott erbar-

barme! antworteten sie, wie wollten wir armen Leute das thun können? unsere Karren brächen ja in tausend Stücke, wenn wir Steine darauf laden wollten, und unsere Pferde blieben alle auf der Stelle liegen, wenn wir, nur eine Stunde weit, damit so schwere Lasten fahren wollten.

Aber, fragte Herr Claudian weiter, wenn ihr neue Wagen und frische Pferde hättet?

Ja, da wäre es etwas ganz anders, antworteten die Bauern; aber wo wollen wir arme Leute denn das Geld dazu herbekommen?

Ich will es euch vorschießen, sagte Herr Claudian; wenn ihr mir arbeitet, will ich den halben Lohn inne behalten, so lange bis ich mein Geld wieder habe. Seyd ihr damit zufrieden?

Die Bauern bezeigten darüber eine grosse Freude. Herr Claudian ließ jedem einen neuen derben Wagen machen, und kaufte ihm ein paar rasche Pferde dazu. Damit fuhren denn die Bauern drey Tage in der Woche, und die übrigen drey pflügten sie die Aecker. Diese kamen nun bald in bessern Stand, die Bauern bekamen nun immer etwas Geld in die Hände, und nach zwey Jahren waren ihre Pferde und Wagen bezahlt. Sie bekamen nun den völligen Lohn für ihre Arbeit, und waren im Stande, ihre Häuser zn repariren, und sich neue Kleider anzuschaffen.

Herr Claudian hatte viele Leute, die seine Aecker hackten, jäteten, bepflanzten; dazu brauchte er die Bäuerinnen und ihre Kinder. Und da er sah, daß sie sehr elendes Rindvieh hatten, kaufte er ihnen eine recht grosse und nutzbare Art Kühe, und ließ sie nach und nach eben so abarbeiten, wie es die

Männer mit den Pferden gethan hatten. Das war den Bauerskindern sehr lieb, denn sonst hatten sie beständig trocken Brod zum Frühstück bekommen, nun aber bekamen sie Milch dazu, und des Abends fette Butterschnitte. Darüber freueten sie sich, und wünschten Herrn Claudian Gottes Segen.

Herr Claudian that noch mehr, er ließ neue Arten von Bäumen, Futtergräsern und andern Gewächsen, die die Bauern in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten, kommen, und versuchte, ob er sie nicht auf seine Aecker pflanzen könnte. Schlug der Versuch fehl, so achtete er es nicht viel, denn er hatte Geld genug. Gelang es ihm aber, daß er etwas neues anpflanzte, das ihm grossen Nutzen brachte, so bewunderten es die Bauern erst, hernach thaten sie es nach. Er machte auch Versuche, den Boden selbst zu verbessern, und so oft es ihm gelang, so machten es die Bauern mit ihren Aeckern eben so.

Auf diese Art wurde ihre Gegend immer schöner. Da, wo sonst Moräste waren, stunden jetzo Erlenwäldchen; auf Felsen, die sonst ganz kahl waren, stunden jetzo Weinstöcke, und auf ehemaligen Sandfeldern wallte jetzo das schönste Getreide.

Selbst die Häuser wurden immer mehr verschönert. Weil die Bauern Herrn Claudian immer bauen sahen, so wurden sie mit dem Bauwesen immer bekannter, lernten die Oerter kennen, wo man die Sachen, die zum Bauen nöthig sind, am wohlfeilsten haben konnte, hatten immer Geld in den Händen, bekamen auch Vorschuß von Herrn Claudian, so viel sie nöthig hatten. Durch alles dieses wurden sie in den Stand gesetzt, selbst zu bauen,

ihre alten, mit Stroh bedeckten Hütten nieder zu reissen, und an deren Statt neue, bequeme, mit Ziegeln bedeckte Häuser aufzuführen.

Nach einiger Zeit kam ein Schneider, der aus diesem Dorfe war, und sich in der Fremde niedergelassen hatte, zurück, um seine Freunde zu besuchen. Er fand die ganze Gegend so verändert, daß er sie gar nicht mehr kannte, sondern er glaubte, er habe sich verirrt.

Guter Freund! sagte er zu dem ersten, der ihm begegnete, wie heißt denn der Ort, der da vor mir liegt? Grünfeld, antwortete dieser. Grünfeld, fuhr der Schneider fort, ihr scherzet, das ist ja nicht möglich. Grünfeld ist ja das elendeste Dorf in der ganzen Gegend

Gewesen, sagte dieser. Aber es hat sich ein reicher Mann bei uns niedergelassen, der hat uns alle so in Nahrung gesetzt, daß wir Berg und Feld und Häuser alle so haben verschönern können, wie es hier ist.

Die achte Historie.

Der Pfarrer Gutmann giebt den Bauersleuten allerley gute Bücher in die Hände, und was dieses für Nutzen geschafft hat.

In einem gewissen Dorfe war ein Pfarrer, mit Namen Gutmann. Dieser liebte seine Zuhörer herzlich, gab ihnen guten Rath und Unterricht in vielen nützlichen Dingen. Besonders zeigte er ihnen viele schöne Bücher, die so recht eigentlich für

die Landleute geschrieben waren, und las sogar bisweilen des Abends ihnen etwas aus denselben vor. Darüber freueten sich die guten Leute herzlich, besonders da ihnen der Pfarrer erzählte, wie dieser und jener gute Fürst die Landleute lieb habe, weil sie so ehrenwerthe und nützliche Leute wären, und wollte, daß es ihnen recht gut gehen, und sie recht wohlhabend werden möchten. Nur müßten sie auch, setzte er oft hinzu, hübsch verständig und wohl gesittet werden; deswegen würden eben viele nützliche Bücher für sie geschrieben. Auch hatte er bisweilen ein solches gutes Buch in seiner Tasche, wenn er mit ihnen auf einem Gastgebote war; und wenn das Gespräch etwa ausgieng, oder einer und der andere ein wenig zu lustig über Tische ward, oder unnützes Zeug gesprochen wurde: so zog er dann ein solches Buch hervor, und fragte die Verständigsten, die bei ihm sassen, um ihre Meinung: Ob dies und jenes wohl thunlich wäre, oder was sie dagegen einzuwenden hätten? Das gefiel ihnen denn; und es geschah nicht selten, daß dabei so etwas Nützliches beschlossen und künftig nachgemacht wurde. Dadurch bekamen nun einige Verständige, die in der Jugend fleißig von ihren Aeltern waren zur Schule angehalten worden, und gut lesen konnten, auch wohl selbst Lust, ein solches Büchelchen zu lesen, und dann hieß es: "Ja, gern will ich's euch geben, aber der und der Nachbar hat's eben." Da das nun oft der Fall war, so dachte der Prediger endlich nach, wie er es anfangen wollte, daß mehrere Leute bisweilen ein nützliches Buch lesen könnten. Als er also einstmal wieder auf einem Ehrentage war, wo eben die angesehensten

Nach-

Nachbarn mit zugegen waren, so sagte er ungefähr zu ihnen: " Hört, lieben Freunde, ihr wißt, daß mich verschiedene von euch um das und jenes Buch angesprochen haben, woraus ich euch bisweilen etwas vorlas, das euch gefiel; — und da hatte ich es denn entweder selbst von einem guten Freunde geborgt, oder hatte es einem unter euch geliehen; und das war mir immer recht verdrüßlich, wenn ich euch nicht damit dienen konnte. Da ich nun weiß, daß mancher von euch gern manchmal so am Sonntage oder in den langen Winterabenden etwas Gutes und Nützliches, auch wohl Angenehmes zum Zeitvertreib lese; so bin ich darauf gefallen, wie es wohl anzufangen wäre, daß ihr immer ein gutes Buch im Hause hättet. Denn das ist doch Jammer und Schade, daß es so viel gute Leute giebt, die so recht eigentlich Bücher für euch schreiben, und ihr solltet sie nie in die Hände kriegen! Das denke ich nun zu bewerkstelligen, daß jeder solch ein Buch soll lesen können, ohne daß er sich es zu kaufen braucht. " Je das wäre schon schön!" sagten die Nachbarn, und freuten sich, daß man es ihnen recht ansehen konnte. Nun hört, fuhr der Pfarrer fort, ich denke es so zu machen. Ich habe bereits an eure liebe Obrigkeit geschrieben, und ich weiß, daß weil sie euch, ihre Unterthanen, recht lieb hat, und es ihr gar sehr darum zu thun ist, daß ihr verständig und gut werden möchtet, sie mir meine Bitte ganz gewiß nicht abschlagen wird. Ich habe gebeten: daß sie erlauben möchte, daß etwa alle Jahre ein paar Thaler dazu aus dem Vermögen unserer Gemeinde und Kirche genommen werden dürften. Aber das könnt ihr lieben Freunde leicht denken, daß für einen

oder zwey Thaler wohl nicht viel Bücher gekauft werden können. Denn gute Bücher, worinn recht viel nützliche Sachen stehen, kosten auch Geld. Was also weiter zu thun? Ich dächte, lieben Freunde, daß ihr nun auch etwas thätet; und das könnt ihr ja zum Theil recht gut. Seht, ich will gerne alle Jahre etwa einen Gulden geben, und wenn nun einer oder der andere auch nur halb so viel oder etwa nur vier Groschen, drey Groschen, zwey Groschen dazu gäbe: so könnten wir dafür wohl schon viel gute Bücher anschaffen. Ich kaufe solche, und setze sie in einen besondern Schrank, und wenn denn einer von euch ein Buch haben will, so holt er sich's, und wir legen einen Zettel dafür an den Ort des Buchs mit seinem Namen. Meint ihr nicht, daß das gienge? O ja! riefen alle; das ist ja recht schön so, das geht! Laßt uns das thun! sagte besonders der verständige Georg; seht Kinder! da wir eben beisammen sind, dächt' ich, wir machten gleich den Anfang und brächten etwas zusammen. Da! ich gebe acht Groschen; der Herr Pfarrer war der zweyte, der auf den Teller legte — und als dieser herum war: so hatten sie nahe an drey Thaler zusammen. Dafür wurden denn einige nützliche Bücher angeschafft. So brachten die Wohlhabendsten alle Jahre ihren Beitrag, die Kirche und Gemeinde gaben ihre zwey Thaler, und in kurzer Zeit waren so viel schöne, nützliche und gute Bücher vorhanden, daß in dem nächsten Winter, in den langen Abenden jeder Bauer, der Lust hatte und gern verständig werden wollte, ein solches Buch im Hause haben konnte. Das hatte nun einen sehr grossen Nutzen, weil dadurch viele nicht nur recht sichtbar

klüger

klüger wurden, sondern auch manches Böse jetzt unterblieb. Denn einige Bauern hatten sonst sich mit nichts die Zeit zu vertreiben gewußt, als mit Kartenspielen, wobei sie oft viel Geld verloren, und alsdann oft einige Tage ganz verdrüßlich waren; oder sie waren nach dem Wirthshause gegangen und hatten den ganzen Abend getrunken. Das thaten sie nun jetzt nicht mehr, sondern blieben fein zu Hause und lasen in einem solchen Buche. Das hörten denn alle gern, und sie befanden sich recht wohl dabei und blieben recht vergnügt. Auch ihre Frauen und Kinder freuten sich, und es gefiel ihnen noch einmal so gut, daß der Vater nun des Abends zu Hause blieb. Auch geschah viel weniger Böses von den jungen Leuten, die sonst entweder, wenn der Herr nach dem Wirthshause gegangen war, herum liefen, und allerhand Unfug im Dorfe anfiengen, oder doch allerley dummes und böses Zeug in der Stube erzählten, welches nun unterbleiben mußte. Denn die jungen Bursche blieben nun hübsch zu Hause und hörten mit zu, und die Mädchen, die sonst oftmals beim Spinnrade eingeschlafen waren, wenn nicht etwa etwas Lustiges erzählt wurde, schliefen jetzt nicht mehr ein, weil nun so artige Sachen da vorgelesen wurden. Auch hatten sie immer mehr Garn auf der Rolle, wie vorher. Das gefiel den Hausfrauen gar wohl, die oft sagten: Was doch das gut ist, daß unser Herr Pfarrer das aufgebracht hat! Jetzt ist ja alles nocheinmal so gut! Uiberhaupt verstanden die Leute nun vieles besser, was sie sahen und hörten, worinn sie sich sonst nicht hatten finden können. Dem Prediger dankten sie dafür, und gewannen ihn immer mehr Lieb.

Die neunte Historie.

Von dem Hrn. Schulmeister Liebermann.

In demselben Dorfe war auch ein vortreflicher Schulmeister, der hieß Liebermann. Diesen hatte der Herr Pfarrer Gutmann einige Jahre lang in allen nöthigen Kenntnissen unterrichtet und zu einem guten Schulmann erzogen. Bei dem Antritte seines Amts fand er die Jugend des Dorfs ganz verwildert, weil sein Vorfahrer kein gewissenhafter Schullehrer, sondern ein lüderlicher Mann gewesen war. Er hatte daher seine liebe Noth, die eingerissenen Unordnungen abzustellen; aber mit Hilfe des Herrn Pfarrers Gutmann und durch seinen eigenen Fleiß brachte er es bald so weit, daß man nicht hätte glauben sollen, daß es die vorige Schule wäre. Seine erste Sorge war, den Kindern Lust und Liebe zur Schule und Freude am Lernen beizubringen.

Das fieng er aber so an. Uiberhaupt sagte er ihnen bei aller Gelegenheit: wie gut das für sie seyn und wie wohl sie sich nicht nur jetzt befinden würden, wenn sie fleißig in die Schule giengen und recht viel nützliche Sachen lernten, sondern wie ihnen das gewiß auf ihr ganzes Leben recht gut thun würde. Weil nun die Kinder wußten, daß das, was der Lehrer sagte, immer wahr gewesen sey, so glaubten sie ihm auch das, zumal da sie ihn recht lieb hatten, und es auch sahen, wie lieb er sie hatte. Besonders aber zeigte er selbst, daß es ihm eine rechte Freude sey, sie zu unterrichten, und suchte also auch den Kindern das Lernen recht zur Freude zu machen. Auch wenn er sich etwa einmal nicht recht wohl

befand oder Kopfschmerzen hatte, oder ihm etwas Verdrüßliches im Kopf herumgieng, so ließ er das die Kinder doch niemals merken. Sobald er in die Schulstube trat, so sah er so freundlich und vergnügt aus, daß man ihm nichts ansah, und diese frohe Stirn und Heiterkeit behielt er die ganze Schulzeit über bei. "Guten Morgen, lieben Kinder! sagte er bisweilen. Nun, das freut mich, daß ich euch wieder sehe. Mir hat die Zeit recht lang gewährt, ehe ich euch wieder gesehen habe. Denn ich habe euch gar zu gern bei mir, und freue mich recht, wenn die Schule angehen soll. — Ich sehe, daß ihr auch recht vergnügt und froh seyd — da werdet ihr mir auch heute durch euern Fleiß gewiß viel Freude machen. Denn, Kinder, ich werde euch viele nützliche Sachen lehren, die ihr werdet brauchen können, und die euch sehr verständig und gut machen werden. Das wollt ihr doch werden? nicht wahr? Nun so gebt recht Achtung." Dann besah er die Kinder, ob sie sich auch hübsch gekämmt, und ordentlich angezogen und rein gewaschen hatten; dadurch wurden die Kinder immer ordentlicher und reinlicher. Besonders aber suchte er ihnen den Unterricht möglichst leicht zu machen. Er quälte sie nicht so viel mit Auswendiglernen, sondern, wenn sie ja etwas auswendig lernten: so war es ein kurzer Spruch aus der Bibel, eine wichtige Lebensregel, ein schöner Gesangvers. Aber ehe geschahe es nicht, als bis sie es ganz vorher verstunden, und mit dem Verstande gefaßt hatten, da ihnen denn das Lernen so leicht war, daß sie es selbst nicht einmal wußten, wie sie den Spruch oder Vers gelernt hatten. Deswegen

gien-

giengen die Kinder nun viel lieber in die Schule, und freuten sich, daß sie jetzt so leicht etwas behalten konnten. Schläge oder Scheltworte aber gabs dabei gar nicht; nur alsdann bekam ein Kind einen etwas harten Verweis, wenn es, auf mehrmalige liebreiche Erinnerung, doch unaufmerksam war, seine Mitschüler störte, oder gar etwas Böses gethan, z. E. etwas an den Sachen der andern Kinder verderbet, oder gelogen hatte, und das that denn den Kindern weher, als alle Prügel des vorigen Schulmeisters. Denn sie hatten ihren jetzigen Lehrer sehr lieb, und wollten gar zu gern, daß er ihnen auch immer recht gut wäre. Damit die Kinder ja nicht die Lust zum Lernen verlieren möchten, so hielt er mit einer Art des Unterrichts nicht gar zu lange an, sondern fieng bald etwas anders an. Da blieben die Kinder vergnügt und behielten Lust. Zur Belohnung, wenn sie recht Acht gegeben hatten, erzählte er ihnen denn wohl eine gar artige Geschichte, worüber sich die Kinder immer recht freuten. Die Schule dauerte überhaupt nur ein paar Stündchen; und da auch das zu lange gewesen wäre, wenn die jungen muntern Kinder so lange hätten auf einer Stelle sitzen müssen, und vielleicht gar krank geworden wären: so ließ er sie alle zwischen der Schulzeit einmal herausgehen, und da ein Viertelstündchen im Garten spielen. Unterdeß machte er alle Fenster und Thüren in der Schulstube auf. Dies hatte einen grossen Nutzen, weil unterdeß die vielen unreinen Dünste, wovon man so leicht krank wird, die von den vielen Kindern und der Ofenwärme im Winter in der Stube entstunden, herausgezogen waren;

und

und da hätte denn einer sehen sollen, wie noch einmal so frisch das Lernen gieng, wenn die Kinder wieder hereinkamen, und wie froh und munter sie alle waren. Auch hielt er seine Schule sehr ordentlich und setzte sie niemals aus; er müßte denn krank gewesen seyn, und dann war doch der Herr Pfarrer Gutmann so gefällig, und hielt Schule für ihn. Da behielten die Kinder immer Lust, und blieben in der Gewohnheit, immer etwas zu lernen; da sie sonst, wenn der Schullehrer die Schule oft hätte ausfallen lassen, nicht nur weniger gelernt, sondern auch die Lust zur Schule verloren haben würden. Denn wenn man seine Geschäfte nicht einen Tag, wie den andern, immer forttreibt, sondern oft aussetzt, so wird's einem hernach viel schwerer, und man ist viel unlustiger, wenn man sie dann wieder vornehmen will. Aber auch das muß man sagen, daß die Eltern das Ihrige dazu beitrugen, den Kindern die Schule recht lieb zu machen. Ja, sie thaten das vielmehr, da sie es mit ihren Augen sahen, wie ihre Kinder von Tage zu Tage nicht nur verständiger und besser, sondern auch wohlgesitteter, und ihnen viel gehorsamer wurden. Sie behielten sie denn auch nicht mehr, wie ehedem, so oft, um der geringsten Kleinigkeit willen, zu Hause, und die Kinder baten sie auch nicht mehr so oft, wie sonst, da sie wohl sagten: Vater oder Mutter, laßt mich doch heute einmal zu Hause bleiben! Auch sprachen sie nicht mehr im Beiseyn der Kinder schlecht von dem Schulmeister, oder schalten ihn gar aus; denn das hatten sie nun auch nicht mehr Ursach, da sie den jetzigen fast alle recht lieb hatten. Des Abends fragten sie ihre Kinder denn oft, was sie den Tag

über

über gelernt hätten, und ließen sich von ihnen die schönen Geschichten wieder erzählen, die sie gehört hatren. Das waren denn meistens solche, woraus die Eltern selbst, und auch die Mägde und Knechte, die mit in der Stube sassen, gar viel Nützliches lernen, und selbst manche gute Lehre daraus nehmen konnten. Denn der Schullehrer nahm solche aus einem schönen Buche, welches von lauter guten und bösen Bürgers- und Bauersleuten handelte.

Wie schön war doch das alles, daß Alte und Kinder jetzt so gut gesinnt waren! Möchte es doch in allen Städten und Dörfern eben so seyn!

Die zehnte Historie.

Der brave Hr. Schulmeister Liebermann hat von Hans Grobmann vielen Verdruß, wird aber dafür von seinen Vorgesetzten getröstet.

Alle Nachbarn im Dorfe erkannten den Nutzen der guten Schuleinrichtungen des braven Liebermanns, und thaten demselben aus Dankbarkeit alles zu Gefallen. Niemand wagte es, von ihm schlecht zu sprechen; so lieb hatten ihn alle.

Nur ein paar thörichte Leute waren etwa im Dorfe, die damit nicht zufrieden, und auf das neue Gute übel zu sprechen waren, weil sie glaubten, es müsse beim Alten bleiben. Aber zur Ehre der andern Nachbarn des Dorfs waren es gerade solche Leute, die sonst überall nicht viel taugten,

ten, und daher auch von keinem geachtet wurden. Ein solcher war, Hans Grobmann. Dieser führte den Namen recht mit der That, denn er war ein dummer und ungeschliffener Mann, und es hatte keiner mit ihm etwas gern zu thun. Hütet euch ja vor dem, der ist ein grober Mann, hieß es da immer.

Auch in der Stadt kannten ihn schon alle, wo er hinkam, als einen groben Menschen, und er war daher jedem verächtlich. Denn wenn ihn sein Herr, bei dem er als Taglöhner und Trescher arbeitete, etwa in die Stadt schickte, daß er etwas ausrichten, oder eine Kornprobe hinein tragen sollte: so klopfte er ganz abscheulich an die Thür, daß alle Leute, die im Hause waren, erschracken. Dann gieng er mit der Mütze oder dem Hute auf dem Kopfe und mit seinem Stocke gerade in die Stube. Er schleppte dann zugleich so viel Gassenkoth in dieselbe, daß ihn die Leute oft hinaus weisen mußten. Uiberhaupt hatte er sehr grosse Unarten an sich, die man bei keinem Bauersmanne antrift. Er lehnte sich nämlich, wenn er bei fremden Leuten war, entweder sehr tölpelhaft an die Wand, oder setzte sich hin, streckte die Beine aus, kratzte sich auf dem Kopfe, schneuzte sich die Nase, und wischte mit Erlaubniß zu reden, den Unrath an den Aermel, oder an die Beinkleider, oder an den Stuhl. Darüber waren die Leute natürlich sehr böse, und sagten: das ist ja ein grober Bauer! Ja einige baten seinen Herrn, als er in die Stadt kam, er möchte ihnen doch lieber einen andern, und ja nicht den groben Hans wieder schicken, sonst möchten sie lieber von ihm nichts mehr kaufen. Seine Kinder hatte er

auch

auch sehr grob und ungeschliffen erzogen, besonders war Peter ein gar nicht gutes Kind. Als der Schullehrer einstmals ihm einige Ruthenstreiche gegeben hatte, weil er einen seiner Mitschüler drey Blätter aus seinem Lesebuche boshafter Weise gerissen, und ihn noch dazu, weil dieser es dem Schullehrer zu sagen drohte, geschlagen hatte: so hatte das böse Kind dies seinem Vater erzählt, und noch erstaunlich viel dazu gelogen. Auch hatte der Schullehrer den Peter manchmal gefragt: warum er denn nicht in die Schreib- und Rechenstunde käme? und er hatte trotzig geantwortet: mein Vater sagt, ich brauche das nicht. Das hörten denn die andern Kinder, und hätten leicht auch glauben können, daß sie das Rechnen und Schreiben nicht nöthig hätten, und folglich die Lust dazu verlieren können. Er sagte also dem Knaben, da die Schule aus war, er möchte doch seinem Vater freundlich von ihm grüssen, und ihn bitten, daß er doch einmal zu ihm kommen möchte, wenn er Zeit hätte. Da hatte denn Hans entsetzlich geschimpft, was der Kerl wohl von ihm möge haben wollen, und hatte ihn, in Gegenwart seiner Kinder, erschrecklich ausgescholten; welches denn gar nicht gut war; denn Peter und die andern Kinder verloren dadurch die Achtung für ihren Schullehrer, der es doch so herzlich gut mit ihnen meinte. Grobmann tobte den ganzen Weg durchs Dorf hinein, bis in die Schule, und so trat er denn eben hinein, da Liebermann die Suppe auf dem Tische stehen hatte und etwas essen wollte; wozu ihm aber nun der Appetit vergieng. Denn er ärgerte sich dergestalt, daß er glaubte, er würde krank werden, wenn er etwas zu sich nehme, und

fastete

fastete daher lieber den ganzen Tag und trank lauter Wasser.

Mit seiner Mütze auf dem Kopfe trat Hans herein, sah ganz wild aus, rückte seine Mütze ein wenig, und schrie auf den Schullehrer los:

Nun, da bin ich, Herr Schulmeister. Was will er denn von mir haben! Da red' er, ich will ihm schon zur Antwort kommen.

Schullehrer. Nun, nun, lieber Mann! doch nicht so böse! was ist ihm denn widerfahren? Ich wollte ja nur in aller Freundschaft ein Wörtchen mit ihm reden, zum Beßten seines Kindes. Aber da ich sehe, daß er so böse ist: so will ich's lieber bis auf ein andermal lassen.

Hans. Ey was! Beßten hin! Beßten her! — das wäre recht! Da hab' ich Zeit dazu, immer nach der Schule zu laufen. Mach er nur, und sag er an, wenn er mit mir was will.

Schullehrer. Nun, so höre er mich nur ruhig an. Ich wollt' ihn fragen: warum er denn seinen Peter immer nicht in die Rechen- und Schreibstunden kommen läßt? Ich dächte doch, das wäre dem Knaben sehr gut. Er bezahlt ja deswegen nicht mehr Schulgeld!

Hans. Ja, das fehlte mir auch noch, daß man für so etwas Geld ausgebe! Wenn Frau und Kinder nicht leben wollten!

Schullehrer. Für so etwas? sagte er — hält er denn Schreiben und Rechnenlernen für so etwas Geringes?

Hans. Es mag immerhin gut seyn; ich sag ihm aber: mein Junge soll das nicht lernen. Ich hab's auch nicht gelernt. — Er soll nicht! hört er?

er? — und er und der Pfarrer mag machen was er will!

Schullehrer. Das thut mir leid, guter Mann, daß ich das von ihm höre: ich hätte ihn für einen verständigern Mann gehalten, der sein Kind lieber hätte.

Da fieng nun der grobe Mann an ganz unsinnig zu wüthen, — schlug auf den Tisch, daß die Fenster klirrten: Herr, was spricht er da? Ich keinen Verstand? Hör er — — und da stürzte denn ein ganzer Strohm von niederträchtigen Schimpfwörtern heraus. Unter andern sagte er: Weis er was? Er soll es hübsch beim Alten lassen. In dem Dorfe, wo wir sonst wohnten, hatten wir auch einen Kantor, der lehrte die Kinder hübsch Gottes Wort und den Katechismus, und damit gut. Mit dem hab ich mein Lebtag kein Specktakel gehabt. Was brauchen unsere Jungen so viel, wie der Pfarrer, zu wissen? und was untersteht er sich, meinen Jungen braun und blau zu schlagen? Ich will nach dem Consistorium gehen — weis er's? Und was hat er sich denn über meines Jungen seine schöne Pelzmütze *) aufzuhalten? die hat mir mein Geld gekostet! und er soll absolut eine tragen, daß er's weis, oder ich will ihn gar nicht mehr in die Schule schicken. Der Henker mag wissen, was das für dumm Zeug ist, was die Kinder da bei ihm lernen. Man hat ja sein Lebtage so was nicht gehört. Hör er: ich und Gevatter Stenz wollen zu dem Inspektor gehen, der soll ihn Mores

*) Wie schädlich die Pelzmützen besonders den Kindern sind, lernt man aus dem Gesundheits-Katechismus. S. 9.

Mores lehren, daß ers weis! — — und was der alberne Mann mehr sagte. Da erschrack denn Liebermann, und sah wohl, daß mit einem so albernen, dummen und groben Manne nichts anzufangen wäre. Er gieng aus der Stube, und ließ ihn stehen; denn er war sanftmüthig und hatte am Zanken keinen Gefallen. Hanns fluchte also noch eine Weile, und dann gieng er unter lautem Schimpfen nach Hause, zog seinen Rock an, und lief in die Stadt zum Inspektor. Dieser war aber ein sehr vernünftiger Mann, und da er wohl wußte, was der Prediger und Liebermann für gute und nützliche Männer waren, so gab er Hanns Grobmann einen derben Verweis, und sagte: Ich kann ihm allein nicht glauben, ich werde mich nach der Sache erst näher erkundigen. Aber ich weis schon zum voraus, daß alles gut ist, was der Prediger und Schullehrer thun. Der Mann lief also zornig nach Hause, und ließ das ganze Jahr den Peter nicht in die Schule gehen. Da nun die Kinder in der Schultabelle, wornach alle Morgen die Kinder verlesen, und die, welche fehlen, angemerkt und alle Vierteljahr der Obrigkeit angezeigt werden; so wurde Grobmann für jeden versäumten Tag mit acht Pfennig bestraft; und als er das nicht bezahlen konnte, so wurde ihm die Hälfte zwar erlassen, ihm aber ernstlich gedroht, daß er acht und vierzig Stunden bei Wasser und Brod eingesteckt werden sollte, wofern er seine Kinder nicht zur Schule schickte: daher er es denn thun mußte. Der eben so schlecht denkende Nachbar Stenz hatte also keine Lust, seinem Exempel zu folgen, und Grobmann ward gar deswegen Feind mit ihm. Die Vorgesetzten des Schul-

lehrers aber, die den guten Mann sehr schätzten, weil er sehr fleißig war, befahlen, daß er künftig eine jährliche Zulage von 30 Rthlr. aus den Gemeinde- und Kirchenmitteln erhalten sollte.

Die eilfte Historie.

Die heimlichsten Sünden und die versteckten Bosheiten werden oft durch Gottes Wort und durch das Gewissen des Menschen entdeckt.

Auf einem Dorfe war eine begüterte Wittwe, die ein junger Mensch zu heyrathen wünschte. Sie aber konnte und wollte ihn seines Wunsches nicht gewähren, sondern heyrathete einen andern. Die verachtete Liebe gebiert Rache, und sie gieng bei ihm so weit, daß er selbst öffentliche Reden fallen ließ: Er wolle es ihr schon gedenken, daß sie um Hab und Gut kommen sollte. Man achtete dieser leichtsinnigen Reden nicht. Einige Tage nach der Hochzeit, stand an einem Sonntage früh Haus und Hof dieser Frau in vollen Flammen, und brannte bis auf den Grund ab. Bei der schärfsten Untersuchung war man nicht im Stande, auch nur einige Spuren in dieser schrecklichen Mordbrennerey zu entdecken. Daß das Feuer angelegt war, gaben alle Umstände; allein wo sollte man den Thäter suchen? Endlich fielen der Frau die Reden des zurückgesetzten Liebhabers ein. Man forschte nach ihm,

ihm und er wurde ertappt und eingesetzt. Die Untersuchung begann. Mit der ruhigsten Miene hörte er alles an, und bewies seine Unschuld durch folgende unverwerfliche Thatsachen. Das Feuer, sagte er, ist an dem und dem Tage des Vormittags früh ausgebrochen. An diesem Tage bin ich auf dem und dem Dorfe, welches vier Meilen weit von hier ist, in eben derselben Stunde, da hier das Feuer ausgebrochen ist, an gedachtem Orte in der Kirche gewesen, und bin daselbst vor den Augen der ganzen Gemeine zum Abendmahl gegangen. Ohne Fausts Mantel kann ich doch nicht vier Meilen hin und her in einer Stunde geflogen seyn. Noch mehr. Ich bin den ganzen Sonnabend vorher an diesem Orte in meinen Geschäften gewesen, habe den Abend in der Schenke nebst andern Fremden zugebracht, habe die Nacht auf der und der Kammer mit den und den Leuten geschlafen, und bin des andern Morgens mit ihnen in die Kirche gegangen. Alle von ihm angegebene Zeugen wurden verhört, und sagten einmüthig aus, daß alles, was der Mensch angegeben hätte, die reinste Wahrheit sey. Konnten ihn die Richter verdammen? Was werden die Leser thun?

Da er eine geraume Zeit gesessen hatte, und kränklich wurde; so wurde er besser gehalten, und bekam einen bequemen Aufenthalt in oder neben dem Richthause, wo er freyer herumgehen durfte. Hier verhielt er sich so ruhig und anständig, daß jedermann Mitleiden mit ihm hatte, und ihn für unschuldig hielt. Indessen waren bei der Untersuchung noch einige Umstände ins Licht zu setzen, daß er vor der Hand nicht losgelassen werden konnte.

 Da-

Darüber vergieng eine geraume Zeit, in welcher das abgebrannte Haus dieser Frau fast gänzlich wieder aufgebauet war. Aber ehe man sichs versah, stand es in der Nacht wieder in vollen Flammen, und brannte abermals bis auf den Grund ab. Nun rief der Inquisit, *) da die Nachricht davon auch in die Stadt, und in das Haus kam, wo er saß, soll ich es auch wohl wieder gethan haben? Es war abermals unerklärbar, wie das Feuer ausgekommen war, und kein Mensch konnte auf diesen Menschen fallen, da er nicht aus seiner wohlverwahrten Stube gekommen war. Uiber der neuen Untersuchung wurde die alte beinahe vergessen, und der Mensch drang auf sein Urtheil. Es war nahe dabei, daß man ihn loslassen wollte, und nun, merket auf meine Leser! kam der Zeitpunkt, da Gottes Vorsehung die versteckteste Bosheit entdecken, und ans Licht bringen wollte, was im Finstern so tief verborgen war, wohin keines Richters, keines Menschen Auge dringen konnte.

Der Delinquent gieng eines Sonntags in die Zuchthauskirche, wo der Prediger, ohne alle Rücksicht auf ihn, eben davon redete: **Daß die Verdammniß und Unseligkeit derer, die hier ihre Sünden vorsetzlich zu verheimlichen suchten, nnd dadurch viele Unschuldige in Verdacht brächten, in jener Welt unendlich grösser seyn würde, als derer, die Gott und der Obrigkeit die Ehre gäben, und sie bekenneten.** Dies war

*) So nennt man die verdächtige Person, welche bei der Obrigkeit in Untersuchung ist.

war ein Feuer, das sein Gewissen anzündete, ein Hammer, der sein Herz zerschlug. Unruhig kam er zurück, und ließ nach der Kirche den Prediger zu sich bitten, dem er es geradezu bekannte: Daß er von den beiden Mordbrennereyen, ohne die geringste Beihilfe anderer, in eigner Person der Thäter sey. Mit Erstaunen werden die Leser fragen, wie ist das möglich? und sie sollen es gleich hören.

Er hatte alles vorher darnach eingerichtet, daß er, wenn etwa Verdacht auf ihn fiele, durch die Umstände der Zeit und des Orts losgesprochen würde. Wirklich war er Sonnabends vorher auf dem vier Meilen von dem Orte, wo das Feuer entstanden war, entlegenen Dorfe gewesen. Wirklich war er des Abends mit den angegebenen Personen in der Schenke gewesen, hatte mit ihnen in einer Kammer geschlafen, war mit ihnen des andern Morgens in die Kirche und zum Abendmahl gegangen, und hatte doch in eigener Person das Feuer angelegt. Wie hatte er das gemacht? Er hatte die Feuermaterialien eine gnraume Zeit vorher schon an dem Orte, wo er das Feuer anlegen wollte, verborgen, und sich darauf an den Ort begeben; aber den kürzesten Weg sorgfältig angemerkt. In der Nacht, da die Leute im ersten Schlaf lagen, stieg er aus dem Fenster, rannte in vollem Lauf nach dem Orte zu, legte sein Feuer an, eilte eben so schnell zurück, stieg wieder in die Kammer, legte sich zu Bette, ohne daß es jemand bemerkt hätte, und gieng des andern Morgens ruhig mit seiner Gesellschaft in die Kirche. Das Feuer aber hatte er so angelegt und berechnet, daß es nach seiner Rechnung just des an-

dern Morgens früh, wenn er dort zum Abendmahl gieng, ausbrechen mußte, wie auch geschahe.

Aber, wie das zweytemal? Da er ein gelindes Gefängniß hatte; so war es ihm leicht, sich in des Stockmeisters Hause mit einigen Feuermaterialien: Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel zu versehen. Er sah, wo der Stockmeister die Schlüssel hinlegte, bemächtigte sich derselben, schlich sich des Nachts heraus, legte das Feuer an, und, wie er wieder in seinem verschlossenen Zimmer war, stand das Haus der Wittwe in vollen Flammen. War das nicht ein verschmitzter Bösewicht? aber Gott, und seinem Worte nicht zu versteckt, nicht zu heimlich. Er mußte sein eigenes Geheimniß offenbaren, und hat auch den Lohn bekommen, lebendig verbrannt zu werden.

Die zwölfte Historie.

Die Einwohner eines abgebrannten Dorfs betragen sich gar verschieden.

An einem schwülen Sommertage, da die Landleute, unter Vergießung vieles Schweißes, ihr Getreide einsammelten, stieg ein schweres Gewitter auf; es blitzte, und man hörte schon in der Entfernung ein dumpfes Murmeln. Die guten Leute glaubten, daß es sobald noch nicht beikommen würde, und arbeiteten, um ihr Getreide noch zusammen zu bringen, und es gegen den bevorstehenden Regen zu schützen. Aber plötzlich entstund ein

Sturm

Sturm, der in ein Paar Minuten die Gewitterwolke herbei trieb, und — krach! da fuhr ein Wetterstrahl in die Scheuer eines Dorfes und zündete sie an.

Die guten Leute, die größtentheils noch auf dem Felde waren, sahen es, und eilten herbei um zu löschen; ehe sie aber herbei kamen, hatte die Flamme schon so sehr um sich gegriffen, und war durch den Sturm so weit umher getrieben worden, daß fast keine Rettung möglich war, und der größte Theil des Dorfs in Asche gelegt wurde.

Da kamen die armen Leute fast um alles, was sie sich durch ihren vorigen Fleiß erworben hatten. Ihr Getreide, das sie eingesammelt hatten, ihre Wäsche und Kleider, ihr Hausgeräthe und ihre Nahrungsmittel, alles war mit ihren Wohnungen im Rauche aufgegangen.

Dies verursachte ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Vorzüglich war Niklas ganz untröstlich. Dieser rang immer die Hände, und rief: Ach das Gott erbarme! ich armer Mann, was will ich nun anfangen? Keinen Heller Geld, keinen Bissen Brod, kein Haus noch Bette, habe ich mehr. Betteln werde ich müssen — ich armer Mann!

In diesem traurigen Zustande traf ihn sein ehemalger Nachbar Christoph, an, und sagte: Armer Niklas, du scheinst mir sehr traurig zu seyn?

Muß ich denn nicht? antwortete dieser, ich habe ja nicht mehr als alles verloren. Nichts habe ich mehr, als den Kittel, den ich da am Leibe trage.

Ich habe eben nicht mehr gerettet, fuhr Christoph for. Aber was hilft nun alles Lamentiren? der liebe Gott hat es gethan, und wer kann gegen

 Gott?

Gott? Gott hat uns doch unsere Köpfe und unsere Knochen gelassen, laß uns die brauchen! laß uns nachdenken, was wir nun anfangen müssen, und laß uns brav die Arbeit angreifen, so werden wir uns doch wohl noch helfen können. Sind so viele Leute schon abgebrannt, und sind deswegen doch nicht alle verdorben.

Alles dieses rührte aber Niklasen nicht. Der schrie immer: ach, ich armer Mann, es ist aus mit mir.

Eben diese Rede führte Christoph auch gegen die übrigen Abgebrannten, und die mehresten dachten wie Niklas, und klagten: daß Gott erbarme! es ist aus mit uns.

Etliche aber folgten Christophen. Sie machten sich vor allen Dingen an den Schutt ihrer Wohnungen, räumten ihn weg, und fanden noch verschiedenes Holz, Eisen und Kupferwerk, und andere Sachen, die das Feuer nicht beschädigt hatte. Dann baten sie einen begüterten, aber sehr frommen Mann, daß er ihnen etwas Geld vorschießen möchte, welches er mit Vergnügen that. Davon bauten sie sich einen Schuppen, und brachten darein das Getreide, das sie noch auf dem Felde hatten. Und Gott segnete es so, daß sie den Winter durch ihr Leben davon erhalten konnten. Ferner verkaufte jeder einige Aecker, bauete sich von dem Gelde eine neue Wohnung, und schaffte sich alles an, was er zu seinem Ackerbau nöthig hatte. Den Ackerbau trieben sie weit eifriger als sonst, und Gott segnete ihren Fleiß so, daß sie in wenig Jahren sich alles wieder anschaffen konnten, was ihnen das Feuer geraubt hatte.

Je-

Jenen aber, die sich in ihrer Traurigkeit nicht mässigen konnten, gieng es viel schlimmer. Sie mußten einige Jahre ohne Wohnung leben; die mehresten blieben ihr Lebtage arm und in Schulden verwickelt, und viele mußten sogar ihre Zuflucht zum Bettelstabe nehmen. So schadet sich oft ein Mensch durch übertriebne Traurigkeit.

Die dreyzehnte Historie.

Von einem vortrefflichen Amtmanne.

In einem Dorfe im Schönburgischen starb 1789 ein Bauer, der dreyzehn hundert Thaler Schulden hatte, und dessen Gut nur höchstens eilf hundert Thaler werth war. Ein Konkurs schien unter solchen Umständen eine unvermeidliche Sache zu seyn. Nicht lange nach dem Tode des Mannes kam sein ältester Sohn zum Amtmann und erklärte, daß er das Gut seines Vaters annehmen wollte. „Habt ihr denn so viel Geld, lieber Freund, daß ihr die Schulden eures Vaters bezahlen könnt?“ erwiederte ihm der Amtmann. „Nein Herr Amtmann, nicht so viel Pfennige, als das Thaler seyn müßten; aber Sie machen mich, mit Mutter und Geschwister zeitlebens glücklich, wenn Sie mir zum Gute verhelfen, und ich flehe Sie um Gottes Willen darum an — Sie werden es schon machen können.“ Der Gedanke, das Glück einer ganzen Familie auf zeitlebens gründen zu können, war diesem Beamten zu reizend, als daß er nicht wenigstens alles hätte versuchen sollen, um es dahin zu bringen. Er be-

stimm-

stimmte einen Termin, an welchem der Sohn mit den Gläubigern seines Vaters vor dem Amte erscheinen sollte. Der Tag kam, und der Amtmann fragte die Gläubiger: ob sie ihr Geld haben, oder noch einige Zeit nachsehen wollten? Wir wollen unser Geld, war die fast einstimmige Antwort. „Aber so werdet ihr von euren Forderungen fallen lassen müssen.“ „Wir lassen nichts fallen, Herr Amtmann: was wir gegeben haben, wollen wir auch wieder haben.“ „Aber **wo nichts ist, da hat der Kaiser selbst sein Recht verloren.**“ „Das Gut ist ja noch da, das muß verkauft werden.“ „Wenn ihr darauf besteht, so müssen wir es freylich subhastiren:*) aber laßt mich euch zuvor einen Vorschlag thun, lieben Leute. Ehe es bis zur Subhastazion des Gutes kommt, vergeht vielleicht ein Jahr und drüber. Unterdessen muß das Gut sequestrirt**) werden; das verursacht Kosten, und das Gut wird, wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, verschlimmert. Dann kommt es darauf an, ob wir für alles mit einander acht hundert Thaler bekommen. Meine Kosten betragen dabei ungefähr zwey hundert Thaler, und die außergerichtlichen auch etwa zwey hundert Thaler. Diese gehen euren Forderungen vor, und es bleiben für eure dreyzehn hundert Thaler nur etwa fünf hundert Thaler übrig. Ihr müßt dann natürlich mit vierzig Pro-

*) Subhastiren heißt öffentlich ausbieten; Subhastazion, öffentliches Ausbieten zum Verkaufe.

**) Sequestriren, ein streitiges Gut durch einen Dritten verwalten lassen, bis der Prozeß geendigt ist. Der Verwalter eines solchen Guts heißt Sequester.

Prozent zufrieden seyn, und bekommt zugleich den traurigen Gedanken mit ausgezahlt, daß ihr eine ganze Familie brodlos gemacht und an den Bettelstab gebracht habt. Alles das könnt ihr aber verhindern, wenn ihr freywillig von euren Forderungen etwas fallen lasset, und dadurch den jungen Menschen in den Stand setzt, das Gut seines Vaters übernehmen zu können. Ihr gewinnt dabei augenscheinlich, und habt oben drein noch die herrliche Belohnung aus freyem Antriebe großmüthig gewesen zu seyn, und eine ganze Familie gerettet zu haben. Nun überlegt es, welches von beiden ihr thun wollt?" Ein gutes und vernünftiges Wort findet oft eine gute Statt, das war der Fall auch hier. Die Gläubiger schienen durch die Rede des menschenfreundlichen Richters überrascht und begeistert zu werden: denn sie entschlossen sich binnen einigen Minuten einmüthig zu dem Vorschlag der Großmuth. Sie zogen ihre Schuldbriefe heraus, einige schrieben sechzig für hundert, andere siebenzig, noch andere gar nur fünfzig, und die Zinsen erließen sie fast alle. —

Der Name des braven Amtmanns, der den Gedanken, der Retter einer ganzen Familie zu werden, einem Verdienst von einigen hundert Thalern vorzog, wird hier verschwiegen, um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten: aber schon allein diese That erhebt ihn unter die Edeln unserer Zeit, und muß ihm die Liebe und Achtung jedes Menschenfreundes erwerben.

Die vierzehnte Historie.

Wie der verständige Bauersmann Georg es angefangen hat, daß seine Familie so gesund war.

In dem Dorfe, wo der Pfarrer Gutmann und der Schulmeister Liebermann wohnten, lebte auch ein Bauer, der zugleich Richter und Schulze war. Die Einwohner des Dorfs nannten ihn Nachbar Georg. Dieser sorgte in seinem Hause auf alle Weise für Reinlichkeit. Er wußte, daß reine Luft dem Menschen so dienlich zum gesunden Leben und Wohlbefinden wäre, als dem Fische frisches und reines Wasser. Daher machte er wenigstens des Mittags, wenn die Sonne schön schien, alle Fenster und Thüren in der Stube auf, und ließ die Luft durchstreichen. Nur sah er dann zu, daß keine Zugluft, welche schädlich gewesen wäre, entstand, zumal, wenn ein Kind, oder sonst jemand im Hause krank war. War nun ein Kranker im Hause, so hieng er denn, so lang als Thüren und Fenster offen blieben, ein Tuch um das Bette oder um die Wiege, worin das Kind lag.

Dies war nun um so nöthiger, da er besonders im Winter mit seinen Leuten zusammen in einer Stube war. Da häuften sich denn gar viele Dünste nnd Dämpfe von dem Odem der Leute; es wurde Taback geraucht; das Essen, wenn es warm hineingebracht wurde, dampfte aus; die Ofenwärme und der Oeldampf von der Lampe kam dazu; oft mußten sie gar Wäsche und Windeln am Ofen trocknen; sie mußten auch ihr Milchwerk in der Stube

ha-

haben, auch hieng eine Käsehorde über den Ofen, worauf die Käse trocknen mußten. Das waren nun lauter faulende Dünste; auch schliefen die Frau und Kinder in der Stube. Wurde nun vollends geschlachtet, Gemüse geputzt, und so weiter: so hätte das keiner, ohne ungesund zu werden, aushalten können. Daher that Georg das, daß er oft frische Luft in die Stube ließ. Der Prediger gieng daher auch zu keinem lieber, als zu Georgen; weil da immer die Luft und die Wohnstube rein war. Alle nun, die in dieser Stube bei einander lebten, besonders aber die Kinder, befanden sich wohl dabei, und war sehr selten jemand in Georgens Hause krank. Sie waren alle viel frischer, munterer, und die Arbeit gieng ihnen auch viel besser von Händen. Eben so sorgte die Hausmutter für reine frische Wäsche, und so lange die Kinder klein waren, zog sie ihnen alle Tage ein weißes Hemd an. Das wurde aber niemals gewärmt; die Wäsche war aber auch allezeit trocken und nicht feucht anzufühlen. Anfangs schauderten sich die Kleinen wohl etwas, wenn das nicht gewärmte Hemd an ihren Leib kam: aber sie wurden es gar bald gewohnt, weil die Eltern gleich von Jugend auf damit anfiengen. Und bei der reinen Wäsche befanden sich die Kinder auch recht wohl. Er ließ seine kleinen Kinder von Jugend auf in kaltem Wasser baden; nur mußte das Wasser nicht merklich kälter, als die Luft, seyn. Dazu brauchte denn die Mutter einen grossen Schwamm, womit sie dieselben über den ganzen Leib rieb; das that ihnen wohl, und sie wurden davon kerngesund; denn dadurch wurden die Schweißlöcher, die vom Schweiß und von den ausgedünsteten Feuch-

tig-

tigkeiten, und allerley Unreinigkeit, die sich an die Haut gesetzt hatte, verstopft waren, geöffnet, und die Ausdünstung befördert, aus deren Hemmung so viele Krankheiten herrühren. Auch bekamen die Kinder fast niemals den Schnupfen und Husten; und Ausschläge der Haut, Krätze, böse Köpfe, waren in Georgens Hause etwas ganz Unbekanntes. Da sagten dann die andern Frauen oft: „Du liebe Zeit! was wir für eine Noth mit unsern Kindern haben; immer hat man mit ihren bösen Köpfen zu thun und sich zu plagen. Wir haben unsern Jungen geschmiert — wenns nun nicht besser wird! Um Gottes Willen, sagte Georg, da habt ihr sehr übel gethan; Ach! wenn ihr wissen solltet, was aus solch einem vertriebenen bösen Kopfe alles entstehen kann! Lieber laßts gehen; davon könnten bei den Kindern, wenn die Unreinigkeit, welche die Natur auf die äußern Theile getrieben hat, auf die innere fällt, gar abscheuliche Krankheiten entstehen, Brustkrankheiten, Jammer, Erstickung; ja sie können lahm nnd blind werden und gar am Schlagflusse sterben. Macht es so, wie ich, so werden eure Kinder gar keine Ausschläge bekommen, das ist besser. Und da erzählte ers ihnen denn, wie ers machte. Aber meistens schüttelten die Mütter die Köpfe, und meinten, das könne nun und nimmermehr gut gehen. Köpfchen warm und Füßchen warm, war immer ihr Sprüchwort. Bleibt ihr dabei, sagte Georg, ich will bei meiner Gewohnheit bleiben; ich habe es bis jetzt noch nicht zu bereuen Ursach gefunden. Ja, wißt ihr was? ich lasse sogar meine Kinder nicht nur baden, sondern sie müssen noch dazu des

Mor-

Morgens den Kopf in eine tiefe Schüssel mit kaltem Wasser stecken. Da hätten sich denn die Frauen beinahe gekreuzigt und gesegnet. Aber manche, die das Ungemach mit den bösen Köpfen nicht länger mehr ausstehen konnten, machten es doch so, wie Georg, und sagten ihm hinterher vielen Dank.

Die fünfzehnte Historie.

Töffel fürchtet sich vor Irrlichtern, und wie es ihm einmal gegangen ist.

Ein Bauer kehrte mit seinen Kindern, Töffeln und Lieschen vom Jahrmarkte aus der Stadt zurück. Es war an einem neblichten Herbsttage, schon sehr finster. Unterweges, da sie an ein Wirthshaus kamen, sagte der Vater zu ihnen: er habe etwas mit dem Wirthe zu reden, sie wüßten ja den Weg nach ihrem Dorfe, und sollten nur auf der Landstrasse fort gehen. Dies geschah. Kaum waren sie etliche hundert Schritte weit, so sahen sie seitwärts im Felde, wo ein Fußsteig an einem Holze weg lief, etwas Feuriges auf der Erde herum hüpfen. Töffel, ein furchtsamer Bube, gerieth darüber in das äußerste Schrecken. Lieschen hingegen, ein munteres dreustes Mädchen lachte ihn aus und sagte: sie müsse wissen, was es wäre: denn sie habe von dem Vater gehöret, daß man nur allezeit auf dasjenige losgehen sollte, was in der Entfernung und Finsterniß eine fürchterliche Gestalt zu haben schien, und man würde allezeit

zeit finden, daß es Nichts sey. Der Bruder zitterte über ihre Verwegenheit, schwatzte ihr von Irrwischen vor, die des Nachts die Leute irre führten, und prophezeyhte ihr nichts geringers, als daß ihr das feurige Ding den Hals brechen oder das Genicke eindrücken würde. Aber sie ließ sich nichts abhalten, und hieß ihn seines Weges nur fort gehen. Halb todt vor Schrecken sah er ihr nach.

Als sie an die fürchterliche Erscheinung kam, fand sie einen Krämer, der auch vom Jahrmarkte kam, und mit einer Laterne um sich herum etwas auf der Erde suchte. Er war sie kaum gewahr, so bat er sie, sie möchte ihm doch suchen helfen: er habe mit seinem Schnupftuche einen Beutel heraus gerissen, und suche schon über eine Stunde vergebens. Lieschen, die besser auf der Erde kriechen konnte, fand ihn sogleich in einem Strauche, wo er ihn hingeschleudert hatte. Der Mann dankte ihr tausendmal, und gab ihr für ihre Mühe ein artiges Geschenk. Da ihn sein Weg durch ihr Dörfchen führte, so schlenderte sie in seiner Gesellschaft vollends nach Hause.

Bald darauf kam ihr Vater. Sie erzählte ihm die Geschichte, und er lobte ihren Muth. Indessen kam die Mitternacht herbei, nnd Töffel war noch nicht da. Der Vater war auf der Landstrasse gegangen, Lieschen auf dem Fußsteige, und keines hatte ihn getroffen. Sie fiengen also an zu fürchten, daß er ein Unglück möchte genommen haben, und giengen mit der Laterne hinaus.

Ungefähr etliche hundert Schritte vor dem Dorfe hörten sie in einer kleinen Entfernung etwas jämmerlich wimmern. Sie liefen hinzu, und fanden

den Töffeln in einem tiefen sumpfigen Graben, wo er sich nicht heraushelfen konnte, voller Schmutz, und Hände und Gesicht an Dornsträuchern zerritzt. — Je Töffel, wie bist du denn hieher gekommen? rief ihn der Vater zu, indem er ihn herauszog. Ach! Vater, sagte er, da mich Liese allein gelassen, lief ich voller Schrecken fort, und sah mich beständig nach dem feurigen Dinge um, das mir endlich nachzulaufen und mir immer näher zu kommen schien: darüber kam ich ganz von der Strasse ab, und indem ich noch zum letztenmale mich nach dem Dinge umsah, stürzte ich in den Graben: ich wollte mir heraus helfen, aber da griff ich immer in die Dornen — seht einmal, Vater — und hiemit fieng er jämmerlich an zu heulen.

Der Vater gab ihm einen derben Verweis, Aber wie war Töffel erst auf sich böse, als er hörte, wie glücklich seine Schwester durch ihre Unerschrockenheit gewesen war! Im Rückwege wiederholte der Vater seine alte gewöhnliche Regel, daß man auf alle fürchterliche Gestalten nur gerade losgehen sollte.

Die sechszehnte Historie.

Ein Gastwirth wird durch seine Reinlichkeit ein wohlhabender Mann.

Der junge Schröter nahm das Geld, das er von seinem verstorbenen Vater ererbt hatte, kaufte dafür einen Gasthof, und bewirthete darin die Fremden, die bei ihm einkehren wollten. Er kam bald in

guten Ruf. Wenn die Reisenden auf der Post sich erkundigten, welches der beßte Gasthof in der Stadt sey, so sagten die Postillons immer: der graue Falke; (so hieß sein Gasthof) und alle Reisende, die einmal bei ihm waren bewirthet worden, suchten gewiß, bei ihrer nächsten Durchreise, den grauen Falken wieder auf, und kehrten daselbst wieder ein. Es kam endlich so weit, daß fast alle andere Gasthöfe in der Stadt leer wurden, die Gäste aber, die im grauen Falken einkehrten, sich so vermehrten, daß Schröter noch ein Hinterhaus mußte bauen lassen, um sie beherbergen zu können.

Darüber wurden die andern Wirthe neidisch, schalten den Schröter, und sagten, er sey ein niederträchtiger Mann, der durch unerlaubte Mittel die Fremden an sich zu ziehen suche.

Dies hörte ein Fremder, der bei einem von ihnen übernachtet hatte, und sagte zu ihnen: Ihr thut dem guten Manne Unrecht. Seine ganze Kunst, wodurch er die Fremden an sich zieht, ist die Reinlichkeit. Es ist bei ihm alles nett und sauber. Gleich beim Eintritt in das Zimmer wird man dem Manne gut, wenn man die blendend weißen Vorhänge, den frisch gescheuerten Boden und die saubern Mobilien erblickt. Auch die magerste Mahlzeit reizt zum Appetite, wenn man das reinliche Tischzeug und Geschirr sieht, in dem alles aufgetragen wird. Die blinkenden Gläser empfehlen den Wein, der in ihnen perlet. Und man bezahlt gerne einige Groschen mehr, als in andern Gasthöfen, weil man hier alles mit Appetit geniessen kann. Reinlichkeit empfiehlt den Menschen, den Gasthof, die Speise und den Trank.

Auch

Auch das Mittelmässige wird hochgeschätzt, wenn es nur reinlich ist.

Die siebzehnte Historie.

Niklas macht sich durch Unreinlichkeit elend.

Niklas hatte Eltern, die ihm sehr gute Lehren gaben, sie waren aber beide in so viele Geschäften verwickelt, daß sie nicht immer nachsehen konnten, wie sie von ihm befolgt wurden. Nun war Niklas so einfältig, daß er glaubte, er müsse die Lehren seiner Eltern nicht um sein Selbstwillen, sondern aus Gefälligkeit gegen sie, befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er nur in ihrer Gegenwart folgsam wäre. Deswegen that er immer das Gegentheil von dem, was ihm seine Eltern gesagt hatten, so bald er merkte, daß sie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihn zum Exempel gesagt, er müßte sich und seine Kleidung reinlich halten. Er that aber keines von beiden.

In der Morgenstunde schlich er träumend umher, und scheuete die kleine Mühe, sich zu waschen und seinen Mund zu reinigen. Ein weißes Hemde zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde, und seine Kleidung vergaß er immer an dem Orte aufzuhängen, den ihm seine Mutter hiezu bestimmt hatte.

Dies hatte für ihn sehr unangenehme Folgen. Sein Mund und seine Zähne bekamen einen sehr unangenehmen Geruch, der jedem eckelhaft war,

 dem

dem er nahe kam. In seinen Haaren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abscheuliches Ansehen gab. Der scharfe Schweiß, den er äußerst selten von der Haut wusch, fraß dieselbe an, und machte, daß er beständig mit Ausschlag behaftet war. Der ganze Mensch wurde am Ende stinkend, bekam eine ungesunde gelbe Farbe, so, daß jedermann seinen Umgang flohe.

Die achtzehnte Historie.

Ein Bauerssohn wird ein vornehmer Herr, und verachtet aus Hochmuth seine Brüder.

Theobald, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde bei einer Rekrutenlieferung, mit unter die Soldaten genommen. Da ihn sein Schulmeister gut unterrichtet hatte, so hatte er Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, und machte sich dadurch bei seinen Offizieren so beliebt, daß er schon im andern Jahre seines Dienstes Korporal wurde.

Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er sich bei jeder Gelegenheit sehr gut; er richtete alles pünktlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es an ein Fechten gieng, so wich er niemals, sondern hielt aus bis auf den letzten Mann.

Deswegen schätzte ihn auch der General sehr hoch, und erhob ihn immer höher, bis er am Ende gar Oberster wurde. Man las seinen Namen oft in den Zeitungen, und so oft ihn der Herr Pfarrer seines Geburtsorts las, lief er zu seinen Brüdern

und

und erzählte es ihnen. Und diese freueten sich darüber, daß sie einen so vornehmen Bruder hätten, redete von ihm in allen Gesellschaften, und freueten sich auf nichts mehr, als auf den seligen Augenblick, da sie ihn wieder sehen würden und in ihre Arme schließen könnten.

Aber bei allen seinen guten Eigenschaften hatte der Oberste Theobald doch einen sehr häßlichen Fehler an sich, er war hochmüthig. Er glaubte, es sey niemand in der Welt so klug und tapfer, als er, redete von nichts als von seinen Thaten, legte sich gemeiniglich mehr Ruhm bei als ihm zukam, und schien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Offiziere sich auch gut gehalten hatten.

Einst kam der Oberste Thebald mit seinen Soldaten zwey Meilen von seinem Geburtsorte in das Quartier. Kaum hatten seine Brüder Nachricht davon erhalten, so liefen sie nach dem Orte hin. Sie trafen ihn eben an, als er seine Soldaten exerzieren wollte.

Bist du es, Bruder? fieng der älteste von ihnen an; ach wie lang hab ich mich nach dir gesehnet! sprang auf ihn los, und wollte ihn umarmen.

Aber der Oberste, der sich dadurch sehr beleidigt hielt, daß ihn ein Mensch, der zwar auch ehrlich und verständig war, aber keine Feder auf dem Hute hatte, seinen Bruder nannte, sprang zornig zurück und sagte: Kerl, bist du rasend? mich deinen Bruder zu nennen? und da ihm der jüngere Bruder antwortete: je, kennst du mich denn nicht mehr, Gottfried? weißt du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehütet, und den Ball geschlagen haben, so wurde er wüthend, und dro-

hete, daß er sie sogleich wollte arretiren lassen, wenn sie nicht augenblicklich fort giengen.

Da giengen die guten Brüder fort und weinten vor Traurigkeit, daß sie Bruder Gottfried nicht mehr für seine Brüder erkennen wollte.

Und alle Soldaten, die das sahen, murreten darüber, und sprachen einander ins Ohr: ist das nicht ein närrischer Mensch, der sich seiner armen Brüder schämt? das sollte er ja für eine grosse Ehre halten, daß er sich aus so niedrigem Stande so hoch empor geschwungen hat!

Weil er nun andere, eben so wie seine Brüder, verachtete, so hatte ihn niemand mehr lieb, und jedermann wünschte, daß er vom Regimente möchte entfernt werden.

Einmal hatte er den Auftrag bekommen, mit 200 Mann eine Menge Wägen, die mit Korn beladen waren, und der Armee zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es fiel aber ein Trupp Kroaten aus dem Walde heraus, vor dem sie vorbeizogen, schossen viele von seinen Leuten todt, jagten die andern fort, und nahmen die Wägen weg.

Darüber wurde der General böse, und da alle seine Soldaten sagten, daß er Ursache daran sey, daß die Wägen verloren gegangen wären, so bekam er seinen Abschied.

Vielleicht hätte er unter andern Truppen Dienste bekommen können; weil aber gerade damals der Friede war geschlossen worden, so wollte man nirgends neue Offiziere annehmen. Er hatte nun keine Einnahme mehr. Und wenn er nicht vor Hunger sterben oder betteln wollte, so mußte er auf

sein

sein Dorf zurück gehen, und den Acker wieder bauen, wie er in der Jugend gethan hatte.

Da spotteten ihn alle Bauern aus. Keiner suchte seine Freundschaft, und er suchte auch die ihrige nicht, weil er glaubte, es sey für einen so vornehmen Herrn, wie er sich zu seyn dünkte, höchst unschicklich, mit Bauern umzugehen. So lebte er ohne Freund.

Bei seinem Regimente wurde aber, seit dieser Zeit, das Sprichwort gewöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle.

Die neunzehnte Historie.

Nachahmungswürdiges Beispiel von Geschwisterliebe.

In Wien starb ein reicher Mann, und hinterließ 5 Kinder. Bei Eröffnung des Testaments war ein Sohn gegenwärtig. Er hörte mit Bestürzung vorlesen: Jedem von meinen vier Kindern vermache ich 40tausend Gulden, dem fünften aber nur 10tausend. Dies schmerzte ihn. Er lief daher noch am folgenden Tage zu seinen Geschwistern, und sagte: Hört, unser Vater hat eins von uns gewissermassen enterbt, oder wenigstens, nicht so gut bedacht, als die andern. Eins von uns trift es: aber es ist unbillig. Wißt ihr was? wir wollen die Sache unter uns ausmachen, und uns vergleichen, die ganze Erbschaft in fünf gleiche Theile zu theilen. Die andern ließen sich das gefallen. Und nun entdeckte er, daß die Schwester, mit deren glücklichen Heirath der

Vater unzufrieden war, diejenige sey, welche verkürzt worden wäre. Die gute That kam vor den Monarchen. Dieser ließ dem jungen Manne seine Zufriedenheit ausdrücklich durch ein Lobdekret darüber bezeugen, mit dem Versprechen, bei seiner fernern Beförderung sich daran zu erinnern.

Die zwanzigste Historie.

Schreckliches Ende eines Landmanns, der durchs Lottospiel reich werden wollte.

Zu welchen schrecklichen Auftritten die Faulheit führt, das lehrt uns die Geschichte eines gewissen Landmanns aus einem Dorfe im obersächsischen Kreise. Dieser Mann hatte ein ziemlich einträgliches Bauerngut, worin er mit den Seinigen, wenn er fleißig gewesen wäre, gemächlich hätte leben können. Aber er war faul, schlief noch, wenn seine Nachbarn ackerten und säeten, und stand er ja früh auf, so war es an denen Tagen, an welchen das Lotto gezogen wurde; denn er glaubte, daß man dadurch ohne Mühe reich werden könnte. Seine Felder bestellte er schlecht, säete zur Unzeit, gab seinen Pferden wenig Hafer, prügelte sie aber desto unmenschlicher, wenn sie vor Mattigkeit nicht mehr fortkommen konnten. In die Kirche gieng er äußerst selten, hingegen ins Branntweinshaus alle Tage. Eine solche Wirthschaft mußte ihn unausbleiblich in Schulden stürzen. Von diesen wollte er sich nun nicht durch verdoppelten Fleiß und Arbeitsamkeit, sondern durch ein leichteres Mittel, durchs Lotto retten

ten. Aber dies führte ihn immer tiefer hinein; seine Schulden wuchsen immer mehr und mehr, bis am ganzen Bauerngute kein Nagel mehr sein war. Um sich nun der drückenden Schuldenlast zu entziehen, und seine Gewissensbisse zu unterdrücken, wählte er den Selbstmord. Man fand ihn, da er noch Tages vorher frisch und gesund war, des andern Morgens todt im Bette. Bei der Untersuchung sah man, daß er sich mit Gifte vergeben hatte. Seine Eingeweide waren schwarz und zerrissen, und in seinem Magen lagen wohl auf zwey Loth Gift.

Die einundzwanzigste Historie.

Ein sparsamer Mann macht den Abgebrannten eines Dorfs ein ansehnliches Geschenk.

Zwey von den Einwohnern eines in der Erndte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knechte es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau, sprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit

ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja, sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter während des Frühstücks, zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen der vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

"Lieben Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.

Die zweyundzwanzigste Historie.

Der dumme Verschwender.

Hütet euch ja, lieben Freunde! vor dem Laster der Verschwendung. Denn es thut nichts weher, als die Armuth, die man sich selbst gemacht hat, wenn man reich gewesen ist, und das Seinige muthwillig weggeschmissen hat. Laßt euch folgende lächerliche und traurige Geschichte erzählen.

Es war einmal ein armer, einfältiger Barbierer auf dem Dorfe, der sich kümmerlich mit den Seinigen ernährte. Er kam aber doch jährlich immer durch, war keinem was schuldig, war gesund, vergnügt

gnügt und zufrieden. Wer das hat, der danke doch Gott, und trachte nicht nach hohen Dingen.

Dieser Mann, den wir Gregorius nennen wollen, litt keine Noth. Des Winters hatte er sein warmes Stübchen, sein Bette, ein kleines gutes Häuschen, und hungern durfte er auch nicht. War der Mann nicht glücklich bei seinem wenigen Vermögen, und in seinem niedrigen Stande?

Mit einemmale stand in den Zeitungen, daß sein Bruder in Ostindien gestorben sey, und diesen seinen einzigen Bruder zum Universalerben seines ganzen Vermögens, von mehr als zweymalhunderttausend Thalern eingesetzt habe. Das Schiff mit den kostbarsten Sachen sey in Amsterdam angekommen, und er würde hiemit dahin zitirt, dieses alles in Empfang zu nehmen, wo ihm auch an die hunderttausend Thaler in Dukaten sollten ausgezahlt werden.

Kaum war es in dem Dorfe und in der umliegenden Gegend bekannt geworden; so war schon vom Morgen bis an den Abend das Haus voll Leute. Der eine wünschte ihm Glück. Der andere empfahl sich zu Gnaden. Der dritte wollte Kutscher oder Vorreuter werden. Da kamen Kutscher vors Haus gefahren. Es wurden ihm Kammerjungfern, Bediente, Laufern, u. s. w. angeboten. So drängte man sich nach des Barbiers Gewogenheit. Mehr als zwanzig Advokaten wollten die Reise mit nach Amsterdam machen, und ein jeder versprach, ihn aufs beßte gegen alles Unrecht zu schützen.

Weit und breit kamen Kaufleute und Weinhändler, ihre Waaren anzupreisen. Die Juden

aber stürmten beinahe das Haus. Da alles so in der größten Unruhe war, und man sein eigen Wort nicht hören konnte, kam ein Kurier, und brachte dem reichgewordenen Barbier einen vornehmen Titel, nebst einer Anweisung, in der nächsten Stadt ein gewisses adeliches Schloß, als seine künftige Wohnung zum Geschenk anzunehmen. Er könnte es auch für sein Geld nach seinem Gefallen zu rechte bauen lassen, wie er wolle.

Dies alles machte den Barbier so verwirrt im Kopfe, daß er nicht mehr wußte, wo er war. Seine Ruhe und Glückseligkeit war mit einemmale fort. Aber das glaubt ein solcher Mensch nicht. Tag und Nacht schwärmte es ihm im Kopfe herum, wie er sich nun von dem vielen Gelde, recht was zu Gute thun, und über andere erheben wollte. Und das war just der geradeste Weg, wieder arm zu werden, wie es auch kam.

Das menschliche Herz kann nichts weniger ertragen, als gar zu grosses Glück. Selten wird sich ein Mensch von niedrigem Stande darin zu finden wissen. Merkt euch das wohl, lieben Freunde! Seyd ja in der Welt zufrieden, wenn es euch mittelmäßig wohlgehet, und laßt euch durch diese Geschichte warnen.

Das erste, was Gregorius that, war, daß er sich einen Adelsbrief kaufte. Er hieß nun Herr von Gregorius. Sein Barbierzeug, was ihm bisher Brod gegeben hatte, warf er zum Fenster heraus. So hatte ihn der Reichthum schon geblendet, daß er seinen ersten Stand spöttisch verachtete. Es waren ihm schon einige Fässer Wein vors Haus gefahren, und man schätzte sichs für eine grosse Gnade, sie

sie anzunehmen. Da wurde nun gleich ein Faß angesteckt, und alles traktirt, was gelaufen kam. Die Juden brachten Tücher, Hüte, Uhren, Dosen, Schnallen, und zehn Schneider liefen was sie konnten, wer der erste seyn würde, seine Dienste anzubieten. Da wurden denn auch reiche Stoffe ausgenommen, für die Frau von Gregorius.

Diese wußten gar nicht, wie ihr geschehen war. Sie saß in einem Winkel mit ihrem Friesrocke, bis sie ein Schneider hervorholte, ihr das Maaß zu sechs kostbaren Kleidern zu nehmen. Da wachte sie auf, wie aus einem Traume, und sagte nur: Ach! Ach! was wird die Frau Gräfinn sagen? Was wird die Frau Amtmanninn sagen? Herr Jemine! wo soll ich denn hin? Das Beßte war, daß diese Leute keine Kinder hatten. Sonst wäre es auch um diese armen Geschöpfe geschehen gewesen.

Des andern Tages kamen Kutsche und Pferde an. Es wurden Bediente angenommen, kostbares Hausgeräthe angeschafft, und Bauleute bestellt, die das geschenkte Schloß verbessern sollten. Nun aber wurde mit Ernst an die Reise nach Amsterdam gedacht, die grosse Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Ehe Herr von Gregorius abreiste, trug sich eine ganz possirliche Sache zu. Der Nachbar Schmidt, der sonst sein guter Freund gewesen war, und ihn fast alle Abende besucht hatte, kam noch einmal zu guter Letzt herüber, und wollte Abschied nehmen. Ein kluger, verständiger Mann! der wohl mußte, wie es in der Welt zu gehen pflegte, und der kein Blatt vor dem Mund nahm, wenn

die

die Wahrheit sollte gesagt werden. " Gevatter! sagte der Schmidt, in seiner ehrlichen gutmeinenden Sprache, er ist nun groß und reich geworden. Ich bitte ihn gar zu sehr, lasse er sich durch den Bösen nicht blenden. Vergesse er ja seinen ersten Stand nicht. Hat er viel, so kann er auch viel alle machen, wenn ers so, wie zeither anfängt. Uiberhebe er sich nicht. Hochmuth kömmt vor den Fall. Ich meine es gut mit ihm, wie ich immer gethan habe. "

Was meint ihr, Freunde! was der gute Mann für eine Antwort erhielt? " Will der grobe Kerl zum Hause heraus? hieß es. Weiß er nicht mit wem er spricht? Wer ich jetzt bin? untersteht er sich noch mich Gevatter zu schelten? Konrad, Moritz, wo seyd ihr? Bringt den Kerl zum Hause hinaus. Er denkt ich bin seines Gleichen? Nur sachte, sachte, Gevatter! sagte der Schmidt. Ich will den Weg doch wohl finden. Lachend gieng er zum Hause heraus, und sprach zu dem Volke vor der Thür! Nur Geduld, in ein paar Jahren wollen wir uns wieder sprechen. Schmecke gut, und währe lange. Ich bin nun bald sechzig Jahre alt, und habe dergleichen Vögelchen bald aussingen gehört. Er gieng in seine Schmiede, und fieng seine Arbeit vergnügt wieder an.

Herr Gregorius reiste nun mit Extrapost, einigen Bedienten, und zwey Advokaten nach Amsterdam. Als er ankam, wurde ihm das Schiff mit den kostbarsten Sachen übergeben, die mehr als hunderttausend Thaler werth waren. Diese verkaufte er für ein wahres Spottgeld: für zwanzig oder dreyßigtausend Thaler. Und diese blieben beinahe

in

in Holland. So ließ er drauf gehen. Die hunderttausend Thaler in Dukaten wurden ihm auch ausgezahlt. Als er damit nach Hause kam, mußte er schon auf zwanzigtausend Thaler Schulden bezahlen, theils für alle, vor seiner Reise genommene Sachen, theils für Baukosten und andere kleine Ausgaben, die seine Frau während seiner Abwesenheit gemacht hatte. Also hatte er noch etwa achtzig- bis neunzigtausend Thaler. Ein schönes Geld! Wie artig hätte er davon leben können!

Allein er bezog sein Schloß, und fieng eine sonderbare Lebensart an. Kränklich war er schon von Amsterdam zurückgekommen, und hatte einen Husten mitgebracht. Maaß und Ziel wußte er in keiner Sache zu halten. Durch Unmässigkeit im Essen und Trinken, besonders in starken hitzigen Weinen, hatte er seiner Gesundheit schon einen Stoß gegeben.

Seht Freunde, wie der dumme Verschwender handelt. Er weiß mit dem Gelde nicht umzugehen. Er denkt, was er bezahlen kann, schade ihm nicht. Er denkt nicht an die Zukunft, und glaubt, sein Geld könne nicht alle werden. Hört nur wie es weiter kam, und wie er sich von gottlosen Betrügern vollends arm machen ließ.

Herr von Gregorius hatte in der Gotteswelt nichts gelernt, als barbiren. Lesen und Schreiben konnte er fast gar nicht. Also wurde ihm bei seinem vielen Gelde doch die Zeit lang. Er mußte daher immer Gesellschaft haben. Wenn er sich nur brave, vernünftige Leute ausgesucht hätte, die ihm einen guten Rath geben konnten! So aber waren es lauter schlechte Leute, Schmarotzer und Tischfreun-

freunde, die sichs bei ihm wohlschmecken ließen, ihn zu allerley närrischen Ausgaben verleiteten, und hinterher, wenn sie weg waren, den einfältigen Narren auslachten. Seine Bedienten merkten seine Dummheit gar bald, und bestahlen ihn heimlich und öffentlich. Laßt euch hievon ein paar lächerliche Historien erzählen.

Es wurden einmal fünf Schweine geschlachtet. Eins davon hatte das Gesinde gestohlen, aber den Kopf vergessen mitzunehmen. Herr von Gregorius gieng über den Hof nach dem Pferdestalle. Da fiel es ihm doch auf, daß er fragte: wie viel Schweine habt ihr geschlachtet? Viere, war die Antwort. Hum! brummte er vor sich hin: Vier Schweine und fünf Köpfe? Das konnte er nicht begreifen, und dabei blieb's.

Noch ein weit lächerlicher Spaß trug sich zu. Weil die Juden täglich bei ihm waren, und ihm allerley schlechtes Zeug für vieles Geld aufhiengen, so nahmen sie sich einmal vor, daß sie ihm eine Stutzuhr verkaufen wollten, die er theuer genug bezahlen sollte. Das machten denn die listigen Vögel so. Sie kriegten einen Kerl her, der gut Maulwerk hatte, gaben ihm Kleider und Geld, versprachen ihm auch noch mehr, wenn er das Stückchen gut ausführen würde. Dieser mußte die Uhr, welche sie entsetzlich fest eingepackt hatten, auf einen Wagen nehmen, und damit unter dem Schlosse einkehren. Er mußte sich für einen Uhrmacher aus London ausgeben, der diese Uhr, welche tausend Thaler kostete, an einen vornehmen Hof bringen sollte. Sie hätte ihres Gleichen nicht in der Welt, und

wäre

wäre so eingerichtet, daß sie alle Morgen um neun Uhr vernehmliche Worte sprechen könnte.

Das Gerede kam bald vor den Herrn von Gregorius. Er ließ den Mann holen, und sagte zu ihm: kann ich die Uhr nicht zu sehen kriegen, die da sprechen soll?

„Nein, Ihro Gnaden! sie ist viel zu fest eingepackt.“

Wo geht sie denn hin?

„Weit, weit von hier: an einen vornehmen Hof. Sie ist schon vor sechs Jahren bestellt, und ich habe sie wohl schon sechsmal umarbeiten müssen, ehe es mir gelungen ist, daß sie sprechen kann. Das hat noch keiner erfunden. Ich muß sie selbst überbringen, und die Reisekosten werden apart bezahlt.“

Was soll denn die Uhr kosten?

„Für tausend Thaler ist sie bestellt. Sie möchte aber wohl zwölf hundert Thaler, ohne die Reisekosten kommen.“

Ists denn nicht möglich, lieber Mann! daß ich sie nur einmal könnte sprechen hören?

„Nein! das geht gar nicht an, weil ich über einen Tag zubringe, sie aus- und einzupacken, und darüber leicht etwas zu Schaden gehen könnte, das ich unterweges nicht wieder repariren kann.“

Aber höre er einmal. Wenn ich ihm nun die ganze Uhr abkaufte?

„Der Mann zuckte die Achseln, und sagte: Wie wollte ich da zurechte kommen? Ich habe es schon an den Hof gemeldet, daß ich von London abgegangen bin.“

Hör' er! Ich gebe ihm fünfzehn hundert Thaler.

 „Nein!

„Nein! mein Herr, das kann ich nicht. Wo blieben die Reisekosten von London her? Und wie wollt' ichs an dem Hofe entschuldigen?"

Er kann ja schreiben: er wäre unterweges unglücklich gewesen, und habe umgeworfen. Wie lange braucht er denn dazu, eine neue zu machen?

„Ey! unter Jahr und Tag geht es nicht."

Nun, so kann er ja schreiben: er wolle binnen einem Jahre eine neue machen. Will er die 1500 Thaler, so hole er die Uhr herauf.

Der Betrüger stand, und besann sich lange. „O! sagte er: Ihro Gnaden sollten sie nur erst sprechen hören. Sie spricht gar zu vernehmlich: ganz scharmant."

Was spricht sie denn?

„Vieles, vieles. Unter andern: Vivat der König, und noch mehr Artiges."

Das spricht sie?

„Ja! Ihro Gnaden! Aber dafür kann ich sie nicht lassen. Wollen Sie mir noch 200 Thaler Reisegeld geben, so mags drum seyn; so muß ich sehen, wie ich diesmal mit Lügen durchkomme, und muß über Hals und Kopf nach Hause reisen, um eine neue anzufangen.

Nun, so geh hin, Kerl, und hole die Uhr. Sollst haben. Ja! sagte der Schelm: Ihro Gnaden müssen mir etwas auf die Hand geben. Er gab ihm dreyßig Thaler, und nun gieng der Mensch hin, die Uhr auszupacken. Es vergiengen darüber wohl sechs Stunden. Endlich kam er damit des Abends, als es schon ziemlich finster war. Es war eine ordinäre Stutzuhr, die etwa dreyßig Thaler werth seyn mochte: aber auch nicht einen Pfennig mehr.

mehr. Sie wurde hingesetzt. Laß er sie doch sprechen, rief Herr von Gregorius. „Nein! jetzt kann sie das nicht; aber morgen um neune spricht sie alles. Darnach ist sie eingerichtet. Wollen mir aber Ihro Gnaden nun die 1500 Thaler und die 200 Thaler Reisegeld geben, so will ich mich gleich auf den Rückweg machen. Denn ich muß Tag und Nacht eilen, daß ich wieder nach London komme, um eine neue anzufangen. Sonst packe ich wieder ein."

Wer war froher, als Herr von Gregorius? Er zahlte das Geld, vergaß aber die 30 Thaler Handgeld abzuziehen. Der Kerl machte, daß er fort kam. Auf der Gränze warteten die Juden seiner, und da theilten sie das Geld.

Des andern Morgens um neune setzte er sich vor die Uhr, und wartete mit Schmerzen, daß sie sprechen sollte. Es schlug zehn, eilfe, zwölfe, und sie sprach nicht. Da fielen ihm die 30 Thaler ein, die er vergessen hatte. Und nun schickte er nach den Kerl, der schon über alle Berge war.

Bei seiner Lebensart, die er führte, konnte er auch nicht lange gesund bleiben. Des Morgens trank er Thee, Koffee und Schokolate. Dann Madera und Malaga. Uiber der Tafel Rheinwein und Burgunder. Des Abends aber gieng er mit Champagner wohlberauscht zu Bette. So trieb ers alle Tage.

Nach Verlauf von drey Jahren hörte man schon sagen: daß er nicht mehr bezahlen könnte. Im vierten bekam er die Schwindsucht und das Blutspeyen, und mußte elendiglich sterben. Als nach seinem Tode die Schuldleute zutraten, blieb auch nicht so viel übrig, daß die Frau ihre Kleider be-

behielt. Sie mußte vom Schlosse, und lief wieder nach dem Dörfchen. Ach wie bat sie die Leute, die in ihrem ersten Häuschen wohnten, daß sie ihr doch um Gotteswillen ein Plätzchen darin geben möchten! Da mußte sie Wolle spinnen.

Das war nun das Ende der Geschichte. Als der ehrliche Schmied das sahe, sagte er: das dacht ich wohl, daß es so kommen würde. O! wäret ihr Leute doch nicht reich geworden, so wüßtet ihr nicht, was Armuth wäre.

Was denkt ihr dabei?

War das nicht ein recht dummer Verschwender?

Die drey und zwanzigste Historie.

Ein armer Knabe wird durch seine Ordnung und Sparsamkeit ein reicher Mann.

Zu London hatte ein reicher Kaufmann, ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard hieß, noch zu klein war, so konnte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herum laufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte: so brachte er beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das

Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möcht' ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, und sie hernach zu verkaufen.

Es wurde ihm verwilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein grosses Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt sey, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als die Katze habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem, bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern und mit sich speisen. Aber, unerachtet Essen genug da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Ratten und Mäusen, und die waren so dreust, daß sie schaarweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Geldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine schreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen und zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganz Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für die Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben seiner Güter ein.

Die

Die vier und zwanzigste Historie.

Eine grausame Kindermörderinn.

Eine Weibsperson, Namens Magdalena Opfermann in Kleinliebenau, im Stift Merseburg, war ohne Unterricht und Erziehung aufgewachsen, und in dem rohesten Zustande ihres Herzens und Geistes, ward sie vor etlichen Jahren Mutter von einen unehelichen Kinde. Sie erzog solches 3 Monate an ihrer Brust, nahm alsdann Ammendienste, und ließ das Kind ihrer Stiefmutter einige Zeit in der Pflege. Als aber die Opfermann kein Geld für die Erziehung desselben geben wollte, und die Stiefmutter solches, bei ihrer drückenden Armuth, auch nicht länger behalten konnte: so erbarmten sich Verwandte derselben in Leipzig des verlassenen Kindes, nahmen es bis ins sechste Jahr zu sich, und bildeten es zu solch einem lieben Kinde, daß jedermann an dem kleinen Röschen, so hieß es, seine Freude hatte. Aber nach Verfließung dieser Zeit gaben sie es der Mutter wieder, welche damals auf einem Dorfe, das Pissen heißt, bei Bauersleuten diente. Die Opfermann brachte nach wenig Tagen ihr Kind von ihrer Herrschaft weg, und sagte dieser: daß sie solches ihrer Stiefmutter geben, und bei ihr erziehen lassen wollte. Sie gieng mit demselben von Pissen (welches eine gute Stunde von Liebenau liegt) in die Aue herab, und sorglos, wie ein junges Lamm, lief die Kleine mit kindischer Einfalt und liebkosender Freude an ihrer Mutter Hand fort. Aber anstatt, daß diese Grausame das kleine Röschen nach Liebenau führen sollte, brachte sie es auf eine zwischen

Horburg und Maßlau liegende Brücke, hob das schuldlose Geschöpf von der Erde empor, und da die kleine Unschuld an ihrer Mutter Brust sich schmiegt, mit seinen Aermchen um ihren Hals sich schlingt, und sie schmeichelnd küßt, reißt die Barbarinn die kleinen um sich geschlossenen Händchen von ihrem Nacken los, und stürzt das Kind, ohne auf sein Angstgeschrey, noch auf die flehentliche Bitte: ach liebe Mutter! ihr werdet mich doch nicht in das Waser werfen? zu achten, über die Lehne in die Tiefe hinab. Nach vollbrachter Greuelthat gieng sie ohne die mindeste Rührung in ihre Dienste zurück, und als es Abend ward — — läßt sich wohl solch eine Fühllosigkeit denken! tanzte dieses Ungeheuer von einer Mutter (denn es war an einem Sonntag) unter den lärmenden Tönen der Dorfmusik bis in die späte Nacht hinein. Ihrer Herrschaft berichtete sie, daß sie ihr Kind bei ihrer Stiefmutter zurückgelassen habe, und daß es diese wieder nach Leipzig zu den Verwandten bringen wolle; und zu ihrer Stiefmutter sagte sie, daß der Frau Muhme, (welche das Kind erzogen) ihre Schwester das kleine Röschen zu sich genommen habe. Kein Mensch setzte in dieses Vorgeben Mißtrauen. Es war im November 1789, da sie diese Höllenbosheit ausübte, und um Weihnachten gieng sie nach Leipzig, und hatte auch noch die Frechheit, daß sie die Verwandten besuchte, welche ihr Kind bis ins sechste Jahr erzogen hatten, meldete diesen, daß sie ihr Kind nach Schkeudiz in die Verpflegung gegeben habe, und daß es recht wohl versorgt sey. Die Anverwandten, welche ihren kleinen Zögling auch in der Entfernung noch liebten, brachten einige Kleidungs-

sa

sachen und Spielzeug zusammen, und gaben dieses der Opfermann, daß sie solches dem kleinen Röschen zum Weihnachtsgeschenk bringen sollte. Aber die Opfermann schenkte diese Sachen weg, und als sie nach Pissen kam, erzählte sie ihrer Herrschaft, daß ihr Kind nun auch todt sey: die Stiefmutter hätte es wollen nach Leibzig tragen, und unterweges sey es gestorben. Man glaubte auch diesem Vorgeben. Als aber nach einiger Zeit die Stiefmutter nach Pissen kam, fragte man sie: wie es doch nur zugegangen wäre, daß das Kind auf dem Wege nach Leipzig so plötzlich gestorben sey? Die Frau erschrack, wußte von allem nichts, und nun bekam man Argwohn, ließ die Opfermann arretiren und in das Amt Lützen bringen, wo sie in dem Verhör ohne langes Weigern gestand, daß sie das Kind von der Brücke bei Maßlau in die Luppe gestürzt habe.

Die Fischer bekamen sogleich Befehl, den Körper zu suchen; allein, da zu eben der Zeit, als das Kind ertrank, das Wasser groß gewesen war, so hatte solches der Strom mit fortgenommen, und erst im verwichenen Sommer, da das Wasser sehr klein ward, wurde der Körper eine Stunde weit von der Brücke, bei dem Dorfe Zöschen gefunden. Man berichtete dieses sogleich in das Amt; die Arrestantinn ward zu dem Leichnam gebracht, wo sie befragt wurde, ob dies ihr Kind sey, und mit der größten Gleichgültigkeit erkannte sie es für das ihrige. Alle, die den Leichnam sahen, vergossen die heißesten Thränen: nur die Mutter ließ keine Spur von Rührung merken. Welch entsetzliches Beispiel, wie Hartherzigkeit, Unwissenheit und Dummheit

heit den Menschen herab zu würdigen vermögen.

Die fünf und zwanzigste Historie.

Wie gut es ist, wenn man sein Wort hält.

Herr Müller fieng an zu handeln, und hatte doch nicht mehr als hundert Thaler, für welche er Waaren einkaufen konnte. Gleichwohl hatte er nach einigen Jahren die ansehnlichste Handlung in seiner Stadt.

Einer seiner Freunde fragte ihn einmal, wie es nur möglich sey: daß er bei seinem geringen Vermögen, in so kurzer Zeit eine so grosse Handlung hätte anlegen können?

Das will ich dir gleich sagen, antwortete er. Ich habe immer gehalten, was ich versprochen habe. Wenn ich von jemanden Geld oder Waaren bekam, so bestimmte ich immer den Tag, da ich bezahlen wollte. Wenn nun dieser kam, so ruhete ich nicht eher, bis ich das Geld aufgebracht hatte, und es wieder bezahlen konnte. Dadurch hab ich mir in den größten Handlungshäusern ein solches Zutrauen erworben, daß ich so viele Waaren bekommen kann, als ich verlange. Es kostet mir nur einen Brief, so steht mir für drey bis vier tausend Thaler Waare zu Dienste.

Kredit, Kredit lieber Freund! ist so gut wie baares Geld. **Und Kredit erlangt man, wenn man Wort hält.**

Die sechs und zwanzigste Historie.

Martens und Mieke werden durch ihre Ehrlichkeit reiche Leute.

Martens war im Niedersächsischen Kreise, unweit Braunschweig geboren. Seine arme Eltern starben, noch ehe er reden konnte, und hinterließen ihm nichts. Er wurde also von Allmosen erzogen: und alles, was man ihn lernen ließ, bestand im Lesen und Schreiben.

Von seinem fünfzehnten Jahre an diente er auf einem Mayerhofe, wo man ihm die Führung einer kleinen Heerde anvertraute.

Zu eben der Zeit hütete die junge Mieke in eben der Gegend die Schaafe ihres Vaters, der ein wohlhabender Landmann war. Beide begegneten sich zuweilen mit ihren Heerden, unterhielten sich miteinander, lernten einander genauer kennen, und gewannen sich von Herzen lieb.

Höre, Mieke, sagte Martens, willst du mich zum Manne haben, so will ich um dich anhalten?

Gern, antwortete das Mädchen, denn du gefällst mir und meinst es gewiß ehrlich; und so ward beschlossen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bei ihrem Vater anhalten sollte.

Ich werde, sagte sie, in die Stadt gehen; gegen Abend komme mir entgegen, und erzähle mir, wie's abgelaufen ist.

Am folgenden Tage gieng Martens hin zu ihrem Vater und sagte: Ich liebe eure Tochter, und komme euch zu bitten, sie mir zur Frau zu geben.

„Und

„Und worauf, antwortete der Alte, willst du denn eine Frau nehmen? hast du einen Bauerhof?“

Nein, sagte Martens, aber ich habe ein Paar gesunde Arme, und Lust zur Arbeit, so viel als einer. Ich habe mir schon zwanzig Thaler erspart, und hoffe nach und nach so viel zu verdienen, daß ich einen Bauernhof kaufen kann.

„Nun, so thue das, antwortete der Vater, und wenn du so viel verdient hast, so komme wieder, und du sollst meine Mieke haben.“

Martens gieng traurig von ihm weg. Mieke wurde ihn gegen Abend kaum ansichtig, als seine mißvergnügte Mine ihr schon sagte, wie die Sache abgelaufen sey.

„Mein Vater hat mich also dir nicht verwilliget?“ fragte sie ihn.

Ach! Mieke, antwortete Martens, ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch so arm geboren werden? Aber laß uns guten Muths seyn; mein Herz sagt mir, daß du dennoch die Meinige werden wirst, und ich will von nun an über Nacht arbeiten, um dich zu verdienen.

Indem sie so mit einander redeten, und aufs Dorf zugiengen, wurde es allmälig Nacht.

Martens stieß mit dem Fuß an etwas an, welches im Wege lag, stolperte und fiel. Da er wissen wollte, worüber er gestolpert sey, und mit den Händen darnach griff, faßte er ein Kästchen, welches für seine Grösse ziemlich schwer war.

Er fühlte, daß der Schlüssel drin steckte, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend einige Haufen Quecken verbrannt hatte, noch ein kleines

Feuer

Feuer erblickte, so gieng er mit Mieken hin, um beim Schein desselben zu sehen, was doch wohl darinnen wäre.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Kästchen eröffnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt sey. —

Dem Himmel sey Dank, sagte Mieke: da bist du nun auf einmal reich geworden. Juchhei! rief Martens, warf seinen Hut in die Luft, und tanzte auf einem Beine. Juchhei! Mieke, nun bist du meine Frau.

Und so liefen sie voller Freude dem nahen Dorfe zu.

Auf einmal stund Martens stille. Mieke, sagte er, mir fällt was aufs Herze! Dies Geld soll unser Glück machen; aber gehört es denn unser? Hats nicht jemand verloren, und müssen wir's dem nicht wieder geben? —

Ja, bei Gott! das müssen wir; es zu behalten, wäre eben so schlimm, als wenn wirs gestohlen hätten. Der arme Mann, der es verlor, wie mag er sich jetzt härmen? Es war vielleicht sein ganzes Vermögen: Nicht wahr, Mieke, wir müssen's ihm wieder geben?

„Das müssen wir," sagte Mieke, und that einen grossen Seufzer.

Komm, komm, fuhr Martens fort, wir wollens dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am beßten Rath wissen, wie wir erfahren können, wer das Kästchen verloren hat.

Sie giengen hin. Herr, sagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieses Kästchen, worin ein Haufen Geld ist, habe ich gefunden. Ich

liebe

liebe dieses Mädchen hier, als meine Seele, und wenn ich das Geld behielte, so würde sie die Meinige seyn. Gebe ichs zurück, so weis Gott, ob ich sie je zur Frau bekommen werde.

Und doch, Herr Pfarrer, scheuen wir uns der Sünde, und wollen's gern zurückgeben; rathen Sie uns, wie wirs anfangen sollen, um den, der's verloren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn und das junge Mädchen, und war gerührt über ihr ehrliches Betragen.

„Kinder, sagte er, bleibt immer so fromm und gut; der Himmel wird euch segnen. Wir wollen den Eigenthümer dieses Geldes schon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit belohnen. Ich selbst habe eine Kleinigkeit erspart, die will ich hinzuthun, und dann, Martens, sollst du deine Mieke haben. Ich nehme es über mich, es bei ihrem Vater auszumachen.“

Er zählte darauf das Geld, welches größtentheils in Goldstücken bestand, und fand, daß es sich auf 10,000 Rthlr. belief. Martens ließ es in seiner Verwahrung; und der Pfarrer machte durch die Zeitungen bekannt, daß der Eigenthümer sich bei ihm melden möchte.

Zu eben der Zeit sollte ein hübscher Mayerhof verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld und Kredit an, daß Martens der Pachter desselben wurde. Dann bracht' er es in kurzer Zeit bei Miekens Vater dahin, daß er sie mit ihm verheyrathete. Wer war nun glücklicher, als sie?

Unsere jungen Leute liebten sich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde, und Mieke stand

dem

dem innern Hauswesen mit vieler Sorgfalt vor. Das setzte sie in den Stand, den Pacht zur bestimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem Uibrigen ein zufriedenes Leben zu führen.

So verstrichen zwey Jahre; und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand sich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte.

Da gieng der Pfarrer zu seinem jungen Paar und sagte: „Meine Kinder, genießt nun die Wohlthat, welche der Himmel euch zugewandt hat. Die zehntausend Thaler sind euer, denn es hat sich niemand dazu gemeldet. Braucht sie nun, wozu es euch gefällt; hier sind sie!" Und so zog er das Kästchen unter seinem Mantel hervor, und setzte es vor ihnen hin.

Herr Pfarrer, sagte Martens, es ist doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke also, es so anzulegen, daß nichts davon verloren gehen kann.

„Und wie das? fragte der Pfarrer."

Der Mayerhof, antwortete Martens, den ich gepachtet habe, ist zu verkaufen. Es ist viel Ländereyen dabei, und er wird wohl an zehntausend Thaler kosten. Dazu, denke ich nun, will ich dies Geld anlegen; kömmt dann über kurz oder lang der Eigenthümer: so ist der Mayerhof sein, und ich bin sein Pachter.

Der Pfarrer billigte diesen Vorsatz von ganzem Herzen; und schon am folgenden Tage ward er ausgeführt.

Martens verbesserte als Eigenthümer sein Landgut um vieles; und seine Mieke erfreute ihn

nach

nach und nach mit zwey Kindern, die sie ihm gebahr. Wie freueten sie sich beide, sich in diesen theuern Pfändern ihrer Zärtlichkeit, wieder von neuem aufleben zu sehen!

Kam Martens des Abends vom Felde, so brachte sein liebes Weib ihm die Kinder entgegen; er küßte sie dann eins ums andere, und drückte ihre gute Mutter an sein Herz. Eins wischte ihm den Schweiß ab, und das Andere nahm ihm die Hacke, oder was er sonst eben nach Hause trug, aus der Hand, um sie statt seiner zu tragen.

Martens freuete sich über den guten Willen seiner Kleinen, liebkosete sie von neuem, und dankte Gott, daß er ihm ein so gutes Weib und solche Kinder gegeben hätte, die ihr einst ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit starb der brave Pfarrer, dem sie ihr Glück zum Theil zu verdanken hatten. Dieser Vorfall erinnerte sie an ihren eigenen Tod. Wir werden auch sterben, sagte Martens, und unser Gut bleibt unsern Kindern. Käme dann derjenige, dem es eigentlich gehört, zurück; so wäre er auf immer darum, und wir hätten unsern Kindern fremdes Gut hinterlassen. —

Dieser Gedanke bewog sie, eine schriftliche Erklärung aufzusetzen, sie von den angesehensten Einwohnern des Dorfs unterschreiben zu lassen, und sie bei dem neuen Pfarrer nieder zu legen. Und darauf waren sie wieder ruhig.

Nun hatten sie den Mayerhof schon zwey Jahre besessen.

Eines Tages, da Martens nach einer sauern Arbeit zum Mittagsessen nach Hause gieng, sahe er,

er, daß auf der Landstrasse eine Kutsche umgeworfen wurde, in welcher zwey Männer saßen. Er lief, ihnen zu helfen.

Glücklicherweise hatten sie keinen Schaden gelitten. Er bat sie, bei ihm zu essen, und bot ihnen seine Pflugpferde an, um ihre Sachen nach seinem Hause zu bringen.

Aber einer der beiden Reisenden sagte: Dieser Ort ist mir gefährlich. Jetzt bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieser Gegend ein ansehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforschung deswegen anstellen lassen?

Das war mir nicht möglich, antwortete der Fremde. Eine falsche Anklage nöthigte mich damals, in größter Geschwindigkeit das Land zu verlassen, wenn ich mich nicht wollte gefangen setzen lassen. Ich rafte daher alles baare Geld, was ich zu Hause hatte, und welches sich ungefähr auf zehntausend Thaler belaufen mochte, zusammen, setzte das Kästchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit Extrapost Tag und Nacht, um den Nachstellungen zu entgehen.

Unglücklicherweise war das unterste Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter schadhaft geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch diese Gegend fuhr, ohne daß ichs merkte. Da ichs auf der nächsten Poststazion gewahr ward, war es schon Nacht; und weil ich keine Zeit verlieren durfte, um meine Freyheit und vielleicht mein Leben selbst zu retten; so sahe ich mich gezwungen, mein Geld im Stiche zu lassen.

Ich reisete also gerade nach Hamburg, setzte mich allda auf ein Schiff, welches eben im Begriff war abzusegeln, und fuhr nach Ostinden. Erst jetzt, da meine Unschuld ans Licht gebracht ist, komme ich von da zurück.

Martens Augen funkelten vor Freude bei dieser Erzählung; und er bestand nun schlechterdings darauf, daß sie mit ihm nach seinem Hause gehen möchten. Es geschah.

Er selbst läuft voran, meldet seiner Frau die Ankunft der Gäste, läßt, bis das Mittagessen fertig ist, einige Erfrischungen auftragen, und lenkt das Gespräch wieder auf das verlorne Geld, um sich vollends zu überzeugen, daß es dasselbe sey, welches er gefunden hatte!

Er kann nun nicht mehr daran zweifeln, und läuft zum neuen Pfarrer, um ihm seine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Gesellschaft der Fremden zu speisen. Dieser willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtschaffenheit des guten Mannes.

Man speisete, und die Gäste wurden immer mehr und mehr entzückt über das offene, freundliche Betragen ihres Wirths, über die liebenswürdige Gutherzigkeit und das geschäftige Wesen seiner Gattin, und über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrschte.

Nach dem Essen, führte Martens seine Gäste umher; zeigte ihnen sein Haus, seinen Garten, seine Schäferey, sein Hornvieh, seine Felder und Wiesen, und erzählte ihnen, was er alles verbessert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

„Und gehört Ihnen alles dieses eigenthümlich zu? fragte der eine Fremde. Nein, antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieses Guts.

„Und wer ist denn der eigenthümliche Besitzer desselben?“ fragte jener wieder. Sie, mein Herr! war Martens unerwartete Antwort.

„Wie? Ich, Sie spassen.“

Ich spasse nicht, fuhr Martens fort: das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemühet hatte, den Eigenthümer desselben ausfindig zu machen, steckte ich es in dieses Gut, um immer im Stande zu bleiben, es wieder zurück zu geben. Auch in dem Fall meines Todes, blieb es ihnen gesichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf die bei ihm niederlegte schriftliche Erklärung hervor, und ließ sie von den erstaunten Fremden lesen.

Dieser sahe darauf stillschweigend Martens und seine Gattinn an, die beide so voll Freude vor ihm standen, als wenn sie das, was sie jetzt zurückgeben wollten, in diesem Augenblick gefunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menschen, oder unter Engeln? Welch Betragen! welche Tugend!

Er fiel darauf dem ehrlichen Martens, dann seiner Frau um den Hals, küßte sie beide herzlich, drückte ihnen die Hände, und sagte: Seyd meine Freunde, ihr Guten, so wie ihr mich auf immer zu den eurigen gemacht habt.

Eure Tugend, fuhr er fort, **verdient belohnt zu werden.** Wie danke ich jetzt Gott, daß

er mich in einem andern Welttheile so viel hat erwerben lassen, daß ich das Werkzeug seiner Vorsehung seyn kann, um eure Redlichkeit zu vergelten. Indem er dieses sagte, zerriß er die schriftliche Erklärung, mit den Worten: Dieses Gut ist das Eurige! Gehe jemand, den Notarius zu rufen. —

Martens und Mieke standen in sprachloser Verwunderung; und der Pfarrer schickte nach dem Amtshause, um den Notarius herbeizurufen.

Dieser kam; und der Fremde diktirte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geschenkt seyn sollte.

Martens und Mieke wollten ihm aus Dankbarkeit zu Füssen fallen; aber er hob sie eilends auf, schlang seine Arme um beide, und alle drey nebst den Zuschauern vergossen Thränen der Entzückung, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Die sieben und zwanzigste Historie.

Wie durch einen kleinen Umstand die Unschuld errettet werden kann.

Die Tochter einer angesehenen Familie ließ sich verführen, und kam mit einem wirklich todten Kinde nieder. In der Nacht ihrer Niederkunft ist im Hause alles unruhig, und die Eltern suchen, so viel als möglich, die Schande ihrer Tochter zu verheimlichen. Das Gesinde merkt wohl etwas, darf sich aber nicht sehen lassen. Nur eine Magd versteckt sich im Stalle, und sieht in der Dämmerung, daß eine Person etwas unter dem Arme in den Garten

trägt,

trägt, und daselbst vergräbt. Nach ein paar Stunden geht sie hin, findet den frischen Ort, gräbt nach, und entdeckt eine Schachtel mit einem todten Kinde. Dieß bewegt sie, die Schachtel mit dem Kinde dem dortigen Gerichte zu übergeben, und die ganze Sache anzuzeigen.

Hierauf nimmt ein scharfer Inquisitionsprozeß seinen Anfang. Die Tochter wird eingezogen. Das todte Kind hat einen Stich auf der Brust, und sie wird des förmlichen Kindermords beschuldiget. Wer sollte bei so bewandten Umständen nicht glauben, daß, wo nicht die Tochter selbst, doch andere dem Kinde den Stich gegeben hätten?

Die Tochter bleibt bei dem strengsten Läugnen. Die Eltern, nebst der Person, die das Kind in den Garten getragen, nebst andern, die bei der Niederkunft gegenwärtig gewesen, werden verhört, und sie beharren einmüthig darauf: das Kind sey todt zur Welt gekommen, und keiner will etwas von dem Stiche auf der Brust wissen. Das Verhör geschiehet mehr als einmal, und sie bleiben stets bei ihrer Unschuld. Sie hätten dem Kinde kein Leid zugefügt, sondern, da es todt zur Welt gekommen, nur zur Erhaltung der Ehre ihrer Tochter, die Sache zu verheimlichen gesucht. Auch die Person, die es ausgegraben, wird einigemal vernommen, und sie sagt nichts anders aus, als wie sie es mit dem Stiche in der Brust in der Schachtel gefunden habe.

Den Richtern ist die Ermordung des Kindes so gewiß, daß sie auf keine weitere Umstände, als auf den Stich in der Brust des Kindes, sehen, ohne genauer nachzuforschen, wie und auf welche Art das Kind solchen Stich könne bekommen haben?

Nach dieser vorgefaßten Meinung wird der ganze Prozeß instruirt.*) Nach diesen Akten wird auch das Urtheil abgefaßt, daß die Tochter, alles Läugnens ungeachtet, als eine überwiesene Kindermörderinn, das Schwerd verdienet habe.

In der Angst, da sich die Eltern nicht mehr zu helfen wissen, nehmen sie einen jungen Rechtsgelehrten zum Defensor**) an. Dieser sieht sogleich, daß der Prozeß nicht gehörig instruirt ist, und daß dabei verschiedene, dem Anschein nach unbedeutende Umstände übersehen worden sind. Sein erstes war, die ganze Familie noch einmal für sich allein vorzunehmen, und sie ernstlich zu bitten, ihm ehrlich zu offenbaren, ob sie etwas von dem Stiche auf der Brust des Kindes wüßten, oder ob er von einem andern auf ihre Veranlassung dem Kinde beigebracht sey. Er hoffe wenigstens, das Urtheil in etwas zu mildern, wenn sie ihm aufrichtig geständen, wie die Sache wäre. Sie aber betheuerten nochmals ihre Unschuld, und wissen nicht, wie und wodurch das Kind den Stich erhalten habe.

Es war gleich im Anfange ein grosser Fehler, daß nicht durch eine genaue Sektion, im Beiseyn eines erfahrnen Physici***) die Beschaffenheit dieses Stichs untersucht wurde. Der junge Rechtsgelehrte fängt nun an, den Prozeß von neuem zu instrui-

*) Einen Prozeß instruiren, heißt: den Prozeß rechtsförmig einrichten und in die Lage setzen, daß die Richter ein Urtheil darinn abfassen können.

**) Defensor heißt der, welcher einen Inquisiten vertheidigt.

***) Physikus ein Naturforscher, Naturkündiger; auch ein von der Obrigkeit bestellter Stadt- oder Landarzt.

instruiren, und läßt besonders die Magd, die das Kind ausgegraben hatte, genauer verhören. Gleich bei dem ersten Verhör derselben nimmt die Sache einen ganz andern Gang, und die Unschuld kömmt an den Tag. Er that folgende Fragen an die Magd.

Fr. 1) Ihr habt das Kind ausgegraben?

Ja!

2) Womit habt ihrs ausgegraben?

Mit einem Bratenspieß.

3) Seyd ihr gleich auf die Schachtel gekommen?

Nein, erst nach vielen Stossen und Scharren.

4) Wo ist die Schachtel und der Schachteldeckel?

Sie hätte beides dem Gericht übergeben.

An diese hatten die Richter nicht mehr gedacht. Das Mädchen hatte sie offen gebracht, und der Deckel war bei Seite gelegt. Zum Glück fand er sich, und in demselben der durchgegangene Stich des Bratenspießes, der dem Kinde natürlich auch etwas in die Brust gefahren war. Hierdurch entwikelte sich die ganze Sache, und die Unschuld wurde gerettet.

Die acht und zwanzigste Historie.

Eine Vergiftungsgeschichte.

Es ist sehr schwer, unter unwissenden Leuten das Unglück der Vergiftung zu verhüten, so lange diese ihre eigene Sorglosigkeit nicht ablegen, und nicht auf dasjenige, was sie unter ihre Speisegeräthe bringen, aufmerksamer werden.

Im Jahr 1788 trug sich auf einem Dorfe folgende traurige Vergiftungsgeschichte zu, deren Ursprung nicht völlig gewiß hat entdeckt werden können. Eine Wittwe, die einen Sohn hatte, war in dem Hause eines andern Landmanns behilflich gewesen, die verstorbene Frau desselben zu beschicken. Der Wittwer giebt ihr für ihre Mühe aus seiner Speisekammer aus einem Mehlsäckchen, auf einem aus der Küche genommenen irdenen Teller etwas Mehl. Da sie in dem Hause noch zu thun hat, giebt sie ihrem Sohn das Mehl, um davon gegen Abend eine Suppe zu machen. Dieser setzt den Teller mit dem Mehl an den Ofen, wo es, wie er nachher noch ausgesagt hat, ganz feuchte und klümpricht geworden wäre. Er macht die Suppe; aber gleich bei den drey ersten Löffel wird ihm übel; er muß sich brechen, und zu Bette legen, so, daß er nichts mehr davon essen kann. Als die Mutter nach Hause kommt, findet sie ihn in diesem Zustande, da er noch hätte können gerettet werden. Statt aber genauer nachzusehen, denkt sie: er habe durch Erkältung eine Kolik bekommen, und ißt die Suppe getrost aus, wo sie dann die rechte Grundsuppe mit bekommt. Kaum hat sie solche genossen, so

so wird ihr eben so übel, und sie fängt an sich gewaltig zu brechen. Noch denkt keines von beiden auf Rettungsmittel; sondern die Mutter muß sich zu Bette legen, und windet sich unter den erbärmlichsten Schmerzen, wobei ihr einigemal schon die Besinnungskraft vergeht. Der Sohn kann ihr nicht helfen, weil er nur in einem geringern Grade, noch eben so elend ist. Endlich wird die Mutter stille. Der Sohn denkt: sie sey eingeschlafen, nähert sich ihr — und findet, daß sie verschieden ist. Dies bewegt ihn, heraus zu kriechen, und bei den Nachbarn Lärm zu machen. Man findet die Frau todt, und sie ist nach allen Versuchen nicht wieder zum Leben zu bringen.

Hierauf wird nach einem benachbarten Arzte geschickt. Der Sohn hätte noch können gerettet werden, wenn der dumme Bader des Orts einigen vernünftigen Rathgebern, ihm Milch und andere Gegengifte zu geben, hätte folgen wollen. Allein man will von keiner Vergiftung wissen. Da der Arzt erst des andern Tages kommen kann; so ist es schon zu spät, und der arme Junge stirbt ebenfalls unter den schrecklichsten Schmerzen. — Das waren also zwey Menschen, welche die Sorglosigkeit aufgeopfert hatte. Bei der Section haben sich die offenbarsten Merkmaale der Vergiftung gezeigt. Hals und Schlund ist entzündet, und der Magen durchfressen gewesen.

Hierauf wurde nun die Sache genauer untersucht. Man ließ sogleich das Mehl in dem Säckchen des Wittwers holen. Es wurde davon etwas auf Kohlen gestreuet, und es roch wie gebranntes Mehl. Man gab Thieren davon, und es schadete

ih=

ihnen nichts. Es wurde durch Apotheker untersucht, und sie fanden nicht die geringste Spur von Gift. Was aber auf dem, aus der Küche genommenen irdenen Teller übrig geblieben war, hatte alle Kennzeichen von Gift und Arsenik. Es roch auf Kohlen äußerst widrig, und sehr stark wie Knoblauch. Eine Katze starb davon, und nach allen Anzeigen war das Gift auf dem Teller gewesen, und das Mehl dazu gethan. Wie war es aber dahin gekommen? Dieses konnte der Wittwer der verstorbenen ersten Frau selbst nicht sagen. Wer weis, ob diese nicht auch schon etwas davon bekommen, da es in ihrer Küche gefunden worden? So weit man durch Muthmassungen kommen konnte, war die Sache wahrscheinlich so zugegangen. Es war an dem Orte eine Familie weggezogen, deren Haus von Ratten sehr geplagt worden. In diesem Hause waren verschiedene Teller mit Rattengift ausgesetzt, an die kein Mensch weiter gedacht hatte. Die verstorbene Frau des Mannes, der das Mehl gegeben hatte, war in diesem Hause viel aus- und eingegangen, und, da das Haus ledig geworden, hatte sie sich die alten noch in den Winkeln herumstehenden Töpfe und irdenen Teller zu ihrem Vortheil zu Nutze gemacht. Unter diesen waren die Teller mit Arsenik gewesen. Sorglos hatte sie solche in die Küche gesetzt — war darüber krank geworden, und der Mann, der von dem allen nichts wußte, hatte das Mehl auf einen solchen Teller gethan. Darüber mußten denn die beiden Personen, Mutter und Sohn das Opfer werden.

Kann man zu oft warnen, mit dem Rattengift in den Häusern behutsam umzugehen?

Wann

Wann wollen doch die Menschen für ihr eigenes Leben klug werden? Wenn doch die Schulmeister auf dem Lande solche Artikel aus den Zeitungen, allen Bauern vorläsen!

Die neun und zwanzigste Historie.

Was für Schaden daraus entsteht, wenn Eltern von Predigern und Schullehrern verächtlich sprechen.

Nachbar Thomas hatte, nebst vielen andern Fehlern, auch diesen an sich, daß er immer von andern Leuten Uibels redete. Vorzüglich ließ er anzügliche Reden fallen, wenn das Gespräche auf den Pfarrer oder Schulmeister kam.

Hatte der Pfarrer eine Predigt gehalten, die von der Gemeine mit Beifall aufgenommen wurde, so sagte er: das sind keine Künste; wenn ich auch, wie der Pfarrer, zwölf Malter Dezimazion einzunehmen hätte, und könnte zu Hause hinter dem Kachelofen sitzen, so wollte ich es eben so gut machen. Sahe er etwa einen Amtsbruder in das Pfarrhaus gehen, da hieß es: Ja, ja, das Pfaffengeniste, das thut nichts als schmausen und faullenzen, und unser eins muß den ganzen Tag arbeiten.

Bestrafte der Geistliche einen Fehler, den Nachbar Thomas an sich hatte, so glaubte er, der Pfarrer habe auf ihn gestichelt, und dann gieng es bei Tische über den guten Mann unbarmherzig her: Wenn doch der Pfarrer, sagte er gemeiniglich, sich nur um sich bekümmerte! Was will so ein Kerl reden?

den? Und nun wurde alles, sein Gang, seine Peruque, seine Haushaltung und Ackerbau lächerlich gemacht.

Dem Schulmeister gieng es eben nicht besser. Da Junge! da ist das Holzgeld für den Schulmeister. Trag es dem Hungerleider hin, ehe er dich mahnt. Geh hin, und sage dem Schulmeister, er soll diesen Abend zum Schlachtessen kommen, daß er auch einmal weis, wie es schmeckt, wenn man sich satt essen kann. So schlecht sprach der Mann von Kirchen- und Schuldienern.

Nun hatte der junge Thomas auf der ganzen Welt niemanden, von dem er die Religion hätte lernen können, als den Pfarrer und den Schulmeister, die ihm der Vater so verächtlich gemacht hatte. Kein Wunder, wenn er die guten Lehren, die sie vortrugen, ihre Ermahnungen und Verweise, verachtete.

Hum, dachte er bei sich selbst, wann er im Pfarr- oder Schulhause eine gute Lehre bekam, was will der Pfaffe, was will der Hungerleider mich lehren können!

Die dreyßigste Historie.

Durch Schwatzhaftigkeit und Plauderey entsteht oft der allergrößte Verdruß.

Der brave Bauersmann Georg hatte eine eben so brave Frau, die hieß Marie. Beide hatten ein kleines Mädchen, welches keine Eltern mehr hatte, zu sich genommen, und erzogen es bis zu ihrer Ver-

hey-

heyrathung. Dieses Mädchen hieß Gretchen, und hatte den Fehler an sich, daß sie schwatzhaft war, und gerne plauderte. Daraus entstand manches Unheil, und wer etwas sagen wollte, das nicht alle wissen sollten, der hütete sich gewiß, den Mund aufzuthun, wenn Gretchen dabei war. Daher sahen es auch die andern Nachbarn nicht einmal gern, wenn sie manchmal des Abends ihre Töchter mit dem Spinnrade besuchte. Sie dachten immer: es möchte ein Wort fallen und Gretchen es wieder ausplaudern. Einmal hatte sie aber dennoch gehört, man weis nicht wie — sie mußte an der Thür gehorcht haben, welches freylich sehr häßlich und abscheulich gewesen wäre — daß Marie Georgen von der Nachbarinn Marthe etwas heimlich gesagt hatte. Marie hatte nämlich sich verlauten lassen, die Nachbarinn Kathrine habe ihr von der Marthe erzählt, daß dieselbe ihren Mann Martin auf eine recht häßliche Art betröge. Sie verkaufte nämlich Korn, Weizen und Gerste; dafür schaffte sie sich denn die schönen Wämmser und Mützen, und sagte dann, daß ihre Mutter ihr solche schenkte, worüber sich ihr Mann immer recht freute. Auch nähme sie manchmal von dem aus dem Korn gelösten Gelde acht oder zwölf Groschen, und legte solche zu dem Gelde, daß sie für Eyer, Butter und Käse gelöset, daß es heißen solle, daß sie viel mehr, als alle andere Weiber aus der Wirthschaft mache; und darüber habe dann Martin seine Herzensfreude.

Georg, der an allen solchen Nachrichten keinen Gefallen hatte, sagte: Liebes Kind, ich bitte dich: **Laß uns ja nicht alles glauben, was die Leute**

re-

reden. Ich weiß, daß du an Klatscherenen sonst kein Belieben trägst. Zwar ist Kathrine eine Frau, die sonst eben nicht lügt; aber sie könnte doch auch hintergangen seyn. Marie versetzte: Nein, lieber Mann, es ist gewiß so; wir können ihr glauben, sie hat es von sicherer Hand. Die Frau, welche den Scheffel Weizen weggetragen hat, hat es ihr selbst gesagt, und geklagt, daß sie das nicht mehr mit gutem Gewissen thun könnte: sie müßte es dem alten **Martin** entdecken. Sie wollte es morgen oder übermorgen auch gewiß thun; sobald die Frau einmal zu ihren Eltern gehen würde, worauf sie Acht geben wollte.

Georg sagte: Freylich wäre das erschrecklich: aber, liebe Frau, ich bitte dich, behalt es bei dir! doch das thust du ja; du bist immer verschwiegen gewesen, und deswegen habe ich dich auch recht lieb.

Es wurde also kein Wort weiter davon gesprochen. Denn Georg und Marie hatten beide einen rechten Abscheu von aller Klätscherey, und sie litten nie, daß alte Weiber kamen und ihnen Posten von diesem und jenem zutragen durften. Auch durften ihre Dienstleute sich das nie unterstehen. Denn sie glaubten mit Recht, daß daraus unzähliger Zank, Streit und Verdruß herkäme, und oft die beßten Freunde dadurch zu Feinden gemacht würden. Nun mochte es etwa der dritte Tag seyn, als Georg eben mit seinen Knechten vom Felde kam, und ihnen die Pferde ausspannen half; da hörte er in der Stube ein ganz erschreckliches Spektakel, daß er vor Schrecken alles liegen ließ, und nach der Stube zulief. Aber, welchen Anblick! Seine arme Frau heulte

und

und schrie, die Haare hiengen ihr übers Gesicht; bei der Stubenthüre lag die Mütze; und so wie Georg hineinkam, lief sie ihm entgegen, und schrie ganz jämmerlich: Ach! um tausend Gottes Willen, lieber Mann, hilf mir! hilf mir!! Georg, dem die Hitze auch überlief, hob seinen Stock auf — doch besann er sich gleich, und ließ ihn wieder sinken — und sagte: Ums Himmels Willen, was giebts hier? Leute, seyd ihr toll? in meinem Hause solchen Unfug zu machen? — seht doch, die Leute kommen schon zusammen! was macht ihr da? Aber da war kein Wort herauszukriegen. Denn hier waren versammelt Marthe und ihre Magd; Martin und Joachim, Martins Vater, und Liese, ihre Mutter, und Mieke, Martins Magd; diese schrien so wild und unbändig gegen einander und unter einander, daß keiner sein eigenes Wort verstehen konnte!

Nachdem endlich Georg alle seine häusväterliche Gewalt aufbot, und drohte, daß er, wofern sie ihm in seinem Hause noch ferner Unfug machen würden, sogleich zur Obrigkeit nach der Stadt reiten wollte: wurden sie stiller, obgleich die häßlichsten Schimpfreden noch immer mit unter kamen. Marthe und ihr Vater und ihre Mutter schrien immer: Das sollt ihr uns wahr machen! Ehrliche Leute so zu beschimpfen!! Ich will euch Lügenvolk verklagen!

Die Sache war die: Gretchen hatte die ganze Unterredung, die sie von Marthens Untreue gehört hatte, Susannen, des Nachbars Magd, und diese Annen, Anne Liesen, Liese Dorthen, Dorthe Mieken, Mieke Hansen, Hans Thrinen, und diese

Mar-

Marthen ihrer Frau, erzählt. Diese letztere hatte sich denn bei ihren Eltern darüber beschwert; und so waren denn alle die Leute hergekommen, Marien deswegen zur Rede zu stellen, und Marthe hatte sich gar so weit vergangen und sie bei den Haaren gekriegt. Das gab denn einen häßlichen Prozeß. Martin, den seine Schwiegermutter aufhetzte, verklagte den guten Georg; und obgleich die Obrigkeit, die ihn als einen sehr guten Mann schon lange kannte, ihn gänzlich unschuldig fand und dafür erklärte, Marthe auch sammt ihrem Mann und Joachim, ihrem Vater, bestraft wurden, weil sie sich so gröblich und thätlich in Georgs Hause vergangen hatten: so machte es Georgen doch noch viel Wege, Sorge und Verdruß. Denn die erhitzten und bösen Leute waren nun auch nach Kathrinens Hause gelaufen, und hatten da eben so gelärmt; und darüber wurden Kathrine und ihr Mann nun auch auf drey Jahre mit Georg und Marien Feind. Marie aber konnte den ganzen Tag nicht essen und trinken, weinte die ganze Nacht, und am folgenden Morgen blieb sie gar im Bette liegen. Sie würde ein Gallenfieber bekommen haben, welches ihr vielleicht das Leben gekostet hätte: aber Georg lief zum Prediger, der ihm rieth, sogleich ein Brechpulver aus der Apotheke zu holen, es ihr einzugeben, und sie fleissig laues Wasser nachtrinken zu lassen, da sie sich denn vielmals übergeben mußte, wodurch die Galle noch zu rechter Zeit, da dies gleich geschah, abgeführt wurde. Alles dies Unglück hatte Gretchen durch ihr häßliches Plaudermaul angerichtet. Georg war auch recht unwillig, rief sie, da seine Frau ganz elend und blaß da auf dem

Stuh-

Stuhle saß, herein, und sagte: Siehe, du böses Kind! was du angerichtet hast! An dem allen ist deine verdammte Schwatzhaftigkeit Schuld! Fast sollte es mich gereuen, dich zu mir genommen zu haben. Künftig hüte dich — oder ich jage dich gewiß fort! Das Mädchen weinte und heulte, küßte Marien tausendmal mit Thränen die Hände, und versprach Besserung. Und so mußten es denn Georg und Marie nur diesmal gut seyn lassen. So lange Gretchen in Georgs Hause war, nahm sie sich nun zwar in Acht: aber, da sie hernach verheyrathet war, soll sie doch ihre alte Unart fortgesetzt haben; weswegen sie auch wenig Freunde im Dorfe hatte. Sie hatte immer einige alte häßliche Weiber an der Hand, denen sie allerley gab, ein Butterbrod, Speck, Eyer und dergleichen, damit sie ihr aus den Häusern der Nachbarn, allerley Nachrichten zutragen mußten. Und das thaten die alten, bösen Weiber recht gern, und logen ihr noch zehnmal mehr vor, als wahr war, weil sie reichlichen Genuß hatten. Aber sie machten es denn bei andern gerade wieder so, und verlästerten Gretchen eben so arg, wie sie andere bei ihr verlästert hatten. Und des Zankens, Scheltens, zur Redestellens war denn immer kein Ende. Was doch die Plauderey und Schwatzhaftigkeit für eine abscheuliche Sache ist!

Die ein und dreyßigste Historie.

Zwey Brüder machen sich durch Haß und Prozeßsucht das Leben bitter.

Ein Vater starb und hinterließ zwey Söhne, davon der eine Stephan und der andere Niklas hieß. Sie erbten von ihrem Vater, der ein sehr ordentlicher und fleißiger Mann gewesen war, ein ansehnliches Vermögen, von dem sie beide sehr bequem hätten leben können, wenn sie es durch Ordnung und Fleiß zu erhalten und zu vergrössern gesucht hätten. Es war aber unter diesem Vermögen ein schöner Garten, der sonst ein wüster Platz war, den der Vater an sich gekauft und mit Bäumen besetzt hatte, die er selbst aus den Kernen gezogen, so, daß er nun in so gutem Stande war, daß er alle Jahre eine grosse Menge von allerley Obst lieferte. Den wollte nun jeder Bruder gerne haben, und jeder konnte ihn doch nicht bekommen.

Darüber wurden sie uneinig, und stießen gegen einander sehr unfreundliche Reden aus. Du bist ein schlechter Mensch, sagte Stephan, du bist nicht werth, daß du den Garten bekommst. Darüber wurde Niklas böse, und sagte; Was willst du reden, du lüderlicher Kerl du! hast du nicht immer meinem Vater Verdruß gemacht? was will denn so ein lüderlicher Mensch mit einem so schönen Garten anfangen? In drey Jahren ist er ja ruinirt.

Das erfuhr der Prediger, der in diesem Orte wohnte, lief erschrocken zu den Brüdern und sagte: Guten Leute! was thut ihr da? Warum wollt ihr

euch

euch hassen um dieses Gartens willen? Wer der Verständigste unter euch ist, trete ihn doch an den andern ab! Das thue ich nicht, sagte Stephan. Und ich auch nicht, sagte Niklas.

Nun fuhr der Geistliche fort: so laßt doch das Loos entscheiden, welcher von euch beiden ihn haben soll.

Ich loose nicht, sagte Stephan; ich auch nicht, sagte Niklas.

So behaltet ihn doch gemeinschaftlich, sagte der Geistliche ferner, bearbeitet ihn mit einander, und theilet euch in die Früchte.

Daraus wird nichts, gab Stephan zur Antwort, ich muß ihn allein haben. Nein, ich muß ihn allein haben, sagte Niklas.

Der Geistliche schlug endlich vor, sie sollten den Garten verkaufen und in das Geld sich theilen, aber auch dieser Vorschlag wurde von ihnen verworfen.

Nun so kann ich euch nicht helfen, sagte ihnen zuletzt der Geistliche, ihr werdet es schon erfahren, wie unglücklich die Leute sind, die sich unter einander hassen.

Die Brüder kehrten sich aber nicht daran, sondern jeder nahm einen Advokaten an, und gieng zur Obrigkeit, um sie dahin zu bringen, daß der Garten dem andern entzogen und ihm zugeschlagen würde. So entstund ein Prozeß, der viele Jahre dauerte und viel Geld kostete. Wenn sie etwas erworben hatten, damit sie ihre Umstände hätten verbessern, und sich allerhand nützliche Sachen hätten kaufen können, so mußten sie es dem Richter oder den Advokaten bringen, um ihnen die Mühe zu bezahlen, die sie ihrentwegen hatten.

Dies machte nun beiden grossen Verdruß. Sie hatten beide Weib und Kind, an denen sie ihre Freude hätten haben können, und hatten doch keine Freude daran, sondern sahen immer so böse und verdrüßlich aus, daß man ihnen wohl anmerken konnte, daß sie sich nicht wohl befänden. Wenn die Weiber sie bisweilen umarmten und sagten: Lieber Mann! warum bist du denn so böse, so mürrisch? Wir haben ja alles, was unser Herz begehrt: sieh einmal, bist gesund, bin auch gesund, hast so liebe Kinder, ein hübsches Haus, am Gelde fehlt es auch nicht, warum willst du denn nicht vergnügt seyn? so knirschte jeder mit den Zähnen und sagte: Wie kann ich vergnügt seyn, da ich einen so gottlosen Bruder habe! Den Tod hab ich noch von dem Bösewichte. Wenn die Kinder zu ihnen kamen und sagten: Lieber Vater! willst du mit spatzieren gehen! schlägt der Finke so schön, und blüht alles so bunt im ganzen Felde; so stießen sie sie von sich, und sagten: Laß mich zufrieden, ich kann mich nicht freuen, ich habe mich geärgert. Und wenn die Kinder etwas versahen, so bekamen sie gar erschreckliche Schläge. Durch dieses Betragen wurden die Weiber und Kinder nach und nach hämisch und mürrisch gemacht, und marterten einander beständig durch unfreundliches Wesen.

Oft brachten die Weiber die schmackhaftesten Gerichte auf den Tisch, aber die Männer konnten nicht davon essen, weil sie den Magen voll Galle hatten, die ihnen der Haß hineingebracht hatte; und wenn sie ins Bette kamen, konnten sie nicht schlafen, weil ein jeder darauf sann, wie er den andern verderben wollte.

Das

Das war aber ihr Elend noch nicht alle. Jeder redete dem andern alles Böse nach. War Stephan in einer Gesellschaft, so suchte er alle Anwesende zu bereden, sein Bruder wäre ein böser, gottloser Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth sey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in Gesellschaft, so sprach er eben nicht besser von seinem Bruder. Da glaubten denn die Leute dabei, und hielten sie beide für nichtswürdige Menschen.

Nachdem sie einige Jahre ein elendes Leben geführt hatten, that der Richter den Ausspruch, der Garten sollte verkauft, und das Geld für aufgelaufene Prozeßkosten bezahlt werden.

Da sahen beide einander voll Erstaunen an. Hätten wir dies nicht gleich anfänglich gekonnt? sagte Stephan. Da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andere Gärten kaufen können, hätten uns nicht so geärgert, und einander nicht so vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von alle dem Aergernisse?

Nichts, antwortete Niklas, als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächtlich gemacht haben. Sind wir nicht Narren gewesen?

Ja wohl, sagte Stephan, komm Bruder! da ist meine Hand, ich will dich nicht mehr hassen.

Ich dich auch nicht, antwortete Niklas; da ist meine Hand! Sie umarmten, küßten sich, weinten, und hörten auf, einander zu hassen.

Da befanden sie sich nun wohl besser, aber die Folgen von ihrem vorigen Hasse mußten sie doch immer fühlen. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Gesundheit hatte ge-

gelitten, und ihre Weiber und Kinder sahen nicht halb so freundlich mehr aus, als sonst.

Die zwey und dreyßigste Historie.

Ein kluger Prediger untersucht eine Gespenstergeschichte.

In einem Hause, worinnen gemeine Leute, eine Mutter mit zwey Töchtern wohnte, starb die erstere. Wegen Armuth konnten die letztern das Haus nicht erhalten, und es sollte verkauft werden. Was geschahe? Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Mutter des Abends nach neun Uhr umhergienge, spuckte und sich in ihrem alltäglichen Haushabite sehen ließe. Anfänglich nur den Töchtern. Bald aber gieng es so weit, daß sie jedermann von dem zulaufenden Volke sehen konnte.

Man kann sich vorstellen, was das in der ganzen Stadt für Bewegungen machte? Einige lachten und spotteten. Andere, die Augenzeugen wollten gewesen seyn, beschworen es, sie gesehen zu haben, wie es auch im Grunde sich so verhielt, daß sie eine Person gesehen hatten. Der Zulauf des Abends wurde täglich stärker, und das Gespenst natürlicherweise immer dreuster, je stärker der Glaube der Leute war. Der Prediger aber war ganz stille, und that, als ob er nichts wüßte, ob er sich gleich unter der Hand, durch kluge Leute nach allen Umständen des Hauses genau erkundigen ließ.

Da er aber hörte, daß der Lärm immer ärger und auch wohl gesagt wurde: Hier sollte der Pre-

diger herkommen, der keine Gespenster glaubt; so mußte er zugreifen, und der Sache ein Ende machen. Durch einen Kundschafter erfuhr er, daß bei dem Spucken der Mutter immer die eine Tochter fehlte, worauf aber niemand aus Furcht und Einbildung Achtung gab. Er ließ also diese eine Tochter des folgenden Abends zu sich kommen. Mit allerley Fragen und Gesprächen, ohne von der Spuckerey ein Wort zu erwähnen, hielt er sie so lange hin, bis die Spuckzeit vorüber war. Und — diesen Abend hatte sich, zu aller Verwunderung, die Mutter nicht sehen lassen. Nun hatte der Prediger schon genug.]

Am folgenden Abend ließ er sie wieder zu sich kommen, und fieng ganz von Ferne von der Spuckerey an, stellte sich anfänglich, als wenn er es glaubte, und bedauerte sie sehr wegen des Unfalls. Dadurch machte er die Einfalt sicher und treuherzig, daß sie ihm alles erzählte, wie es wäre, und mit unter auch ein bischen weinte, daß sie besonders vor der lieben Mutter keine Ruhe haben könnte. Indem sie nun so ganz gelassen war, und nichts Arges befürchtete, fuhr er mit der härtesten Stimme auf sie ein:

Höre, du Betrügerinn! ich weis alles, wie du es machst. Du bist das Gespenst. Du ziehst deiner Mutter Kleider an, und gehst umher. Warum hat es gestern Abends nicht gespuckt, da du hier warest? Nicht war? Das Haus soll dadurch in bösen Ruf kommen und nicht verkauft werden? Darum sucht ihrs durch Spuckerey verdächtig zu machen. Ists nicht so? Morgen am Tage sollst du, wie du in deiner Mutter Habit gekleidet bist, ans Halseisen, damit die Leute sehen, wer gespuckt hat! Denn es

ist nicht gleich viel, eine ganze Stadt zum Narren zu haben.

Wie das Mädchen bei dieser veränderten Sprache zusammen fuhr, war nicht zu beschreiben. Sie sagte nichts, als immer: Ach! Herr Prediger! Herr Prediger! Was soll das? Willst du mir alles in Güte gestehen, so verspreche ich dir, es soll niemand etwas davon erfahren. Du siehest, ich weis alles. Morgen stehst du am Halseisen. Ach ja! Herr Prediger! Ich bins gewesen. Das Haus — das Haus! Nun gut; so gehe hin, beßre dich; so will ich deine Hausumstände zu verbessern suchen.

Nun spuckte es nicht weiter. Die Leute wurden des Laufens und Schwatzens müde, und schämten sich, weiter davon zu reden. Die Sache war vorbei.

Hatte der vortreffliche Mann das nicht gut gemacht? Besser, als wenn er darüber auf der Kanzel gelärmt, und nichts gebessert hätte!

Die drey und dreyßigste Historie.

Eine andere Gespenstergeschichte.

Zu Anneberg in Sachsen, im Hause eines Predigers, Zobel genannt, trug sich vor hundert Jahren nachfolgende Gespensterhistorie zu.

Anfänglich entstund darin ein gewaltiger Lärm mit Poltern und Plätschern in den Wassergefässen der Küche. Auf dem Heerde wurde Feuer angelegt,

legt, u. s. w. ohne eigentlichen Schaden zu thun; sondern nur die Frauenspersonen zu erschrecken, und zu vexiren.

Nicht lange darauf ließ sich das Wesen, das diesen Unfug trieb, selbst in Person sehen. Bald lief es in der Küche herum, wie ein grosser zottigter Hund, und bellte auch akkurat so. In dem Augenblick aber, da man es, als einen Hund sahe, richtete sichs auf, und wurde ein altes, häßliches Weib mit einer altväterischen Haube, das langsam umherschlich, und ein greuliches Ansehen hatte.

Kein Mensch konnte die Sache erklären, und keiner hatte das Herz, dem Gespenst, das doch aller Augen sahen, auf den Leib zu gehen. Dadurch mußte es immer dreuster werden.

Wißt ihr aber die Ursache, welche die Leute davon abhielt, das Gespenst anzupacken? Keine andere, als die abergläubische Furcht und Einbildung: das kann nichts anders, als der leidige Böse, Gott sey bei uns! — seyn. Noch dazu war es in einem Prediger-Hause. Der Prediger selbst, that auf der Kanzel lange und ängstliche Gebete, daß doch Gott sein Haus von den Werken des Teufels befreyen möchte. Nun wurde weiter an keine natürliche Ursache, oder an boshaften Betrug gedacht. Was sollten auch die armen Leute machen, da der Lehrer selbst so abergläubisch war, und dem Teufel die Schuld gab?

Endlich hörte es von selbst auf, und ließ sich nicht weiter sehen und hören. Nimmermehr aber wäre die Sache entdeckt worden, wenn es nicht auf eine besondere Art herausgekommen wäre.

Eine

Eine geraume Zeit nachher wurde nämlich ein lüderlicher Geselle, Namens Friedel, Dieberey wegen eingezogen. Dieser gestand unter andern von selbst, vor allen Rathsherren, er sey das Gespenst in des Prediger Zobels Hause gewesen.

Wie mag er wohl das angefangen haben? Seine Absicht, sagte er, sey nicht gewesen, zu stehlen; sondern die Weibsleute zu necken, und fürchtend zu machen. Er habe aber seine Spuckerey auf folgende Weise getrieben. Wenn er ein Hundefell übergezogen, und Arme und Füsse durchgesteckt habe; so habe er auf allen Vieren eben so geschwinde, wie ein Hund laufen, und auch akkurat so bellen können. Er machte auf dem Rathhause die Probe, daß jedermann erschrack. Sey er doch, wie er versicherte, oft am hellen Tage, auf den Strassen herum, in die Gewölbe und Kaufläden, in dieser Positur gelaufen, daß ihn alle Leute für einen Hund angesehen hätten. Er habe sich selbst gewundert, daß ihm in des Predigers Hause keiner näher auf dem Leib gegangen wäre. Allein einmal habe ihn eines Fleischers Hund um ein Haar erwischt. Von der Zeit an habe ers bleiben lassen.

Zugleich aber habe er die Kunst verstanden, mitten im Lauf als ein Hund, die Decke abzuziehen, umzukehren, und sich aufzurichten. Alsdann sey er als ein altes Weib in altväterischer Tracht, die er schon angehabt, erschienen. Hättet ihr wohl dergleichen natürlichen Betrug vermuthet? Glaubt es nur ihr Lieben! so ist es mit allen unerklärbaren Gespenster-Historien, alter und neuer Zeiten, beschaffen.

Die vier und dreyßigste Historie.

Ein angesehener Kaufmann kömmt auf einer kleinen Reise, mit seiner Frau und Kindern, zu einem schlechten und zu einem guten Gastwirth.

Ein reicher Kaufmann, der Herrmann hieß, unternahm einmal eine Reise nach einem, 4 Stunden von seinem Wohnorte entlegenen Dorfe, um einen Prediger, der ein gar lieber Mann war, zu besuchen. Unterwegs hatte er das Schicksal, daß ein Rad an der Kutsche zerbrach. Er ließ deshalb den Kutscher bei den Pferden, und eilte mit seiner Frau und Kindern ins nächste Dorf, um ein Rad aufzusuchen. Der Herr Amtmann im Dorfe überließ ihm auch eins, und ein Bauer wälzte es nach der Kutsche zu.

Unterdessen gieng die Gesellschaft in das Wirthshaus, um da des Kutschers Ankunft zu erwarten. Damit sie dem Wirthe doch etwas, für den kleinen Aufenthalt, den er ihnen in seiner Stube verstattete, zu lösen geben möchten, so forderten sie etwas Butter und Brod. Der Wirth war eben im Kartenspiele, mit einigen Bauern begriffen, und war darauf so erpicht, daß er sich auch nicht im geringsten, gegen seine Gäste, gefällig bewies. Es schien ihn schon zu verdrießen, daß sie etwas von ihm verlangten. Mit zornigem Gesichte stund er vom Spiele auf, und rief zur Thür hinaus: Frau! Butter und Brod bring herein! dann setzte er sich geschwind wieder zum Tische, und sagte: Solo Schellen!

Die

Die Frau brachte das Verlangte, setzte es auf den Tisch, vergaß aber ein Messer dabei zu legen. Da nun die Gesellschaft keine Messer bei sich hatte, so konnte sie auch von dem Brode nichts abschneiden, und die Butter nicht aufstreichen. Herrmann sahe sich also genöthiget, den Wirth im Spiele zu unterbrechen. Er zupfte ihn an den Ermel, und sagte: Freund! es sind keine Messer da. Da wurde der Mann böse, stieß ein Paar Flüche aus, und verlor darüber sein Spiel.

Nun wurde er noch grimmiger, sprang vom Stuhle auf, brüllte ein Paar erschreckliche Flüche zur Thür hinaus, und befahl Messer herbei zu bringen. Die erschrockne Frau brachte sie den Augenblick. Sobald sie aber in die Stube trat, blöckte sie der Mann an, sagte: was ist das für Wirthschaft? und schwap, schwap! da hatte sie ein Paar Ohrfeigen weg.

Daß die arme Frau ganz aus ihrer Fassung kam, kann man sich leicht vorstellen. „Du gottloser Mann! sagte sie, mich, deine Frau so zu behandeln? Den ganzen Tag muß ich arbeiten — die ganze Wirthschaft liegt auf mir, und du — du thust sonst nichts, als daß du frißt und säufst und spielst; mein ganzes Vermögen hast du schon durchgebracht, und nun willst du mich noch schlagen?"

Der böse Mann wurde noch wüthender. Er gieng nach einer Peitsche, die an der Wand hieng, um damit seine arme Frau zu prügeln. Diese befand es aber nicht für rathsam, diese Mißhandlung abzuwarten, sie entsprang und lief auf die Gasse. Sein kleiner Sohn wollte seiner Mutter nachspringen, stolperte aber, fiel hin und erhob ein klägliches

ches Geschrey. Statt daß ihn nun der Vater hätte bedauern sollen, so peitschte er ihn auf eine abscheuliche Art durch, warf ihn zur Thür hinaus, gieng selbst nach und schlug die Thür ganz schrecklich zu. Die Bauern befanden es auch nicht für gut, bei diesem Wütrich zu bleiben, schlichen sich fort, und ließen Herrmann mit seiner Gesellschaft alleine.

Diese war vor Schrecken halb todt. Den Kindern bebten die Glieder. Behüte Gott! sagten sie, ist das nicht ein abscheulicher Mensch! Als sie eine Zeitlang über den unglücklichen Mann gesprochen und ihn wegen seiner bösen Gewohnheiten bedauert hatten, trat der Wirth wieder in die Stube und schnaubte.

Das Kind, fragte Herrmann, hat doch wohl nicht Schaden genommen?

Ach was Schaden, was Schaden, antwortete der Wirth. Der Junge wird wohl bleiben. Unkraut verdirbt nicht.

Herrmann. Also ist es wohl nicht sein Sohn?

Wirth. Es wird ja mein Sohn seyn.

Herrmann. Nun, lieber Freund! da möchte ich doch wirklich wissen, wie ein Vater so barbarisch mit seinem eigenen Kinde umgehen könnte. Das Kind hatte ja nichts unrechtes gethan, es fiel, und weil der Fall ihm Schmerz machte, so weinte es, und da schlug er es, anstatt daß er es hätte bedauern sollen.

Wirth. Sie reden eben so, wie unser Pfarrer. Der hofmeistert mich auch gleich, wenn ich etwa einmal der Frau ein Paar Maulschellen gegeben habe Die Herren wissen aber nicht, wo der Knoten steckt. Wenn Sie wüßten, wie ich im Ge-

dränge stecke, Sie würden sich nicht wundern, wenn ich manchmal rappelköpfisch werde.

Herrmann. Wie kann er doch im Gadränge seyn? Er hat das schönste Wirthshaus, das hier an der Strasse liegt, und doch manchen Thaler einbringen muß, hat eine wirthschaftliche Frau und gesunde Kinder.

Wirth. Sie reden, wie Sie es verstehen. Herr, wenn Sie eine Frau haben sollten, die Ihnen alle Tage vorwürfe, daß Sie ihr Vermögen durchgebracht hätten, wenn Ihre Kinder alle an der Mutter hiengen und vor Ihnen liefen, wenn Sie alle Augenblicke besorgen müßten, daß die Schuldherren Sie vom Hause und Hofe jagten; Herr! Sie würden auch aus einem andern Tone singen. Sie wissen nicht, wo mich der Schuh drückt. Es ist wahr, ich habe ein hübsch Wirthshaus. Aber drüben in dem Neste, eine halbe Stunde von hier, da sitzt ein Kerl, der zieht alles an sich. Es geht wohl mannichmal ein Monat hin, ehe jemand bei mir einkehrt.

Herrmann. Da ist er nun freylich sehr zu bedauern. Aber nehme er es mir nicht übel, es scheint mir, als wenn er an alle seinem Unglück selbst Schuld wäre. Wenn er seiner Frau Vermögen durchgebracht hat, so darf er sich ja nicht wundern, daß die gute Frau darüber unwillig wird und es ihm vorwirft, und wenn die Schuldherren ihm drohen, daß sie ihn vom Hause und Hofe jagen wollen, ist er nicht daran Schuld? Wenn er seiner Frau Vermögen fein ordentlich verwaltet hätte, so hätte er ja nicht nöthig gehabt, Schulden zu machen, so hätte er ja keinen Schuldherrn,

so

so könnte ihn ja auch niemand in dem Besitze seines Hauses und Hofes beunruhigen. Wenn die Kinder ihn fliehen, wenn die Fremden von ihm weichen, wer kann denn etwas dazu, als er selbst? Er jagt ja mit seinem unbändigen Betragen alles von sich. Wer will denn bei einem Manne bleiben, der so ungefällig ist, der flucht und tobt und schilt, und um sich schlägt? Und Herr Wirth, ich muß es ihm gerade heraus sagen, wenn er nicht anders wird, so kehre ich in meinem Leben nicht wieder bei ihm ein. Er wollte noch viel reden, Herrmann gab ihm aber noch einige gute Lehren, bezahlte ihm etliche Groschen und setzte sich mit seiner Familie in den Wagen, der schon einige Minuten auf ihn gewartet hatte.

War der Mann nicht beklagenswerth, daß er so böse Gewohnheiten an sich hatte?

Ganz anders war es in dem Wirthshause, in welchem sie den folgenden Abend zubrachten. Die Gesellschaft wollte in die erste Stube gehen. Die Wirthin kam aber gesprungen, und rief: „Da gehen Sie nicht hinein, es sind da viele Fuhrleute drinne, die machen einen solchen Lärm und Tabaksdampf, daß es Ihnen gar nicht gefallen würde. Treten Sie in meine Kinderstube, bis das obere Stübchen warm ist, das ich für Sie will zu rechte machen lassen."

Sie trafen da alles in der vortrefflichsten Ordnung an. Sie sahen zwar weder grosse Spiegel, noch Gemälde, noch anderes theures Hausgeräthe, sondern lauter Sachen, die von dem Fleiße dieser guten Leute zeugten. Die Wände waren mit Garn behängt, das vor Kurzem gesponnen war, mit

Strümpfen, die noch nicht ganz fertig gestrickt waren. Da stund eine Haspel, dort Spinnräder, in einem kleinem Schränkchen stunden allerley gute Bücher. Ein Mädchen von sechzehn, und ein anderes von vierzehn Jahren, rieben Semmeln und schnitten Brod ein, zu der bevorstehenden Mahlzeit. Ein drittes Mädchen spann, und ein Knabe saß und schrieb. Sophie, (so hieß die liebe Frau des Kaufmanns,) war über den Anblick ausnehmend vergnügt. Da treffe ich doch, sagte sie, recht fleißige Leute an. Wenn man Lust zu arbeiten hat, antwortete die Wirthinn, so findet sich immer etwas zu thun. Man ist ja auch nicht vergnügter, als wenn man geschäftigt ist. Und wenn die Kinder nicht immer Arbeit genug hätten, so würden sie in der Gaststube stehen, die Mäuler aufsperren und nichts Gutes sehen noch hören. Aber nehmen Sie es nicht übel, ich muß von Ihnen gehen. In der Küche giebt es heute gar zu viel zu thun."

Sie gieng ab und der Wirth trat hinein: Ein freundlicher, lieber Mann, dem die Ehrlichkeit aus den Augen sahe. Er hielt auf dem Arme sein kleinstes Kind, gieng auf seine lieben Gäste los, und gab allen recht treuherzig seine Hand, die von der Arbeit sehr abgehärtet war.

„Heute, sagte er lächelnd, bin ich Kindermagd. Meine Frau und alle meine Leute haben ihre Hände voll zu thun, daß sie sich des armen Würmchens nicht annehmen können. Da muß ich es thun. Je nun, für mich schickt es sich ja am beßten, ich habe doch die Hände frey, und thue nichts, als daß ich anordne. Wir müssen ja einander helfen, wenn wir bei einander leben wollen."

Er wurde gleich wieder abgerufen, und die Gesellschaft blieb bei den Kindern alleine.

Sophie setzte sich zu dem ältesten Mädchen, und fragte es: du bist wohl des Wirths älteste Tochter?

„Ich bin nicht seine Tochter, antwortete das freundliche Mädchen. Ich bin seiner Schwester Tochter. Ich habe keine Eltern mehr, die sind mir beide gestorben. Er hat mich seit meinem sechsten Jahre erzogen.“

Giebst du viel Kostgeld? fragte Sophie weiter.

„Ich habe, war die Antwort, ihm niemals einen Pfennig gegeben, denn meine Eltern haben mir nichts hinterlassen. Er ist aber gar ein guter Mann. Er hält mich eben so, wie seine leiblichen Kinder. Wenn diese gekleidet werden, so werde ich auch gekleidet. Er hat mich lassen Nähen, Spinnen, Stricken lernen. Er hat auch den Herrn Schulmeister bezahlt, daß er mich hat müssen Schreiben und Rechnen lehren. Meinen Bruder läßt er das Schneiderhandwerk lernen, und bezahlt für ihn alles.

Da bist du, fuhr Sophie fort, zu einem recht guten Mann gekommen.

„Ja, das ist er auch, sagte das Mädchen. Das Gute, das er an uns Kindern thut, ist aber noch lange nicht alles. Wenn ich Ihnen erzählen sollte, was er an andern armen Leuten thut, so würde ich heute nicht fertig. Wenn arme Reisende bei ihm einkehren, so läßt er sich mein Tage nichts von ihnen bezahlen. Er giebt ihnen wohl noch etwas mit auf den Weg.

Erst gestern Abend war eine arme Soldatenfrau da, deren Mann gestorben war, und die drey

Kinder bei sich hatte. Sie mögen mir es glauben oder nicht, er ließ ihr eine Stube heizen, und ließ ihr so gut, wie andern Gästen, aufschüsseln. Die Frau wollte es nicht annehmen, und sagte, sie hätte nicht mehr als achtzehn Pfennige bei sich. Es wird sich schon finden, antwortete er. Lasse sie es sich nur gut schmecken. Des Morgens führte der Knecht Frucht in die Stadt. Da wußte ich nicht, was der Mann auf dem Wagen hin und wieder stieg. Am Ende wies es sich aus. Er hatte von Heu und Stroh einen Sitz für die Frau und Kinder zurechte gemacht, und ein Paar Säcke hingelegt, daß sie die Füsse hineinstecken konnten. Er nahm nicht nur nichts von der Frau, sondern seine Frau mußte noch ein Päckchen Kleider zusammen machen, die gab er der Frau für ihre Kinder mit, hob sie auf den Wagen und ließ sie nach der Stadt fahren. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie die Frau that! Hundertmal rief sie wohl vom Wagen, daß es Gott vergelten möge."

So etwas höre ich gerne, sagte Sophie. Aber man beschuldigt ja den Mann, daß er alle Fremde an sich zöge. Ich glaube es aber beinahe nicht.

„Etwas mag wohl daran seyn, war des Mädchens Antwort. Denn wer einmal bei ihm logirt hat, der kömmt gewiß wieder, wenn er wieder vorbei reiset. Die Fremden reisen wohl eher ein bis zwey Stunden des Nachts, daß sie nur seinen Gasthof erreichen wollen. Das geht aber alles von rechten Dingen zu. Er geht mit allen Leuten höflich um. Er sorgt, daß immer gut Brod, gut Bier, und ein gut Stück Fleisch da ist. Wenn es an ein

Be-

Bezahlen geht, so übertheuert er niemanden. Das gefällt denn freylich den Leuten."

Herrmann hörte mit Erstaunen die Reden dieses Mädchens an, das mit der größten Treuherzigkeit von einem so geringen Manne, in wenig Minuten, mehr Gutes erzählte, als mancher vornehme in seinem ganzen Leben nicht thut. Er konnte nicht länger schweigen, sondern sagte zu seiner Gesellschaft: o lieben Kinder, seht, wie viel Gutes ein einziger guter Mensch stiften kann: Da sind seine Frau, vier eigne Kinder, zwey angenommene Kinder, also sieben Personen, die ihm ihr ganzes Glück und ihre ganze Freude verdanken. Wie elend würden sie seyn, wenn jener böse Wirth ihr Versorger wäre! Wie vielen Armen wird er Freude gemacht haben! Wie viele hundert abgemattete Reisende werden in seinem Hause einen vergnügten Abend gehabt, und Erquickung gefunden haben. **Wie viel kann ein Mensch andern Freude machen!**

Bei diesen Worten trat der liebe Wirth hinein, und sagte: Ists gefällig herauf zu gehen? das Stübchen ist warm und das Essen steht auf dem Tische. Die ganze Gesellschaft stund auf, und nahm eine so ehrerbietige Stellung an, als wenn ein vornehmer Herr gekommen wäre. Die Gesellschaft folgte ihm nach. Sophie aber gieng vorher erst zu den jungen freundlichen Leutchen, und sagte zu ihnen: **Guten Kinder! werdet so gut, wie euer Vater und Pflegevater ist! da werdet ihr euch allezeit wohl befinden!**

Nun gieng sie zur Gesellschaft in das obere Stübchen. Es war klein, niedrig, hatte eine niedrige Thür und niedrige Fensterchen. Und doch ge-

gefiel es allen daselbst wohl. Der hölzerne Tisch war mit reinlichem Tischzeuge bedeckt, mit reinlichen Schüsseln und Tellern besetzt, war mit zinnernen Löffeln und schlechten Messern belegt, aber allen schmeckte es doch gut. Denn alle Speisen waren gut bereitet, und der liebreiche Wirth, und das freundliche, ehrliche Mädchen, das bei Tische aufwartete, machten alle vergnügt. Beim Schlafengehen fanden sie reinliche Betten, und des Morgens ein herrliches Frühstück.

Niklas mußte nun den Wagen anspannen und Herrmann forderte dem Wirthe die Rechnung ab. Er brachte sie bald, und sie war so billig, daß Herrmann wirklich nicht begreifen konnte, wie ihn der Wirth, ohne sich zu schaden, so wohlfeil habe bewirthen können. Er schüttelte den Kopf und sagte: Freund, er hat sich verrechnet.

Der Wirth sagte, etwas betreten, das kann ich nicht glauben, nahm die Rechnung weg, und wollte sie durchsehen. Aber Herrmann wartete es nicht ab, druckte dem Wirthe etwas in die Hand, und sagte: So viel wird die Rechnung betragen.

Nun trieb er Weib und Kind, daß sie eilten und sich in den Wagen setzen sollten.

Um des Himmelswillen! rief der Wirth, wo denken Sie denn hin? das sind ja vier Louisd'or? Herrmann drehte sich aber um, und sagte: Lieber Freund! wenn etwas übrig ist, so kann er es ja brauchen, wenn etwa einmal eine arme Soldatenfrau mit ihren Kindern bei ihm einkehrt, oder wenn einem Waisen ein Kleid muß gekauft, oder Lehrgeld für ihn bezahlt werden.

Der

Der Wirth wollte noch vieles einwenden. Herrmann war aber so voll von Hochachtung gegen diesen guten Mann, daß er ihm um den Hals fiel, und ihm einen Kuß gab. Und nun gleich in den Wagen gesprungen und fortgerollt. Die kleinen Persönchen riefen noch heraus: Adieu, lieber, lieber Herr Wirth! und da er sie nicht mehr hören konnte, nickten sie ihm noch recht freundlich zu. Auch den Pferden mußte es recht gut in diesem Wirthshause gegangen seyn, denn sie waren so muthig, daß sie der Kutscher kaum bändigen konnte.

Die fünf und dreyßigste Historie.

Schreckliche Folgen der Unkeuschheit und ehelichen Untreue.

In einem schönen Dorfe zwischen Mannheim und Heidelberg, lebten zwey junge Eheleute mehrere Jahre in dem gesegnetsten Wohlstand und in der beßten Eintracht: nichts schien ihr wonnevolles Leben zu betrüben. Sie erzeugten einige Kinder, legten sich mit außerordentlichem Fleiße auf den Ackerbau und die Viehzucht und brachten ihr Vermögen in einen blühenden Zustand. Beide Eheleute hatten wahre Liebe gegen einander, glänzten mit körperlichen Vorzügen und begegneten sich immer mit der vorzüglichsten Achtung. Aber auf einmal fieng die Frau an, gegen ihren Gatten kälter zu werden. Ihm war dieses Benehmen räthselhaft, und er verdoppelte seine Liebe: nur dessen Mutter, welche in dem nämlichen Hause wohnte, konnte das Betra-

gen ihrer Schwiegertochter nicht mit gleichgültigem Gemüthe ansehen. Sie machte derselben öfters die bittersten Vorwürfe, und gab ihr zu verstehen, daß sie einen heimlichen Umgang mit einem andern pflege, worin sie sich nicht betrog. Denn die Ungetreue schenkte ihre Liebe einem Soldaten, der sich immer mit Urlaub in dem Orte aufhielt. Beißender Kummer nagte indessen am Herzen der Mutter und ihres Sohnes, den zwar der letztere mit möglichster Behutsamkeit unterdrückte. Die erstere aber konnte sich weniger zurückhalten. Täglich wurde die Ungetreue von ihr mit Vorwürfen gezüchtiget: die aber alle fruchtlos waren. Endlich fiel die Mutter plötzlich in fürchterliche Zuckungen und gab nach den erschrecklichsten Schmerzen und Krämpfen ihren Geist auf. — Der Sohn, dem es ahndete, daß seine Mutter Gift bekommen habe, suchte diese Vermuthung bei sich zu unterdrücken, und noch immer durch sanftes Zureden und liebreiche Behandlung die Liebe seiner Gattin zu gewinnen; aber vergebens — die **Wollust ist eine Furie, die nicht zu bändigen ist.** Sie verbarg ihren verbotenen Umgang immer weniger, und fieng an, in der Gemeinde Aergernisse zu geben. Der gebeugte Gatte fuhr indessen fort, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte für die Ungetreue und seine Kinder das Brod zu gewinnen, bis eines Tages das lasterhafte Weib das Maas ihrer Bosheit erfüllte, und auch ihm Gift beibrachte. Kaum hatte er die vergiftete Suppe genossen, und kaum verspürte er die ersten Wirkungen des Giftes, so rief er: „Weib, wie habe ich das an dir verdient, daß du mir auf eine so schändliche Art mein Leben raubest? Ist

es

es dir nicht genug, meine Mutter hingerichtet zu haben? Muß auch mich das nämliche Loos treffen? Doch Gott verzeih dir's: Ich werde in der Ewigkeit für dich beten, daß du in dich zurückkehrest, and einstens einen gnädigen Richter findest." So sprach er, und gab unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist auf. Die Mörderinn nahm auf der Stelle die Flucht, wurde aber bald eingeholt, und in Fesseln geworfen. Das sind die Folgen der Unkeuschheit und ehelichen Untreue!

Die sechs und dreyßigste Historie.

Wie sich die Einwohner eines Dorfs, bei einem Gewitter und Hagelschlage betragen, und was der Herr Pfarrer Gutmann am Sonntage darauf, für eine schöne Predigt gehalten hat.

Es war an einem schwülen Tage im May, als schon des Morgens sich hie und da Gewitterwolken am Himmel zeigten. Wilhelm, ein wohlhabender Bauersmann, hatte seinen Knecht an eben diesem Tage mit einem Fuder Korn in die Stadt geschickt, und die grosse Magd war auch mit gefahren, um Butter, Eyer und Käse zu verkaufen. Des Nachmittags um 2 Uhr kam nun das Gewitter wirklich herauf. David, so hieß der Knecht, war unterweges. Der ganze Himmel war fürchterlich schwarz, und es donnerte schon in der Ferne. Da war nun dem David und Sophien, die auf dem Wagen saß, schreck-

schrecklich bange. David jagte darauf los. „Wir müssen machen, sagte er, daß wir noch Hause kommen, damit wir nicht naß werden.“ Das war aber sehr unverständig gedacht. Denn, wenn ein schweres Gewitter am Himmel steht, so muß man ja nicht mit den Pferden schnell jagen, sollte man auch durch und durch naß werden. Denn durch das Jagen werden die Pferde so sehr erhitzt, daß sie stark ausdünsten, und der Pferdeschweiß zieht den Blitz an sich; hiernächst wird durch das heftige Jagen eine starke Zugluft erregt, und das Gewitter zieht allemal diesem Strom der Luft nach; wodurch die Gefahr noch grösser wird. Endlich weis man ja, daß die Pferde mit Hufeisen beschlagen sind, und das Geschirr viel Eisenwerk an sich hat; nach Metall aber schlägt der Blitz auch gern. Da hätte nun David leicht ein Unglück haben können, und er wäre selbst Schuld daran gewesen, wenn er sammt den Pferden von dem Wetter wäre erschlagen worden. Aber der unverständige Mensch wußte das nicht, und kam diesmal noch mit dem Leben davon. Allein, dessen ungeachtet nahm er doch Schaden. Auf einmal kam ein sehr heftiger Blitz, und der fürchterliche Knall zugleich. Da verlor er vor Angst den Zügel, die Pferde wurden scheu, und liefen davon; wären sie nicht noch an einen Baum gerannt, so wäre das Unglück wohl noch grösser geworden. Da blieb nun der Wagen hängen — die Magd stürzte durch einen heftigen Stoß herab, und fiel sich ein Loch in den Kopf, und der Wagen zerbrach, so, daß ihn Wilhelm in Stücken nach Hause bringen lassen mußte. Der unverständige Knecht aber hatte durch das unbändige Jagen so viel Schaden

an-

angerichtet, daß ein Pferd bald darauf starb, und ein anderes seit der Zeit gar nicht mehr brauchbar war, daher es Wilhelm für das halbe Geld, das es ihm gekostet hatte, zu verkaufen sich genöthiget sahe. Jedoch, gegen das übrige Unglück, welches indeß Wilhelm und die meisten guten Leute zu Hause betraf, war das alles gleichsam nichts. Das Gewitter war fürchterlich: es erfolgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Da liefen fast alle Leute in ihre Stuben, und die, welche sonst gar nicht an den lieben Gott dachten und beteten, holten jetzt die Gesangbücher hervor, und sangen ein Bußlied nach dem andern, statt dessen sie ein Lied von Gottes Grösse, Allmacht und Vorsehung hätten singen sollen. Dabei lief ihnen der Angstschweiß immer am Kopfe herunter. Sie sahen zuweilen einmal hinaus und sagten: „Du lieber Gott, das ist ein schweres, liebes Gewitter! wenns doch einmal erst vorüber wäre!" — Einige zitterten und bebten, und vielen, die sehr unverständig erzogen waren, und sich die Furcht vor Gewittern in der Jugend angewöhnt hatten, war angst und bange. Das kam daher, weil ihre Eltern sich eben so ängstlich betragen, und zu ihren Kindern gesagt hatten, sie sollten ja recht fromm seyn und beten; der liebe Gott sey zornig, damit er sie ja nicht todt schlüge. Manche von diesen furchtsamen Leuten verkrochen sich jetzt gar in die Keller, heulten und schrien, und ängsteten sich beinahe halb todt. Mit einemmale entstand ein fürchterliches Sausen und Geräusch in der Luft, und ach! — ehe man sichs versahe, da kam gar ein schreckliches Hagelwetter. Ach! wie da die armen Leute die Hände rangen! Nur Georg,

Ma-

Marie und ihre Kinder, Wilhelm und Röschen, Martin und die andern verständigen Bauern waren ruhig, und dachten: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen! Der liebe Gott sey ja so lange ihr Versorger und Ernährer gewesen, er werde sie auch künftig nicht verlassen!“ Da waren sie denn getrost, und ob sie auch gleich betrübt waren, so betrugen sie sich doch viel verständiger und christlicher, als viele andere, welche thaten, als wenn Gott ihnen zu viel thäte, oder als wenn gar kein Gott im Himmel wäre, und sie nun alle zusammen verhungern müßten. Georg sagte: „Jetzt ists eben Zeit, unser Christenthum zu zeigen, und unser Vertrauen auf Gott zu beweisen. Haben wir es doch nicht gethan. Und wofür giengen wir denn alle Sonntage in die Kirche, und hörten so viel Gutes, wenn wir jetzt nicht daran gedenken, und darnach thun, und das glauben wollten, was uns da der Prediger von dem lieben Gott und von der Fürsorge desselben vorsagt? Und dann müssen wir ja erst sehen, ob der liebe Gott uns gar nichts gelassen habe. Die Hagelwolken gehen meistens nur Strichweise. Vielleicht, daß doch ein Feld verschont geblieben ist.“

Kaum war das Gewitter vorbei: so hörte auch das Singen wieder auf, und viele Leute lebten eben so, wie sie vorher gelebt hatten. Kaspar zankte und fluchte schon wieder, wie vorher. Nun lief alles aufs Feld, und die Nachbarn waren so bestürzt, daß viele weiter nichts sagen konnten, als: du lieber Gott! wie wird es draußen aussehen? das war ein schweres Gewitter! Freylich sah es auch erbärmlich aus. Da lag das schöne Korn in Grund und

und Boden zerschlagen, und es war ein bejammernswürdiger Anblick! Was hilft uns nun alle unser saurer Schweiß? sagten die Bauern. Ach das Gott erbarm! Was wollen wir mit unserm Vieh nun machen? Aber es war doch nicht ganz so schlimm, wie man sich vorgestellt hatte; denn wie Georg vermuthete, so hatte es nur das Winterfeld betroffen, und das Sommerfeld war ganz verschont geblieben. Sie mußten also das Beschädigte umpflügen, und noch Gerste hineinsäen, und diese gerieth denn das Jahr so gut, daß viele sagten; daß sie in vielen Jahren solche Gerste nicht gehabt hätten. Andere Fluren hatte dies Wetter wirklich härter betroffen. Die Amtsobrigkeit und einige Abgeordnete von der fürstlichen Kammer besichtigten und taxirten den Schaden, und da bekamen die Verunglückten von dem guten Landesherrn auch eine ansehnliche Vergütung. Der liebe Gott verließ sie also keineswegs, auch hörte man nicht, daß einer gänzlich durch dies Hagelwetter verarmt wäre. Ja, die nächsten zwey Jahre ersetzte der liebe Gott das doppelt, da die Erndten ganz außerordentlich ergiebig und reich waren. Die verständigsten Einwohner des Dorfs vertrauten Gott, und glaubten, daß er sie nicht verlassen werde. Sie halfen sich bald wieder und sagten: nun müssen wir desto fleißiger seyn, und etwas mehr zu rathe halten. Das thaten sie denn auch; und da Gott ihren klugen Fleiß und ihre Sparsamkeit segnete, so brachten sie ihren erlittenen Schaden bald wieder ein. Daß aber der arme **Wilhelm** durch seinen unverständigen Knecht, der ihm die Pferde in diesem Gewitter zu Schanden gejagt hatte,

noch besonders einen grossen Schaden litt, haben wir schon gehört. Allein beinahe hätte sich noch ein grösseres Unglück ereignet. Der Knecht war nämlich mit den Pferden nach Hause gejagt. Aber die Magd war noch nicht da. Endlich kam sie den Leuten, welche sie suchten, entgegen, aber sie war halb todt. Sie erzählte, daß sie da unter einem Weidenbaume Schutz gesucht hätte; allein, weil ihr so entsetzlich angst gewesen sey, so sey sie wieder weggegangen; kaum habe sie sich zehn Schritte von dem Baume entfernt gehabt: so hab es so einen erschrecklichen Schlag gethan, daß sie sinnlos und betäubt zur Erde gefallen sey. Als sie wieder zu sich selbst gekommen wäre: so hätte sie gesehen, daß der ganze Weidenbaum in Millionen Stücken zertrümmert worden sey. Der Schulze Georg sagte ihr: Sie habe grosse Ursache, Gott für diese Errettung zu danken; in ihrem Leben sollte sie ja das niemals wieder thun, daß sie unter einen Weidenbaum träte. Dies sey sehr unverständig gehandelt, denn da werde man tausendmal eher, als unter freyem Himmel, vom Blitz erschlagen. Das arme Mädchen, welches sich sehr geängstigt hatte, war aber dennoch krank, und mußte wohl acht Tage im Bette liegen.

Die Bauern, welche den Abend in dem Wirthshause zusammen kamen, redeten nun von nichts, als von dem schrecklichen Wetter, und Georg sprach bei dieser Gelegenheit viel Gutes mit ihnen, wodurch sie ziemlich beruhigt wurden; besonders tröstete er diejenigen, welche dabei viel gelitten hatten.

Mich soll nur verlangen, sagte Kunz, was unser Herr Pfarrer auf den Sonntag für eine Predigt

digt halten wird. Das wird eine scharfe Predigt seyn! Ja wohl, antworteten verschiedene. Denn, wißt ihr wohl noch, wie wir einmal so vor zwanzig Jahren den Hagelschlag hatten? Ich denke noch heute dran, was da unser alter seliger Herr für eine scharfe Strafpredigt hielt, und wie gewaltig er da auf der Kanzel schmählte? Aber, Gott vergebs ihm! er ist nun in der Ewigkeit.

Ach! ich wollte nur, daß der Sonntag erst vorbei wäre! Wir haben ja so Schaden und Betrübniß genug. — Aber in diesem Stück irrten sich die guten Leute gar sehr. Der verständige Prediger Gutmann ließ am nächsten Sonntage erstlich einige gar schöne Trostlieder singen, die von der Fürsorge Gottes, und vom Vertrauen auf dieselbe handelten, und dann hielt er eine gar rührende Predigt, daß alle Anwesende Thränen vergießen mußten. Er tröstete seine Zuhörer, bezeugte ihnen sein Mitleid, schmählte aber im geringsten nicht; sagte auch nicht ein Wort davon, daß der liebe Gott, das aus Zorn oder Unzufriedenheit mit ihnen gethan und sie gestraft habe, sondern daß er ihnen dennoch recht gut sey, und für sie sorgen werde. Man könne nicht wissen, wozu auch das gut seyn möge. Gut aber sey es gewiß, das wisse der liebe Gott, der es als der grosse Hausvater am beßten verstehen müsse. Dergleichen Unglücksfälle träfen gute und böse Leute ohne Unterschied; und die könnten denn auch beide grossen Nutzen davon haben; denn sie könnten dadurch noch besser und frömmer werden. Sie würden nun künftig schon dem lieben Gott mehr danken für ihre Erndte; sie würden nun dadurch noch fleißiger und ordentlicher werden. Auch

ermahne er sie, daß diejenigen, welche weniger als andere erlitten, doch ihre unglücklichen Nachbarn unterstützen, und ja diese Gelegenheit zur Dienstfertigkeit, und zum Wohlthun, nicht vorbei lassen möchten. Denn das sey etwas Gutes, und dafür wolle er ihnen stehen, daß der gute Gott sie ganz gewiß nicht verlassen, sondern unfehlbar auch wieder eine gesegnete und reiche Erndte schenken und sie bewahren werde. Dergleichen Hagelschläge und andere solche außerordentliche Unglücksfälle, ereigneten sich ja nur sehr selten. Wer wüßte, wie lange das nun nicht wieder käme! Sie sollten nur getrost seyn, und nicht ängstlich sorgen. Der Gott, der den Vögeln ihr Futter gäbe, und die Blumen des Feldes kleide, werde sie nicht verlassen.

Er schloß zuletzt seine Predigt mit den schönen Gesangversen:

Ist nicht Gott ein Gott der Mann?
Warum sollt ich denn verzagen?
Warum sollt' ich Tag und Nacht,
Mich mit eiteln Sorgen plagen?
Ists ers nicht, der diese Welt
Ehmals schuf, sie jetzt erhält?

(V. 3.) Der mich sah von Ewigkeit,
Und bestimmte meine Tage,
Meine Freude und mein Leid,
Sah der nicht auch meine Plage?
Und warum läßt er sie zu?
Weil es dient zu meiner Ruh.

Der

Der mich selber also lehrt:
„Sterblicher, du sollst nicht sorgen,
„Denn dir wird von mir bescheert,
„Was du essen kannst am Morgen:“
Sollte der mir nicht verleihn,
Was mir kann ersprießlich seyn?

Der mit unumschränkter Kraft
In der ganzen Welt regieret,
Selbst den Vögeln Nahrung schafft,
Und das Gras des Feldes zieret,
Selbst zu mir spricht: Menschenkind!
Du bist mehr denn diese sind.

[illegible] der in meiner Noth,
Seine [illegible] von mir abkehren,
Und, wenn mir der Mangel droht,
Mich nicht wissen zu ernähren,
Sollt' er Gott und Vater seyn,
Und sich meines Elends freun?

Nein! mein Gott, der gütig ist,
Kann mich, sein Geschöpf, nicht hassen;
Der der Blumen nicht vergißt,
Kann mich sein Kind nicht verlassen.
Darum will ich ihm vertraun,
Und auf seine Güte baun.

Durch diese Predigt wurden die guten Bauern herzlich beruhigt und erfreuet, und bekamen recht von neuem Lust, nun wieder recht drauf los zu ar-

bei-

beiten. Auch hatten sie ihren Prediger von der Zeit an noch lieber, wie vorher, weil er so mitleidig war, und sie nicht noch mehr betrübt, sondern sie so schön mit Gottes Wort getröstet hatte.

Die sieben und dreyßigste Historie.

Aberglaube bei der Viehzucht.

Lehnchen hatte ihre Plage mit dem Buttermachen. Sie saß oft ganze Tage, und schwitzte vergeblich hinter dem Butterfasse. Endlich klagte sie einigen Weibern, die ihr Milch und Rahm abkauften, ihre Noth. Diese suchten ihr einen guten Rath zu geben und sagten: Daran wäre der Teufel schuld, der nähme zuweilen dem Vieh die Milch und Butter, und brächte sie andern, die sich ihm verschrieben hätten. Legt doch nur deshalb, sagte die eine, allemal auf den ersten May, wenn der Hexentanz auf dem Brocksberge ist, ein Stückchen Teufelsdreck unter das Butterfaß, es hilft fürs ganze Jahr. Oder, fiel ihr die andere ins Wort, noch besser, legt einen Erbschlüssel darunter, das hilft auch. Die einfältige Frau that es, aber das Buttermachen verunglückte ihr noch eben so, wie vorher. Endlich fügte es sich, daß das Dorf, in dem sie wohnte, einen neuen Schulmeister bekam, der mit den mehresten Viehkrankheiten durch das Lesen ökonomischer Bücher war bekannt geworden. Auch diesem erzählte sie, was sie alle schon für Mittel gebraucht hätte, um diese Plage sich vom Halse zu schaffen. Ey, sagte er, liebe Frau, wie könnt

ihr

ihr doch solchen unsinnigen Mitteln Glauben beimessen? ihr lästert ja Gott, wenn ihr glaubt, er lasse den Teufel in seiner Welt wirthschaften, und nach Gefallen mit uns Menschen sein Spiel treiben. Was soll denn der Teufelsdreck unter dem Butterfasse? Und der Erbschlüssel — wozu soll der helfen? Ein Schlüssel kann wohl eine Thür aufschließen, aber nicht den Rahm so machen, daß er Butter wird. Ich will's euch besser sagen, wenn ihr mich anhören wollt, woran es liegt, daß ihr keine Butter bekommt. Es giebt Kühe, die den Naturfehler haben, daß sie eine Milch und einen Rahm geben, der schwer zu buttern ist. Wird nun diese Milch mit der Milch anderer Kühe vermischt, so theilt sich dieses Uibel mit. Vermuthlich habt ihr auch eine solche Kuh unter den eurigen. Versuchts, und sammelt die Milch von jeder Kuh besonders, so werdet ihr erfahren, welche darunter die schlechte Milch giebt. Diese schafft ab. Sie folgte ihm, und ihr Butter verunglückte ihr nur alsdann, wenn sie den Rahm von der einen Kuh schlagen wollte. Froh hierüber gieng sie zum Schulmeister, und drückte ihm aus Dankbarkeit die Hand für den vernünftigen Rath, den er ihr gegeben hatte.

So befreyte der verständige Schullehrer eine Bäuerinn von ihrem Aberglauben.

Die acht und dreyßigste Historie.

Rührendes Beispiel von Liebe eines Sohnes gegen seinen Vater.

Ein vornehmer Herr hatte sich als preußischer Werbeoffizier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück nach seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten, wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor dem Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

„Daß Sie mich abweisen," war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen?

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird?"

Wie viel verlangen Sie? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freylich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube,

daß

daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen, allwo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. „Hier ist, hört er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreyen.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte. Der Offizier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen, dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrlichen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort

zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen entdeckt wurde.

Gerührt gieng dieser auf ihn zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich, ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frey, und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füssen. Der letztere weigerte sich anfangs, die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwey Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Die neun und dreyßigste Historie.

Ein herzhafter Student befreyet eine Menge Bauersleute von der Gespensterfurcht.

Auf einem Dorfe kehrte einmal ein junger, muthiger Student in dem Wirthshause ein, das dem Kirchhofe gerade gegenüber lag. Des Abends kamen in der Gaststube einige Bauern zusammen, und frag-

fragten den Wirth, ob sich das weiße Ding auf dem Kirchhofe nicht wieder sehen lasse? „Seit vier Tagen nicht, antwortete der Wirth.“

Da spannte der Student, als er vom weißen Dinge hörte. Das soll gewiß ein Gespenst seyn, sagte er. O wie bedaure ich euch, ihr guten Leute, daß ihr euch vor solchen Possen fürchtet! Alle verständige Leute müssen euch herzlich auslachen.

Indem gieng der eine Bauer heraus, kam aber bald wieder, und sagte: wenn er denn so klug ist, so sage er uns doch, was es ist; da steht es wieder an der Kirchhofsmauer — und hat beide Hände ausgespannt.

Was? wo ist's? wo steht's? rief der Student. Sie giengen heraus. Es war heller Mondschein: und das weiße Ding stand wirklich da. Nun will ich's euch bald zeigen, was es ist, sprach der Student. Wo ist mein Degen?

Die Leute baten ihn sehr, er sollte ja nicht hingehen, er könnte unglücklich werden, und der Böse, Gott sey bei uns! ließe sich nicht vexiren. Man müsse es stille stehen lassen, so thäte es keinem etwas.

Er aber bestand darauf, und gieng mit dem Degen gerade d'rauf los. Die Leute kreuzigten und segneten sich, und sprachen untereinander: Nun! dem sein letztes Brod wird wohl gebacken seyn.

Als der Student näher hinzukam, so rief er doch erst: Wer da? ehe er zustach. Statt der Antwort aber bekam er von dem Gespenst einen Schlag vor den Kopf, daß er rücklings zu Boden fiel. Als er fiel, fiengen die Leute an zu schreyen, schlugea die Fenster zu, und krochen alle in einen Winkel. Einige sagten: Das dachten wir wohl,

daß es so kommen würde. Andere wollten schon gesehen haben, wie er von dem Gespenst wäre in der Luft weggeführt worden. Was doch Furcht und Einbildung thun kann!

In einer halben Stunde aber erklärte sich die ganze Sache. Der Student erholte sich von seinem Schreck und Fall, und als er um sich sah, lag das lange weiße Gespenst dicht bei ihm.

Was mochte es wohl seyn?

Es war ein langes weißes Hemde, das ein anderer Bauer auf einer Harke oder Rechen dahin gestellt hatte, um es zu trocknen.

Wie mochte aber der Student den Schlag bekommen haben?

Er trat vorne auf die Zinken der Harke. Dadurch wurde ihm der Stiel entgegen geschnellt, und er bekam eins auf den Kopf.

Nun kam er in vollem Triumph vor das Wirthshaus, wo man ihn erst nicht einlassen wollte, erzählte den Leuten, wie es gewesen sey, und befreyte sie dadurch von dieser Gespensterfurcht.

Die vierzigste Historie.

Die Kirmse.

Die jungen Leute eines gewissen Dorfes feyerten ihr Kirchweihfest auf eine recht heidnische Weise. Sobald als der Kirmstag anbrach, brannte jeder junge Pursche eine Pistole aus dem Fenster ab, wobei sich mancher, der nicht gut mit dem Gewehr umzugehen wußte, die Hand verletzte, oder die

Au-

Augen verbrannte, und auch mancher Kranke und manche Wöchnerinn vor Schrecken im Bette hoch in die Höhe fuhr. Hierauf giengen die jungen Pursche in die Schenke, um den Brandwein zu trinken, und da nahmen einige schon so viel zu sich, daß sie ihre Sinnen und ihren Verstand verloren. Nun gieng der Zug in vollem Jauchzen nach der Kirche, wo viele statt des Dankes, den sie Gott für die Erhaltung ihres Bethauses, und für die Gelegenheit, sein Wort zu ihrer Besserung zu hören, hätten erweisen sollen, den frechsten Muthwillen ausübten. Nach der Kirche wurde das Saufen in der Schenke fortgesetzt, und darauf gieng es auf den Tanzplatz, wo sich die jungen Mädchen des Dorfes in ihrer reinlichen Festkleidung eingefunden hatten. Diese mußten nun mehrentheits wider ihren Willen den Purschen im Brandwein Bescheid thun, weil jene es für eine Beschimpfung hielten, wenn diese sich weigerten. Durch dieses öftere Bescheidthun aber wurde manches Mädchen siech und ungesund, oder kam sonst in ein Unglück, worüber es sich hernach, so lange es lebte, grämte. Der Tanz selbst bestand in einem ausgelassenen Springen und Lermen, wobei das das Schlimmste war, daß die Pursche den Mädchen ihre reinliche Kleidung besudelten, und wohl gar in der Völlerey zerrissen, woraus am Ende mehrentheils blutige Schlägereyen entstanden. Der Prediger des Dorfes eiferte alle Jahre in der Kirmskirche wider dieses heidnische Betragen, und sagte: sie würden, sofern sie es nicht unterließen, alle noch bei lebendigem Leibe in die Hölle hinabfahren; allein sein Eifer half nichts. „Der Herr Pfarrer, hieß es, gönnt uns diesen fro-

hen Tag nicht." Nach einigen Jahren kam aber ein anderer Prediger auf das Dorf. Dieser war ein weiser und wahrer Bauernfreund, der für die leibliche Wohlfahrt seiner Gemeinde so sehr, als für ihre geistliche zu sorgen, sich vorgenommen hatte. Er predigte gleich im ersten Jahre öfters von der Gesundheit, als der edelsten Gabe Gottes, und zeigte ihnen auf eine recht einleuchtende Art, wie sich der Mensch durch allerhand Ausschweifungen, besonders aber durch unmässiges Essen und Brandweinsaufen an fröhlichen Tagen selbst um dieselbe bringen könne. Er lehrte sie, daß es allen Menschen von Gott vergönnt sey, unschuldige Freuden zu genießen, und daß Gott nur unwürdige und freche Lustigkeit, dem Menschen zum Beßten verboten habe. Am Kirmstage selbst machte er sie mit der Absicht des Festes recht bekannt, und zeigte ihnen, wie höchst undankbar sie sich gegen Gott, ihren größten Wohlthäter betragen würden, wenn sie solche Freudentage in frecher Ausgelassenheit zubringen wollten. Auf diese Weise gelang es ihm, sie von ihrer heidnischen Kirmsfeyer nach und nach abzubringen. Sie tanzten zwar noch alle Jahr und waren fröhlich, dachten aber immer darauf, wie sie bei den Nachbarn und Fremden, die ihrer Kirmse beiwohnten, Ehre einlegten, und ihr Gewissen nicht verletzten. Die Mädchen trugen auch das Ihrige mit bei, um dem Unfug und den Zänkereyen zu steuern, indem sie untereinander festsetzten, daß keine mit einem Purschen tanzen sollte, der sich betrunken hätte, und die Reichen unter ihnen wollten gar nicht wieder mittanzen, wenn ihre armen Mitschwestern im Dorfe nicht auch mit zum Tanze

genom-

genommen würden. So wurde dies Dorf in wenigen Jahren bei den benachbarten Dorfschaften das Muster in Absicht einer christlichen, Gott und Menschen wohlgefälligen Kirchweyhfeyer.

Alles, was ihr thut, ihr esset, oder trinket, oder was ihr thut, so thut es zu Gottes Ehren.

Die ein und vierzigste Historie.

Was dabei herauskömmt, wenn Eltern ihre Kinder in einem Berufe zwingen.

In Sandleben wohnte vor Zeiten ein Bauer, der Nachbar Rohbock hieß. Dieser Mann war der Meinung, ein jeder Mensch habe seine Freyheit, man müsse daher jedem Kinde auch seinen Willen lassen, und nur immer darauf sehen, daß es nichts Böses thue und keine albernen Streiche mache.

Nun hatte er zwey Söhne; davon hieß einer Friedrich, der andere Balzer. Mit diesen gieng er einmal des Sonntags spazieren, setzte sich unter eine Linde und sagte: Hört Kinder! ihr wachset heran und es ist Zeit, daß ich wissen muß, was aus euch werden soll.

Sagt mir einmal, wozu habt ihr Lust? was wollt ihr werden?

Ich werde ein Pfarrer, sagte Friedrich und ich bleibe bei dem Ackerbau, sagte Balzer.

Gut, antwortete der Vater, du Balzer kannst, ohne Widerrede deinen Willen haben, sey nur

auch fein fleißig, und nimm dich der Arbeit und der Haushaltung an. Es gehört gar viel dazu, wenn man bei dem Ackerbau sein ehrliches Auskommen finden will. Dir, Friede, will ich auch nicht hinderlich seyn. Hast du aber auch den Kopf dazu? Ich habe gehört, wer ein Pfarrer werden will, der müßte sieben Sprachen verstehen. Getraust du dir wohl die zu lernen?

Und wenns ihrer 24 wären, sagte Friede, so wollte ich mich nicht davor fürchten.

Der Vater trauete aber dem Landfrieden nicht, sondern gieng mit Frieden zum Herrn Pfarrer, und bat, er möchte ihm doch ein Bischen auf den Zahn fühlen, und versuchen, ob sein Friede wohl wirklich den Kopf dazu hätte, ein Pfarrer zu werden.

Der Herr Pfarrer ließ Frieden eine ganze Woche lang zu sich kommen, sprach mit ihm, ließ ihn in Büchern lesen, hernach kam er zum Vater, und sagte: Nachbar Rehbock! euer Sohn hat einen trefflichen Kopf, und ungemein Lust, recht viel zu lernen. Laßt ihn in Gottes Namen studiren.

So blieb Balzar bei dem Ackerbau, und erwarb sich so viel, daß er das Gut in Sandleben pachten konnte, wo er sich sehr gut stand, und durch seinen Fleiß und seine gute Haushaltung ein ziemliches Vermögen erwarb. Friede hingegen bezog erst die Schule, hernach die Universität, und wurde immer wegen seines unermüdeten Fleißes gelobt. Da er von der Universität zurückkam, starb bald darauf der Herr Pfarrer in Sandleben, und der Herr Magister Friedrich Rehbock wurde an seiner Statt zum Pfarrer erwählt. Er verwaltete sein Amt gut, predigte und erklärte die Bibel so, daß

ihn

ihn alle Nachbarn in Sandleben gern hörten, und viele durch seine Predigten klüger, besser und glücklicher wurden.

Der Pachter Balzar Rehbock, und der Herr Magister Friedrich Rehbock, nahmen beide Weiber, und weil sie und ihre Weiber gesund waren, so wurden sie beide in den ersten Jahren ihres Ehestandes mit einem gesunden Kinde erfreuet. Beide waren Söhne, beide wuchsen zur Freude der Eltern heran.

Da beide das zehnte Jahr erreicht hatten, so bemühte sich jeder Vater sein Kind zu dem Berufe anzuführen, bei dem er sich selbst so wohl befunden hatte. Der Pachter Balzar hielt seinen Sohn Gottlieb an, den Garten zu jäten und zu begießen, und der Herr Magister fieng an mit seinem Sohne, Polykarpus, Gedikens lateinisches Lesebuch durchzulesen. Beide hatten aber an ihren Kindern gar wenig Freude.

Wenn Gottlieb jäten sollte, so blätterte er in einem Buche, und dem Polykarpus wollte das Latein nicht in den Kopf. Er war immer bei den Pferden, und wenn der Knecht an den Acker zog, mußte er ihn gemeiniglich auf dem Pferde reiten lassen.

Darüber betrübten sich die beiden Väter sehr, und da einmal der alte Rehbock seinen Geburstag feyerte, und alle seine Kinder und Enkel dazu hatte einladen lassen, klagten sie ihm ihre Noth.

Wenns weiter keine Noth ist, sagte der Alte, so kann der Sache leicht abgeholfen werden. Ich dächte, du, Friede, ließest deinen Sohn bei dem Ackerbau,

bau, und du Balzer, ließest deinen Gottlieb studiren.

Damit waren aber beide nicht zufrieden, und glaubten, daß ihr Vater, als ein einfältiger Bauer, darüber nicht urtheilen könne.

Jeder zwang seinen Sohn, sich dem Geschäfte seines Vaters zu widmen. Gottlieb bekam Schläge wenn er in Büchern gelesen, und nicht ordentlich gejätet hatte, und — Polykarpus bekam Maulschellen, wenn er sich anf Gedikens Lesebuch nicht vorbereitet hatte.

Beide Väter hatten das Vergnügen durch diese Behandlungsart ihre Absicht erreicht zu sehen. Gottlieb baute den Acker, und Polykarpus studierte. Jener wurde ein Pachter, dieser aber ein Pfarrer. Darüber freuten sich beide Väter gar sehr.

Kurz darauf wurde aber beider Freude in Traurigkeit verwandelt. Wenn die Bestellzeit angieng, die Heu und Getraideerndte besorgt werden sollte, so las Gottlieb in Büchern, überließ die Besorgung der Wirthschaft den Knechten und Mägden, die, weil sie ohne Aufsicht waren, ihre Geschäfte sehr nachlässig und lüderlich trieben, ihren Herrn vervortheilten, und ihn in wenigen Jahren dahin brachten, daß ihn die Schuldner vom Haus und Hofe jagten. Herr Magister Polykarpus hingegen, stund allemal Todesangst aus, so oft er eine Predigt halten mußte. Bei dem Gebete zitterte er am ganzen Leibe, und, wenn er den Text verlesen hatte, troff er von Angstschweiße. Dabei hatte er den kränkenden Verdruß, daß ihn seine Gemeine nicht gern hörte, sich des Sonntags in die benachbarten

Dör-

Dörfer verlief, und seine Kirche leer stehen ließ. Einmal kamen Gottlieb und Polykarpus zusammen, wurden bei einem Glase Bier offenherzig, klagten einander ihre Noth, und jeder sagte: Ich habe mein Leben so satt, daß ich lieber heute als morgen sterben möchte. Das kömmt dabei heraus, wenn Eltern ihre Kinder zu einem Berufe zwingen!

Die zwey und vierzigste Historie.

Ein verständiger Prediger giebt einigen Leuten, die ihm ihr Leid klagten, gute Anschläge.

Ehrwürdiger Herr! sagte einst eine Frau zu dem Geistlichen, der sie besuchte: Der liebe Gott hat mir ein recht schweres Kreuz aufgelegt: da sehen Sie nur die drey armen Würmchen! sie haben weder Muth noch Blut! Dem sind die Augen zugeschworen, das hat geschwollene Beine, und das dritte hat Schmerzen in den Ohren. Es schreyt oft, daß man es über vier Häuser weg höret.

Ey, ey, liebe Frau! antwortete der Prediger: das ist kein Kreuz, das ist eine Plage, die ihr selbst gemacht habt. Was soll diese Waschgelte in einer Kinderstube? und diese Hemden, die ihr um den Ofen gehängt habt? das muß ja die ganze Stube voll Feuchtigkeit machen. Sehet, wie naß die Wände sind! wie die Fensterfutter triefen! Könnt ihr nicht begreifen, daß ihr eure armen Kinder dadurch um ihre Gesundheit bringt? Ich bin noch keine Viertelstunde bei euch, und schon fühle ich Kopfschmerzen. Ich dächte, ich müßte ster-

sterben, wenn ich acht Tage in dieser Waschstube wohnen sollte. Und was sollen diese Betten? Wirklich eure Kinder schlafen darinne? Ach gute Frau, versündigt euch doch ja nicht an Gott, und gebt ihm Schuld, als wenn er eure Kinder elend mache. Ihr bringt eure Kinder um ihre Gesundheit und um ihr Leben, weil ihr ihnen die gesunde Luft, die Gott allen Thieren genießen läßt, nicht einzuathmen erlaubt, sondern sie mit eurer Waschgelte, und mit dem Trocknen eurer Wäsche vergiftet. Wenn ihr waschen wollt, so thut es im Hof oder in der Küche; die Wäsche hängt in den Hof, oder auf den Boden: laßt eure Kinder in einer Kammer schlafen, und öffnet täglich die Fenster, daß die Luft einige Stunden durchstreichen kann. Was gilts, ihr werdet gesunde Kinder bekommen! Nun Gott behüte euch! ich kann unmöglich länger mehr in dieser Wohnstube aushalten.

Eben diesem Geistlichen begegnete einmal eine Frau, die im Begriffe war, zu dem Scharfrichter zu gehen, um bei ihm, wegen ihres kleinen Mädchens, einen guten Rath zu holen, dem, wie sie sagte, böse Leute etwas gethan hätten, daß es nicht drohen könnte; sie habe es schon etlichemal in einen Kreuzweg gelegt, und geräuchert, es wollte aber alles nichts helfen.

Der Geistliche bezeigte hierüber seine Verwunderung, bat sie aber, den Gang zum Scharfrichter einstweilen auszusetzen. Ich will, sprach er, das Kind erst selbst sehen, und wenn die Krankheit von bösen Leuten ist, so will ich sie gewiß nennen.

Die Frau kehrte vergnügt mit ihm um. Als er in die Stube treten wollte, kam ihm ein so wi-

dri-

ger, fauler, modernder Geruch entgegen, daß er hätte ersticken mögen. Er verbarg seinen Unwillen, und gieng gerade auf das Kind los, das freylich sehr blaß aussahe, im übrigen aber kein Merkmahl einer wirklichen Krankheit an sich hatte.

Durch welche Gasse seyd ihr denn gegangen, fragte er, da ihr das letztemal das Kind austruget?

Auch das weiß ich nicht mehr. Es ist wohl in einem Vierteljahre nicht vor die Thüre gekommen.

Wenn habt ihr denn das letztemal die Fenster geöfnet?

Wohl in einem Jahre nicht.

Nun habe ich genug. Wißt ihr wohl, wer die böse Frau ist, die euern Kindern etwas gethan hat?

Nun wer denn?

Das seyd ihr selbst!

Ich, vor dem Guckguck, ich dächte, Sie schämten sich, wenn mir das ein anderer sagte, ich wüßte, was ich ihm thun wollte. Ich wohne nun schon so lange da, und kann mir kein Nachbar etwas Böses nachreden.

Wie gesagt, ihr selbst, und sonst Niemand, macht euer Kind ungesund. Habt ihr sonst keine Stube?

Ja droben! da haben wir aber unser Bischen Geprassele. Man kann hier nichts haben, weil alles beschlägt und schimmelt.

So — Wer ist euch aber lieber? Euer Bischen Geprassele, oder das Kind?

Freylich das Kind.

Nun so bringt das Kind in die obere Stube. Diese liegt zu tief, und geht in eine enge Gasse,

in welche weder Sonne noch Mond scheinet. Es ist eine beständige Feuchtigkeit da, die eurem Kinde so schädlich, als eurem Geprassel ist. Macht ferner täglich die Fenster auf, daß frische Luft hinein kommen kann! denn in dieser Stube ist der Dunst von allen den Erbsen, Klösen, und Buttermilch-Suppen, die ihr seit einem Jahre gegessen habt, alle die Ausdünstungen, die von euch, von eurem Manne und eurem Kinde, seit einem Jahre gegangen sind. Diese sind alle nach und nach faul geworden.

Wollet ihr eurem Kinde Mistpfütze zu trinken geben? Wirklich nicht? Nun so dürft ihr ihm auch diese Luft, die noch ein Bischen schlimmer, als die ärgste Mistpfütze riecht, nicht einathmen lassen. **Stinkende Luft ist dem Menschen so schädlich als stinkendes Wasser.**

Folgt mir, liebe Frau! bringt euren kleinen Patienten in eine andere Stube! Lasset täglich in derselben die Fenster öfnen! gewöhnet ihn nach und nach wieder an die frische Luft! Ich denke, es soll bald mit ihm besser werden.

Hilft es aber in vier Wochen nicht, so kommt wieder zu mir, so will ich euch, ehe ihr noch zu dem Scharfrichter geht, erst an einen braven Arzt weisen, der euch schon guten Rath geben wird.

Man hat gehört, es habe sich mit dem Kinde täglich gebessert, so bald die Mutter diesen guten Rath befolgt hatte.

Die

Die drey und vierzigste Historie.

Ein edler Israelit.

Eine polnisch-fürstliche Familie war durch verschiedene Zufälle, im Anfange dieses Jahrhunderts so zurückgekommen, daß der letzte Prinz aus derselben sich entschloß, seinen Stand zu verläugnen, und bei einem Edelmann, der sich von den Vorfahren des Prinzen bereichert hatte, in Dienste zu treten. Einst hielt er mit den Pferden seines Herrn vor einer jüdischen Schenke. Der Wirth, ein edler Israelit, erkannte ihn, und behandelte ihn als einen Prinzen, mit äußerster Höflichkeit, und so sehr ihn auch der Prinz versicherte, daß er keinen Titel annehmen würde, dessen Würde er nicht behaupten könnte; so blieb der Wirth doch gebückt vor ihm stehen, und bat ihn dringend, mit ihm in die Stube zu gehen.

„Gnädiger Herr, fing er hier an: Ihr Vater und Großvater haben mich mit Wohlthaten überhäuft. Es ist billig, daß ich mich gegen ihren letzten Abkömmling dankbar beweise. Gott hat mich gesegnet, und ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Segen mit andern theilen zu können. Ich kann dann nur ruhig sterben, wenn ich mit dem Bewußtseyn hinscheiden kann, etwas zur Wiederherstellung Ihres alten Glanzes beigetragen zu haben.“

Hierauf drang er so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, seine Dienste zu verlassen. Als das geschehen, und der Prinz wieder zurückgekehrt war, ließ er ihn auf eine anständigere Art kleiden.

Dies aber, sagte er, ist noch nicht genug. Ihre Pferde sind in meinem Stalle. Vor meiner Thür steht Ihre Kutsche, und dieß sind Ihre Bedienten. Es waren vier schön gekleidete Jünglinge. In meiner Nachbarschaft ist ein reicher, deutscher Kaufmann, der eine schöne, tugendhafte Tochter hat, aber die Schwachheit besitzt, daß er sie nur an einen Mann mit einem Ordensbande verheyrathen will. Sie sind Prinz. Hier sind tausend Dukaten. Gehen Sie zum König, und bitten Sie ihn um einen Orden. Kommen Sie bald zurück. Denn ich bin alt, und werde bald zu meinen Vätern gehen.

Der Jude suchte indessen die Heyrath einzulenken, und kaum erschien der junge Prinz, der in einem Alter von zwanzig Jahren war, so erhielt er das Mädchen, und mit ihm hunderttausend Gulden Morgengabe, nebst dem Versprechen, noch so viel zu bekommen, sobald ihm das erste Kind gebohren würde. Er zeugte zwey Prinzen, von denen der eine in der Jugendblüthe starb, der andere aber eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, die gleich edelmüthig den Abkömmlingen des braven Juden wohl that, der ihrer Familie den vorigen Glanz wieder verschafft hatte.

Die vier und vierzigste Historie.

Schreckliche Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens in der Religion, und besonders einer schlechten Erziehung.

Johann Christian Lumnitz, aus Wolferschwenda, im Fürstl. Schwarzburg-Sondershäusischen Amte Klingen, verübte schon als Knabe mancherley schlechte Handlungen, ließ sich durch die Strafen seines Schullehrers nicht davon abhalten, und kam mit den Jahren immer weiter in Ausübung boshafter Streiche. Endlich gerieth er im Hannövetischen wegen begangener Räuberey in die Hände der Gerechtigkeit, und ward auf einige Jahre zum Karren in Hameln verurtheilt. Als er wieder loskam, begab er sich an seinen Geburtsort, und lieferte kurz darauf in Schwarzburg-Sondershäusisches Landskind in die Hände preußischer Werber. Dieses kam durch die Gastwirthinn in Wolferschwenda heraus, und er wurde dafür mit zweyjähriger Zuchthausarbeit bestraft. Als er auch hier wieder loskam, und einige Zeit an seinem Geburtsorte gelebt hatte, ließ er sich endlich ein Attestat von der Sondershäusischen Regierung geben, um zu seinem Bruder nach Schlesien zu reisen. Kaum war er etwa acht Tage fort, so wurde die Gastwirthinn in Wolferschwenda, welche als eine Wittwe in ihrem eigenen Gasthofe allein lebte, ermordet im Keller gefunden. Weil nun Lumnitz mehrmals gegen verschiedene Personen sich hatte verlauten lassen, er werde es der Gastwirthinn schon gedenken, und weil ein benachbarter Pachter drey Tage vor

 gesche-

geschehener Ermordung diesen Lumnitz bei später Abendzeit in der Flur herumschleichen, und ihm aus dem Wege gehen gesehen hatte: so fiel der erste Verdacht auf denselben Es wurden also Steckbriefe vom Amte Klingen nach Schlesien nachgeschickt, und als er zu seinem Bruder kam, hatte dieser schon Tags vorher von dortiger Regierung Befehl erhalten, seine Ankunft sogleich anzuzeigen, und so wurde er schon nach drey Stunden wider sein Vermuthen in Verhaft genommen, und nach Klingen ausgeliefert. Fast ein Jahr lang hatte er, in starken Fesseln geschmiedet zugebracht, als das letzte Urtheil ihm das Schwerd zuerkannte, und Herr Prediger Rudorf, als Prediger in Klingen den Auftrag erhielt, ihn zum Tode vorzubereiten. In diesen Vorbereitungsstunden äußerte der Mörder viel biblische Belesenheit, und suchte Anfangs seine That mit Cains und Mosis Beispielen zu entschuldigen, wenigstens daraus zu beweisen, daß die Todesstrafe für solch ein Verbrechen wohl zu hart seyn müßte. Uibrigens gestand er ein, daß er, um sich von allem Verdachte frey zu machen, vor der That erst nach Leipzig gereiset sey, dann sich wieder zurück begeben, und zwey Tage heimlich in einem wüsten Hause ohne Speise aufgehalten habe; also mit völliger Uiberlegung und Freyheit dabei zu Werke gegangen sey. Am dritten Tage Abends, als es schon finster gewesen, habe er an den Gasthof geklopft, mit verstellter Stimme Bier und Brandwein gefordert, und als die Wirthinn aufgemacht, und nach dem Keller gegangen, sie mit einem verborgen gehaltenen Knittel auf den Kopf geschlagen, sie die Treppe hinunter gestürzt, mit

einem

einem kurzen Gewehr in den Nacken geschossen, und ihr endlich mit einem absichtlich dazu gekauften Messer die Kehle abgeschnitten. Auf die ihm gemachten Vorstellungen über die Strafbarkeit dieser Greuelthat, ergab er sich in sein Schicksal; und in den letzten Vorbereitungsstunden äußerte er auch einmal gegen den Herrn Prediger Rudorf: Er hätte wohl entkommen können, wenn er gewollt hätte; aber es sey ihm einmal ein solches Schicksal bestimmt, daß er unter Scharfrichters Händen sterben müsse; dieses allein habe ihn dazu bewogen, da zu bleiben. Der Prediger Rudorf bezeugte seine Verwunderung darüber, wie er, in solche Fesseln geschmiedet, hätte loskommen wollen? Darauf bat ihn Lumnitz, den Herrn Amtmann Niebecker zu rufen, ließ in dessen Gegenwart sich die Fesseln anlegen, nahm einen hinter sich versteckten krumm gebogenen Nagel und öfnete damit ein Schloß nach dem andern, so, daß er bald frey vor ihnen stand. Er versicherte auch, daß er diese Fesseln nicht länger als acht Tage getragen, alsdann sie alle Nächte abgelegt habe. Der Herr Amtmann Niebecker erstaunt, und fragt: wie er denn aber zur eisernen Thüre hätte hinauskommen wollen? Darauf zeigt ihm Lumnitz, daß er ohne viele Mühe durch sein Ofenloch hätte entwischen können. Von der Wache versicherte er, daß sie beim Gerichtsdiener gelegen und geschlafen habe. Auf die darüber bezeugte Verwunderung antwortete er: Ich muß doch einmal mein Leben am Galgen enden, und erzählte darauf, als er vom Prediger gefragt wurde, mit welchen Gründen er dieses behauptete, folgende Geschichte: „In Hameln mußte ich in der Karre gehen. Da sagte mir ein-

 mal

mal ein Soldat, der die Wache hatte: Höre Lummitz, du hast ein fatales Gesicht, zeige mir doch einmal deine Hand; ich habe studiert, und will dir gleich sagen, was für eines Todes du sterben mußt! Ich zeigte ihm dieselbe, und er sagte mir: du kömmst an den Galgen; darauf kannst du dich sicher verlassen. Indessen hüte dich vor den Soldaten! denn wenn du unter diese kömmst, so wirst du noch früher, als sonst gehangen." Diese Vorhersagung, die er, da er abergläubisch war, fest glaubte, gab er als die Ursache an, warum er nicht hätte entspringen mögen, so wie sie auch der Bewegungsgrund zu seinen nachher verübten Bosheiten gewesen wäre, weil der Gedanke, daß er doch hängen müsse, wenn er sich auch bessern wolle, sein Gemüth wild und ganz verzweifelt gemacht habe. Am Dienstage vor Pfingsten, im Jahr 1788 wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und jedermann bewunderte die ungewöhnliche Standhaftigkeit und äußerlich scheinbare Beruhigung, die er bei seiner Hinrichtung bewies, indem ihm nicht einmal, wie sonst gewöhnlich, auf dem Richtplatze die Augen verbunden wurden, und der Scharfrichter das entblößte Schwerd nicht verborgen hielt, sondern damit in der Hand vor ihm stand, während daß man ihm den Rock hinten aufschnitt, und auf den Stuhl band. Allen diesen Zubereitungen mußte er zusehen, und blieb immer standhaft dabei. Er wurde aufs Rad gelegt, und sein Schicksal ist ein Beweis, wie nöthig es sey, durch guten Unterricht des Volks in Schulen und Kirchen, den Aberglauben auszurotten und die Roheit der Sitten zu mildern. Wenn der Unterricht im Christenthum nicht

als eine Sache des Verstandes und Herzens behandelt wird, so kann auch die göttliche Lehre Jesu ihren ganzen Segen nicht über die Menschheit verbreiten.

Die fünf und vierzigste Historie.

Wie sehr die Ungeduld schadet.

Herrn Nelkenfelds Familie hatte einmal den Verdruß, daß sie durch eine unreinliche Magd, die sie in ihr Haus genommen hatte, von der Krätze angesteckt wurde. Dieß verursachte allen grosses Mißvergnügen, denn alle empfanden an ihrem ganzen Leibe ein heftiges Jucken und einen empfindlichen Schmerz, und ihr Anblick war so eckelhaft, daß alle ihre Bekannten ihr Haus vermieden, und daß sie selbst sich nicht unterstanden, in Gesellschaft zu gehen.

Herr Nelkenfeld gab sich alle Mühe, seine Kinder unter diesem Jammer zu beruhigen. „Die Sache, sagte er, ist nun einmal nicht zu ändern, tragt es mit Gelassenheit. Ich werde euch einen Thee und einige andere Arzeneyen geben, diese nehmt ordentlich ein, so wird dadurch euer Blut nach und nach von aller Unreinigkeit befreyet werden, und wir werden bald das Vergnügen haben, daß wir wieder gesund bei einander leben können. Aber hütet euch ja, daß ihr nicht ungeduldig werdet, und etwa durch heftiges Kratzen euch Linderung zu verschaffen sucht, denn dadurch werdet ihr euern Schmerz vergrößern. Nehmet auch von niemanden Arzneymittel an, als von mir. Denn sonst

 könn-

könntet ihr leicht was bekommen, das den Ausschlag zu schnell vertriebe, und euch auf Lebenslang ungesund machte."

Diesen guten, väterlichen Rath befolgten nun alle Kinder, wurden nach einigen Monaten die Plage los, und hatten das Vergnügen, daß sie mit ihren kleinen Freunden wieder Umgang haben und allerley Ergötzlichkeiten genießen konnten.

Nur Franz war ungehorsam. Er nahm die Arzney sehr unordentlich ein, weil sie nicht gut schmeckte. Wenn er Jucken empfand, so kratzte er sich so heftig, daß sein ganzer Leib blutig wurde, und er einen solchen Schmerz empfand, als wenn er im Feuer säße. Als er einst unter solchem Schmerz saß und weinte, traf ihn eine alte Frau an, die ihm versprach, sie wolle ihn in zwey Tagen von der Plage befreyen, wenn er ihr nur folgen würde. Sie wolle ihm eine Salbe bereiten, mit der er sich bestreichen müsse, und diese würde ihn sogleich seine vorige Gesundheit wieder verschaffen.

Der Knabe ließ sich die Ungeduld verleiten, diese Salbe anzunehmen, ohne seinem Vater etwas davon zu sagen. Er brauchte sie, und in zwey Tagen war der Ausschlag am ganzen Leibe abgetrocknet. Durch diese schnelle Abtrocknung war aber die Unreinigkeit des Bluts von den äußern Theilen in die innern getrieben worden. Seine Lunge war dadurch so verderbt, daß er ersticken wollte. Durch Arzneymittel wurde ihm zwar das Leben erhalten, er blieb aber Lebenslang keichend und engbrüstig, und sagte oft: so muß ich Thor mein ganzes Leben elend seyn, weil ich so ungeduldig war,

daß

daß ich einen kleinen Schmerz von etlichen Monaten nicht ertragen wollen.

Die sechs und vierzigste Historie.

Wie thöricht es ist, sich vor dem Leichvogel zu fürchten.

Marthe, eine sehr abergläubische Frau, lag am Friesel krank, doch hatte ihr der Arzt Hoffnung zu Wiedergenesung gemacht. In der dritten Nacht aber, vom Anfang ihrer Krankheit gerechnet, flog ein Vogel mit starkem Geschrey an ihr Stubenfenster. „Ach, sagte Marthe, nun muß ich sterben, das ist der Leichvogel, der ruft mich!" Hierüber ängstigte sie sich so sehr, daß sich ihre Krankheit von Stund an, zusehends verschlimmerte, und sie würde gestorben seyn, wenn nicht gleich dem Arzte von diesem Vorfalle wäre Nachricht gegeben worden. Dieser war ein vernünftiger Mann, der sichs besonders angelegen seyn ließ, den Aberglauben den Leuten aus den Köpfen zu bringen. „Ey sagte er, liebe Frau, wie könnt ihr glauben, daß es einen Vogel gebe, der durch seine Stimme den Menschen den Tod prophezeyhe! Da müßt ja der Vogel mehr wissen, als wir, denn uns hat Gott unsere Todesstunden weislich so tief verborgen, daß wir sie schlechterding nicht wissen sollen. Der Vogel, von dem ihr glaubt, er kündige euch euren Tod an, weiß ja seinen eigenen Tod nicht einmal. Hat er euch denn bei eurem Namen gerufen, daß ihr so gewiß behauptet, es gelte euch? Unser Lebens-

ziel

ziel steht ja blos unter der Aufsicht und Regierung unsers guten Vaters im Himmel. Ihr seyd eine Christinn, wollt ihr lieber dem Vogel oder dem Worte Gottes trauen?" Hierauf zeigte er ihr, was das eigentlich für ein Vogel sey, warum er so schreye, und warum er eben nach ihrem Fenster geflogen sey. Durch diese und andere vernünftige Vorstellungen brachte es der Arzt noch dahin, daß sich die abergläubische Furcht bei der Frau verlor, und sie wurde wieder gesund. Wenn ihr nachher jemand vom Leichvogel viel reden wollte, so lachte sie, und sprach: mein Leben steht in Gottes Hand, wenn ers für gut befände, mir meine Todesstunde anzukündigen, so würde er dazu keinen Vogel brauchen, der selbst nicht weiß, wenn ihn der Jäger vom Baum herunter schießen wird.

Bei immer zunehmender, besserer Erkenntniß Gottes und seiner wunderbaren Werke findet der Aberglaube sein Grab.

Die sieben und vierzigste Historie.

Wie gut es ist, wenn man in der Jugend seinen Lehrern folgt.

Ludwig gieng in eine Schule, wo die Schüler sehr viel arbeiten mußten. Ihr Lehrer glaubte, daß junge Leute beständig beschäftigt seyn müßten, und nicht eher ruhen dürften, als in den Stunden, die zum Spiele und zur Erholung bestimmt wären.

Sie

Sie mußten z. E. ganze Bücher abschreiben, und zu gewissen Zeiten lange Stellen aus denselben hersagen.

Darüber wurden sie oft verdrüßlich, murrten gegen den Lehrer, und nannten ihn einen strengen und eigensinnigen Mann.

Ludwig aber, der von seinem Vater gehört hatte, daß man seinem Lehrer in allen Stücken gehorchen müßte, murrte niemals, sondern arbeitete immer fort dasjenige, was ihm war aufgegeben worden, wenn es ihm auch gleich bisweilen sauer vorkam. Deswegen gewann ihn der Lehrer lieb, und sagte oft, wenn ich lauter solche Schüler hätte, wie Ludwig ist, so würde mir mein Amt noch einmal so leicht seyn.

Einmal besuchte ein Anverwandter Ludwigs Vater, und ließ sich mit Ludwigen in ein Gespräch ein. Dieser wußte von allem sehr vernünftig zu sprechen, und zeigte, daß er eine Menge Kenntnisse sich erworben hatte, die man von einem Kinde in seinen Jahren kaum erwartet. Wenn die Rede auf merkwürdige Naturbegebenheiten kam, z. E. auf der Sonne ⸗ Auf⸗ oder Untergang, den Mond, den Donner und Regen, den Frühling oder Herbst, so wußte Ludwig ganze Stellen herzusagen, die davon handelten. Der Anverwandte gab ihm ein Papier und diktirte ihm etwas, das er schreiben mußte. Hernach sahe er es durch, und fand, daß es fast ganz ohne Fehler war.

Darüber verwunderte er sich sehr, und sagte, Ludwig müsse einen vortrefflichen Lehrer haben, weil er ihn in kurzer Zeit so viel Nützliches gelehrt hatte. Ja er versicherte, er glaube, daß Ludwig einmal

ein sehr geschickter Mann werden würde, wenn er fort führe, sich nach seines Lehrers Regeln zu richten.

Da sahe nun Ludwig ein, wie gut es sey, seinem Lehrer zu gehorchen, und ließ sich dadurch noch mehr reizen, alle seine Vorschriften auf das pünktlichste zu befolgen.

Die acht und vierzigste Historie.

Eine Magd verursachet durch ihren Ungehorsam und Leichtsinn ein grosses Unglück.

In einem schlesischen Dorfe gieng ein Jäger mit seiner Frau auf eine Hochzeit. Sie hatten zwey Kinder: einen Knaben von fünf, und ein Mädchen von vier Jahren. Da sie diese nicht mitnehmen konnten, empfahlen sie der Magd aufs ernstlichste, zu Hause zu bleiben, und auf die Kinder Acht zu haben. Aber diese stach der Tanzkitzel so sehr, daß sie wenigstens einmal in den Saal hineinschauen mußte, und dadurch nun die Begierde, das Verbot zu übertreten, noch mehr reizte. Doch hätte sie gewiß der Versuchung widerstanden, wenn sie das Unglück, das ihr Ungehorsam nach sich zog, geahndet hätte. Denn kaum hatte sie die Kinder verlassen, als der Knabe über eine Schachtel voll Schießpulver gerieth, und sie öffnete. Er fragte seine Schwester, was das sey; und diese sagte, es ist Mohn, das die Mutter auf den Kuchen thut. Er nahms also in den Mund, und da ihm der salzige

Ge-

Geschmack zuwider war, verschüttete er aus Unwillen das Pulver auf den Tisch. Nun fiel von dem Fichtenspan, dergleichen man in der Gegend statt der Lichter brennt, eine Funke darauf, und der Knabe wurde entweder vom Schrecken über die unvermuthete Erscheinung, oder von dem Dampfe, der ihm in Mund und Nase fuhr, auf der Stelle getödtet.

Die neun und vierzigste Historie.

Auch Feinde und Verläumder können uns nützlich werden, wenn wir immer rechtschaffen handeln.

Herrmann handelte mit wollenen Zeugen, wozu er die Wolle selbst spinnen, und durch viele Weber verfertigen ließ. Dadurch verschaffte er vielen hundert Menschen Nahrung. Der Sonnabend war der Tag, da immer die Leute, die für ihn arbeiteten, zu kommen, und das Geld, das sie die Woche hindurch verdient hatten, abzuholen pflegten. Wann es gegen zehn Uhr war, wurde es in seinem Hause so volkreich, als wenn es Jahrmarkt wäre. Herrmann setzte sich an einen Tisch, setzte einen grossen Geldkasten vor sich, ließ eins nach dem andern kommen, ließ die Rechnung, die er mit ihm führte, vorzeigen, und zahlte ihn aus, was er verdient hatte.

Die Leute, die das Geld empfiengen, betrugen sich auf gar verschiedene Art: einige giengen ganz unempfindlich fort, andere murreten, und sagten, das sey viel zu wenig, sie könnten damit nicht aus-

kom-

kommen, manche strichen es auch sehr freundlich ein, dankten Hermannen, und sagten, daß sie sich ihren Lohn den morgenden Sonntag wollten gut schmecken lassen, und an ihn denken, wenn es ihren wohlgienge. Ein gewisser Weger zog besonders Herrmanns Aufmerksamkeit auf sich. Er war einer der ersten, der in die Stube trat, und ließ sich doch kein Geld geben. Er stellte sich vielmehr an Herrmanns Seite, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase, und sahe sehr nachdenklich zu, wie Herrmann Geld auszahlte, bisweilen lächelte er, bisweilen schüttelte er mit dem Kopfe.

Endlich fragte ihn Herrmann: Freund! was hat er denn für Betrachtungen? will er denn kein Geld haben?

„Ich will es schon erwarten, gab er zur Antwort, zahlen Sie nur fort. Ich habe meine Freude an dem vielen Gelde, das Sie auszahlen, und denke: **Wie gut es ist, daß es reiche Leute in der Welt giebt!** Da geben Sie nun so vielen Leuten Brod auf die ganze Woche. Manchem auch ein Brätchen. Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, was die Leute alle, wie sie hier sind, anfangen wollten, wenn es nicht Leute gäbe, die viel Geld hätten. Wolle könnten sie sich nicht kaufen, und wenn sie auch bisweilen ein Pfündchen auftrieben, so wäre niemand da, der ihnen ihre Arbeit abnehmen wollte, und sie würden es vielmal mit größtem Schaden verkaufen müssen. So aber fehlt es ihnen nie, weder an Wolle noch an Arbeit, und alle Sonnabende haben sie doch ihren gewissen Lohn. Herrmann sahe ihn bedenklich an. Und da der Weber merkte, daß ihm sein Gespräch gefiel, fuhr er fort: Es giebt

frey-

freylich viel Leute, die den Reichen ihr Geld nicht gönnen, und mit scheelen Augen es ansehen, daß die Reichen so schöne Häuser und Kleider haben, und so einen guten Tisch führen. Ich schmähle aber allemal mit ihnen, und sage: Leute! ihr seyd wunderlich. Die Reichen können ja das Geld doch nicht essen. Wenn sie sich schöne Häuser bauen, Gärten anlegen, gute Kleidung kaufen nnd besser essen als wir können, so müssen sie ja doch immer Geld dafür ausgeben, und da kömmt es immer wieder in anderer Leute Hände. Da bekommt der Metzger, der Bäcker, Zimmermann, Schreiner, Schlosser Schmidt, Glaser, Maurer, Tüncher und dergleichen, immer etwas zu verdienen. Wovon wollten denn diese Leute leben, wenn es nicht solche gäbe, die einen Thaler Geld könnten aufgehen lassen?

Freylich giebt es auch Reiche, die niemanden einen Kreuzer gönnen, die immer mehr Geld zusammenscharren, und es hernach verschließen, daß es niemanden etwas nützet. Zum Glück sind aber deren nicht sehr viele.

Herrmann bezeigte seine Verwunderung über diesen vernünftigen Mann, zahlte ihm sein Geld aus, und vermahnte ihn, daß er immer so denken solle, so würde ihm seine geringe Mahlzeit immer gut schmecken, und er würde weit glücklicher leben, als andere, die stets mit neidischen Augen das Glück der Reichen betrachten.

Kaum war dieser Weber zur Stube hinaus, so kam ein anderer, und zischelte Herrmannen ins Ohr: das ist der rechte Zeisig! Wie so? fragte Herrman. Er ist, sagte dieser, ein Erzbetrüger.

Wenn

Wenn Sie wissen sollten, um wie vieles dieser Mann Sie schon betrogen hat, Sie gäben ihm gewiß kein Stückchen Arbeit mehr. Herrmann bezeigte hierüber seine Verwunderung, und sagte, er solle warten, bis er mit Auszahlen fertig wäre, dann wolle er weitläuftiger mit ihm davon sprechen.

Die Auszahlung dauerte ohngefähr noch eine Stunde, dann wurde die Stube leer, und Herrmann befand sich mit diesem Weber allein. Nun fragte er, lieber Meister! was wollte er mir da sagen? „Je, sagte dieser, daß der Meister Hieronymus, der mit ihnen sprach, ein Betrüger ist. Ich rede zwar niemanden etwas Böses nach, was aber wahr ist, das ist doch wahr. Und es ist doch nicht erlaubt, daß ein so guter Herr von so bösen Leuten sich soll betrügen lassen. Seine Frau verkauft ein Stückchen Zeug nach dem andern, das ihr Mann von dem Garne macht, das er unter die Bank wirft. Wo wollte es denn auch sonst herkommen! Er kauft sich ein Kleidungsstück nach dem andern. Erst vorige Woche hat er sich einen neuen Rock machen lassen, und ich lege die Hände doch gewiß auch nicht in den Schoos.“

Herrmann sahe diesem Manne sehr scharf in die Augen, und fragte ziemlich heftig: ist das wahr? Mit niedergeschlagenen Augen antwortete er: es wird ja wahr seyn. Wenn es nicht wahr wäre, so wollte ich es ja nicht sagen.

An wen hat die Frau das Zeug verkauft? fragte Herrmann weiter.

Das kann ich so genau nicht mehr sagen, gab der Weber zur Antwort. Sie können sich aber darauf

darauf verlassen. Es ist gewiß und wahrhaftig so, wie ich Ihnen gesagt habe. Ich würde Sie ja nicht mit Unwahrheit berichten.

Herrmann ließ ihn gehen, und versprach, daß er die Sache genau untersuchen wolle.

Er untersuchte sie auch wirklich genau. Er eröffnete seiner Frau, was ihm dieser Mann von Meister Hieronymus gesagt hatte. Und diese gab von dieser Stunde an sehr genau auf seine Arbeit Achtung. Sie wog die Garne, die er bekam, sehr sorgfältig, eben so sorgfältig maß und wog sie das Zeug, das er lieferte. Sie verglich seine Arbeit mit den Arbeiten anderer Meister, und nachdem sie dieses einen ganzen Monat getrieben hatte, so kam sie zu ihrem Mann, und sagte: Weißt du wohl lieber Mann, wer unter deinen Arbeitern der Ehrlichste ist? Meister Hieronymus ist es. Ich habe nun einen Monat lang seine Arbeit betrachtet, gewogen, gemessen, mit anderer ihrer Arbeit verglichen, und gefunden, daß er immer das feinste und mehreste Zeug liefert. Der Meister hingegen, der ihn verläumdet hat, ist ein Schelm. An seinem Zeuge fehlt immer etwas, und ich habe es herausgebracht, daß er vorgestern an einem gewissen Orte zwey Ellen hat verkaufen lassen."

Deine Entdeckung, sagte Herrmann, ist mir außerordentlich lieb. Der Verläumder wurde gerufen, er hielt ihm seine Bosheit vor, und nahm ihm die Arbeit.

Nun mußte Meister Hieronymus kommen. Als er da war, sagte er zu ihm: „Nun lieber Meister, er hat lange genug hinter dem Weberstuhle gesessen. Von nun an soll er wenig oder nichts

mehr weben. Ich ernenne ihn zum Aufseher über zehen Weberstühle, da wird er weniger Arbeit und wenigstens noch einmal so viel Einnahme haben. Sey er mir als Aufseher so treu, wie er mir als Weber gewesen ist."

Man kann leicht denken, was dieser unerwartete Antrag diesem ehrlichen Manne für Freude machte. Er schlug in die Hände und sagte: Ists möglich? wie komme ich denn dazu?

Das Glück, sagte Herrmann, hat er Meister Markus zu danken.

Meister Markus? denk doch! denk doch! sagte Hieronymus, ich habe immer gedacht, der Mann wäre mir gram. Nun sehe ich doch, daß ich ihm Unrecht gethan habe.

„Er hat ihm, fuhr Herrmann fort, gar nicht Unrecht gethan. Markus ist ein boshafter Mensch, er hat ihn bei mir verklagt, als wenn er ein Betrüger wäre, und von dem Garne unterschlüge, das ich ihm zu verarbeiten gebe. Zuvor habe ich ihn nicht recht gekannt. Denn wie kann ich alle die Leute kennen, die für mich arbeiten? Von dieser Zeit an bin ich aber aufmerksam auf ihn geworden. Ich habe ihn genau nachmessen und nachwiegen lassen, und da habe ich entdeckt, daß er mein ehrlichster Arbeiter gewesen ist.

Dem ehrlichen Hieronymus stürzten Freudenthränen aus den Augen. Er drückte dankbar Herrmanns Hand, und sagte: da sehe ich doch, daß es eintrifft, was mein seliger Vater immer zu mir sagte: Lieber Sohn, handle du rechtschaffen, so werden auch die ärgsten Feinde dein Glück befördern müssen.

Er gieng gerührt nach Hause, und brachte diese Nachricht seiner Frau und Kindern. Was da wohl für Freude mag gewesen seyn!

Die fünfzigste Historie.

Ein braver Kaufmann bezahlt einem Glasermeister eine längst vergessene Schuld.

Ein noch lebender angesehener Kaufmann, reisete vor mehr als dreyßig Jahren als Handlungsdiener mit einem Glasergesellen. Dieser borgte ihm achtzehn Groschen auf ihrer Wanderschaft, und erwieß ihm dadurch einen sehr grossen Dienst, weil er sonst in mancher Herberge hätte hungern müssen. Sie trennten sich, und der Kaufmannsdiener versprach dem gutherzigen Reisegefährten eine baldige Bezahlung. Viele Jahre verflossen, da beide nichts von einander hörten. Der Kaufmannsdiener fieng eine Handlung an, und kaufte sich ein Haus in einer angesehenen Stadt. In diesem Hause ließ er manches ausbessern, auch neue Fenster darinn setzen. Bei der Gelegenheit entdeckt er seinen ehemaligen Reisegefährten, der nun Glasermeister in eben derselben Stadt war, und erinnert sich der von ihm empfangenen achtzehn Groschen. Nach vollendeter Arbeit bezahlt er ihm erstlich die Summe, die er fodert, und nachher noch hundert Pistolen darüber. Der Mann geräth in Erstaunen, und will sie nicht annehmen.

Kaufmann. Verwundre er sich nicht, lieber Meister, daß ich ihn dies Geld gebe. Ich bin sein grosser Schuldner.

Glasermeister. Sie mein Schuldner? Sie haben mir ja meine ganze Rechnung bis auf die Pfennige bezahlt.

Kaufmann. Ja ich bin sein Schuldner, und will es ewig bleiben — — Entsinnt er sich nicht eines Kaufmannsdiener, der eine Reise von K. nach D. mtt ihm gethan, und dem er achtzehn Groschen borgte? Ach diese wenigen Groschen waren zu der Zeit für mich eine überaus grosse Wohlthat. Hätte er mir dieselben nicht geliehen: so hätte ich meine Reise nach D. nicht fortsetzen können, die der erste Grund zu meinem gegenwärtigen Glücke geworden ist. — Darum nehme er diese hundert Pistolen zum Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich habe, sobald ich ihn entdeckte, mich genau nach seinen Umständen erkundigt. Ich habe erfahren, daß er ein sehr fleißiger Mann ist, aber eine zahlreiche Familie hat, zu deren Fortkommen er Unterstützung braucht Erst nehm er dieß — nachher diene ich ihm weiter. — Mit Thränen des Dankes und der Freude gieng der brave Handwerker heim.

Die ein und fünfzigste Historie.

Verstand und Fleiß ist besser als Reichthum.

Der Herr von Biedermann gieng oft in die Schule, wo die Kinder seines Dorfs unterrichtet wurden.

und erkundigte sich nach ihrem Fleiße und ihrer Aufführung. Der kleine Hanns zog vorzüglich seine Augen auf sich, denn er war sehr fleißig und sittsam, und beantwortete die Fragen, die ihm der Schulmeister vorlegte, immer sehr gut. Das gefiel dem Herrn von Biedermann so wohl, daß er sich entschloß, ihn mit seinem eigenen Sohn zu erziehen, uud von dem Hofmeister, den er für jenen hielt, unterrichten zu lassen. Sein Vater, ein armer Taglöhner, war damit sehr wohl zufrieden, denn er hatte viele Kinder, und konnte kaum so viel erwerben, als sie nöthig hatten.

Bei dem Unterrichte betrugen sich nun die Kinqer sehr verschieden. Der Junker Biedermann gab sich nicht die geringste Mühe etwas zu lernen. Wenn ihm der Hofmeister dies verwies, so pflegte er immer zu sagen: " Was hab ich denn nöthig, mir über den Büchern den Kopf zu zerbrechen? ich bin ja ein Edelmann. Mein Stand giebt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüßiges Einkommen. Wenn ich reiten, jagen, und meinen Namen schreiben kann, so habe ich genug gelernt. "

Den armen Hans verachtete er, hieß ihn einen dummen Bauerjungen, und konnte, nur durch vieles Zureden, dahin gebracht werden, daß er sich neben ihn setzte.

Je mehr nun Hans verachtet wurde, desto mehrere Mühe gab er sich, immer verständiger zu werden. Er merkte auf alles, was ihm der Hofmeister sagte, las fleißig in Büchern, und wenn er etwas nicht verstund, so bat er den Hofmeister, es ihm zu erklären.

So wurde Hanns verständig; der Junker Biedermann aber blieb unverständig.

Am Ende starb der Herr von Biedermann, und der Junke übernahm die schönen Güter, die ihm sein Vater überlassen hatte. Weil er aber keinen Verstand hatte, so wußte er nicht, was er damit anfangen sollte. Er ließ die schönen Holzungen aushauen, und verschwelgte das daraus gelöste Geld in lüderlicher Gesellschaft. Die schönsten Wiesen giengen nach und nach zu Grunde, weil er sich nicht darum bekümmerte, daß die Graben ausgeworfen wurden, die sein Vater durch dieselbe hatte machen lassen. Die Gebäude wurden schadhaft, und fielen nach und nach zusammen, weil er nicht verstund, wie ein Gebäude muß erhalten werden. Seine Einkünfte reichten nicht mehr hin, seinen grossen Aufwand zu bestreiten, er mußte Schulden machen, die am Ende so stark wurden, daß seine Gläubiger seine Güter wegnahmen.

Da war er nun zwar der Herr v. Biedermann, aber er hatte weder Ehre noch Brod. Einige Zeit besuchte er die benachbarten Edelleute, und zehrte mit ihnen; diese wurden seiner aber auch bald überdrüßig, und ließen ihn abweisen, wenn er sich anmelden ließ. So wurde er ein Bettler.

Und Hanns brachte es durch seinen Verstand so weit, daß ihn jedermann liebte und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Amtmannsstelle, die er so gut verwaltete, daß alle Bauern ihn liebten. Dabei erwarb er sich so viel, daß er immer mehr Aecker ankaufen, Gärten anlegen, Teiche ausgraben lassen, und Häuser bauen konnte. Und doch behielt er noch so viel übrig, daß er im Stande war, dem

Herrn

Herrn von Biedermann monatlich einen Louisd'or Allmosen zu geben.

Die zwey und fünfzigste Historie.

Ein böser Mensch verdient bedauert zu werden.

Es war einmal ein böser Mensch, der hieß Leon, der scheuete sich vor Gott nicht, und liebte die Menschen nicht. Er that nur immer das, was ihm angenehm war, ohne darauf zu sehen, ob er sich selbst dadurch schade, und andere damit kränke. Er hielt viel auf eine prächtige Tafel, und machte sich gar nichts daraus, wenn viele seiner Mitmenschen hungern mußten, unterdessen daß er schmauste. Weib und Kinder hielt er sehr hart, und mit allen, die ihm nahe kamen, hatte er Zank. Mit allen, die Gärten oder Aecker neben ihm hatten, fieng er Prozeß an, weil er immer mehr von den Ihrigen an sich ziehen wollte, und sie dadurch reizte, sich ihm zu widersetzen. Er verlieh sein Geld gegen jährliche Zinsen, und wenn Jemand nicht im Stande war, diese Zinsen auf den bestimmten Tag zu bezahlen, so foderte er sein Geld wieder, und wenn es nicht sogleich konnte aufgebracht werden, so war er so grausam, daß er ihn zwang, sein Haus und Acker zu verkaufen, und ihn davon zu bezahlen.

Dieser Leon nun kam einmal zu einem seiner Anverwandten, der ein guter und frommer Mann war. Er wurde von ihm mit einer ungemeinen Heiterkeit empfangen, und fand, daß alle seine

Hausgenossen so heiter und freundlich, als er selbst, waren. Darüber verwunderte er sich sehr, und fragte ihn: Sagen Sie mir nur, lieber Mann, wie Sie es anfangen, daß Sie stets so heiter und fröhlich sind, und daß alles um Sie herum so freundlich ist?

Ich bin ein recht unglücklicher Mann. Keine frohe Stunde habe ich auf der Welt. Da ist immer nichts als Zank und Streit und Prozeß. Kein Mensch hat mich lieb, meine Frau liebt mich nicht, und meine Kinder machen mir tägliches Aergerniß. Glauben Sie mir, wenn ich ihnen alles erzählen sollte, was ich für Unruhe und Verdruß habe, Sie würden mich bedauern.

Auf diese Art, sagte dieser, sind Sie allerdings zu bedauern. Denn ein Mann, der in sich und außer sich, in seinem Hause und außer seinem Hause keine Ruhe hat, verdient unser ganzes Mitleiden. Aber sind Sie nicht selbst daran Ursache? Sie thun so viel Böses, darüber müssen Sie nothwendig Unruhe empfinden. Sie sind unfreundlich: Wie können da die freundlich bleiben, die um Sie sind? Sie begegnen andern hart, wie können Sie denn erwarten, daß Sie von ihnen geliebet werden?

Wahr ists wohl, antwortete Leon. Aber ich kann mich nicht ändern. Wenn mir ein Groschen verloren geht, so kann ich es in acht Tagen nicht vergessen, sondern murre beständig gegen die, die um mich sind. Es ist mir unmöglich, daß ich Nachsicht haben kann gegen die, die mir schuldig sind. Das macht mir keine Freude, wenn ich andern Gutes thue. Es schmeckt mir nichts besser, als was ich selbst esse.

Armer Mann! sagte sein Freund, so sind Sie ja krank, sehr krank an ihrer Seele. Ich beklage Sie von ganzem Herzen, und werde Sie noch mehr beklagen müssen, wenn Sie nicht alle Ihre Kräfte anwenden, sich bald zu bessern.

Diese Gelindigkeit, diese wehmüthige Vorstellung seines Freundes rührte diesen Mann so sehr, daß er in sich gieng, und von ganzem Herzen sich zu bessern anfieng. Er wurde auch wirklich besser, und je besser er wurde, desto ruhiger wurde sein Gemüthe, und desto mehr gewannen ihn seine Nebenmenschen lieb. Ob dies auch wohl würde geschehen seyn, wenn er von seinem Freunde wäre hart angelassen, und gescholten worden?

Die drey und fünfzigste Historie.

Wie gefährlich ist es, Verstorbene frühzeitig zu begraben.

Im Dorfe Heilberg, wurde einmal ein Mädchen von zwanzig Jahren, das an einem hitzigen Fieber gestorben seyn sollte, begraben. Den andern Tag gieng das Gespräch im Dorfe, das Mädchen spucke, man hätte gehört, daß es im Sarge gepocht habe. Das Gespräch kam auch bis zu den Ohren des Herrn von Heilberg. Der ließ das Grab sogleich öffnen. Himmel, was für ein Anblick! Das Mädchen lag auf dem Bauche, und hatte sich vor Angst das ganze Gesicht zerkratzt. Alle Nachbarn stunden wie versteinert da. Dem gnädigen Herrn stunden die Thränen in den Augen,

und

und auch der härteste Mann konnte sich des Weinens nicht enthalten. Die Mutter des Mädchens fiel in Ohnmacht, und der Vater wollte sich alle Haare aus dem Kopf raufen. Was hilft das Wehklagen nun? sagte der gnädige Herr, wir können das arme Mädchen doch nicht wieder lebendig machen. Aber, lieben Nachbarn, ihr könnt an diesem schrecklichen Exempel sehen, was noch bei euch für böse Gewohnheiten herrschen, die ihr euch durchaus nicht wollt nehmen lassen. Wenn man etwas verbessern will, so sprecht ihr immer, das thun wir nicht, es ist bei uns einmal der Gebrauch und das Herkommen so; unsere Väter und Großväter habens so gehalten, und die waren doch auch keine Narren. Da seht ihr es ja mit euern eigenen Augen, was dabei heraus kommt, wenn man zu sehr über das alte Herkommen hält. Es ist nun bei euch der Gebrauch und das alte Herkommen, und eure Väter und Großväter haben es so gehalten, daß die Leute, die todt schienen, gleich nach 24 Stunden unter die Erde gebracht wurden. Wie mancher wird da seyn lebendig begraben worden; wie manches sein Vater, oder Großvater wird in der Erde gepocht, gekratzt und nach seinen Kindern geseufzt haben, bis er noch einmal sterben mußte! Wollen wir es denn bei dem alten Herkommen lassen?

Ach nein, mein lieber gnädiger Herr, riefen alle, um Gottes Willen schaffen Sie doch das alte Herkommen ab. Gut, sagte er, und ließ sogleich ein Gewölbe auf dem Gottesacker bauen, und machte die Verordnung, daß die Körper, die man für todt hielt, erst ein Paar Tage darin stehen sollten, ehe sie unter die Erde gebracht würden.

Die

Die vier und fünfzigste Historie.

Doktor Faust.

Es wurde einmal Abends in einer Gesellschaft viel von den Luftkugeln gesprochen, mit welchen man jetzt ordentliche Luftreisen anstellen kann.

Einer sagte: Wenn die Leute Doktor Fausts Mantel gehabt hätten; so dürften sie keine Luftkugeln machen. Der hätte mit seinem Mantel noch besser durch die Luft fahren können. Er sey aber ein Schwarzkünstler gewesen, und der Teufel habe ihn zuletzt gehohlt.

In der Gesellschaft befand sich auch ein Prediger, der ein gar vortrefflicher Mann war. Als dieser merkte, daß verschiedene Personen das Ding noch halb und halb glaubten, andere aber den wahren Ursprung der Fabel gern wissen wollten; so nahm er das Wort.

Die Geschichte von D. Faust ist in den finstern Zeiten erdacht worden, da man das einfältige Volk in dem Aberglauben vom Teufel und seinen Künsten zu erhalten suchte. Vielleicht, daß sich manche unter den Lesern finden, welche die Geschichte von Doktor Faust, dem Schwarzkünstler, dem Zauberer, dem Hexenmeister, noch als Wahrheit annehmen.

Es sind, sprechen viele Leute, ganze Bücher von seinem Leben geschrieben worden. Er hat ja zu Wittenberg gelebt! Hat er nicht ein Bündniß mit dem Teufel gemacht? Hat er nicht die wunderbarsten Dinge thun können? z. E. in einem Augenblick einen Garten mit vielen singenden Vögeln her-

vor-

vorbringen? — ein Fuder Heu verschlingen? — die Wittenbergischen Studenten in einer Nacht an einen Ort, wo eine fürstliche Hochzeit gehalten wurde, weit von Wittenberg, auf seinen Mantel geführt — die Nacht durch mit ihnen geschmaust, und sie des andern Morgens doch wieder zurückgebracht? Und das alles durch Hilfe des Teufels, der ihn als ein Hund begleitet habe. Der hab' ihm aber auch zuletzt den Lohn gegeben, und seinen Leib an der Wand zerschmettert, da er ihn geholt habe. Sollte denn an dem allen gar nichts Wahres seyn?

Wenn das alles wahr seyn sollte, was erzählt wird, so müßten auch alle Hexengeschichten wahr seyn. Aber an der ganzen Sache ist nicht ein wahres Wort. D. Faust ist nie als Schwarzkünstler oder Hexenmeister in der Welt gewesen.

Mehrentheils aber ist eine wahre Geschichte der Ursprung einer solchen Fabel gewesen, die sich dann durch Zusätze und Mährchen ganz in der Fabel verloren hat; zumal in den Zeiten, da man alles, was man nicht begreifen, oder erklären konnte, gleich dem Teufel zuschrieb.

Alles, was in diesen Zeiten der Finsterniß und des Aberglaubens nur ein bischen über den Verstand der Mönche gieng, die oft nicht einmal lesen und schreiben konnten, das hatte der Böse gethan. Wer nur ein wenig mehr als andere wußte, oder durch die Kräfte der Natur etwas Sonderbares hervorbrachte, der hatte auch schon ein Bündniß mit dem Beelzebub gemacht, und war ein Hexenmeister.

Hätte damals einer einen Magnet, eine Elektrisirmaschine, eine Luftpumpe, oder dergleichen gezeigt, der wäre gewiß verbrannt worden. Und

nun

nun kam es mit D. Faust eben so, wie es mit manchen Dingen in jenen Zeiten zu kommen pflegte.

Im Jahr 1440 wurden die ersten Versuche der Buchdruckerkunst angefangen. O! wie mußten die Leute das so geheim halten! sonst wurden sie gleich als Hexenmeister angesehen.

Da war nun ein Mann in Maynz, Namens Johann Faust. Dieser druckte die ganze lateinische Bibel zum erstenmal um das Jahr 1465. Mit den gedruckten Bibeln reiste er nach Paris, und verkaufte sie da, weit wohlfeiler, als man eine geschriebene Bibel haben konnte.

Himmel! Was machte die Sache für Aufsehen! Da hieß es gleich: das geht nicht von rechten Dingen zu. Das Werk muß er mit Hilfe des Teufels zu Stande gebracht haben. Das geht über alle menschliche Kräfte. Und der arme Faust mußte sich bei Nacht und Nebel davon machen.

Davon rührt die ganze Fabel her, von D. Faust dem Hexenmeister.

Die fünf und fünfzigste Historie.

Wie unglücklich ein Mensch ist, der nicht schreiben und lesen kann.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahr abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Taglöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte

noch geschriebene Schrift lesen konnte; so gieng er mit dem Brief zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durch gelesen hatte, sagte er zum Taglöhner: „Hört! in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch fünfzig Thaler vermacht: aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst abholen.“

„Herr Wirth, sagte der Tagelöhner, wo soll ich den hingehen, und das Geld abholen?“ „Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier, sagte der Wirth, da liegt euer Geld.“

„Ey, sagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wohl gar zweyhundert Meilen, da kostete mir die Reise und Versäumniß bei der nahen Erndte fast mehr, als ich erben soll.“ „Hört, sprach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreyßig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen. — Wollt ihr das?“ „Herzlich gern,“ antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth Geld, und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause.

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß lüderlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit grosser Angst auf dem Todtenbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Brief hatte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bei einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zwey

tausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Wirth dem Taglöhner gegeben) ausgezahlt werden.

Diese hatte er denn auch erhalten, aber lüderlich durchgebracht.

Die sechs und fünfzigste Historie.

Was doch das böse Gewissen thut.

Auf einem gewissen Dorfe, nicht weit von Magdeburg, wurde einmal auf dem Felde eine ermordete Frauensperson gefunden; den Thäter aber konnte man nicht herauskriegen.

Man hatte zwar Verdacht auf einen gewissen Menschen im Dorfe, der mit der Entleibten umgegangen war; man konnte es ihm aber mit nichts beweisen.

Der Prediger des Orts geht auch aufs Feld, um die Stelle zu besehen, wo die Mordthat geschehen war. Da findet er noch die mit Blut bespritzte Steine. Einen solchen Stein nimmt er mit nach Hause.

Und nun läßt er alle Mannsleute der Gemeine in sein Haus zusammenkommen.

Mitten in der Stube liegt auf einem Tische der mit Blut bespritzte Stein.

Der Mann tritt hin, nimmt den blutigen Stein in seine Hand — zeigt ihn allen Anwesenden, und spricht mit Thränen und Nachdruck an das Gewissen der Leute.

„Seht hier alle den Stein, an welchem noch das Blut der Ermordeten aus unserer Gemeine klebt. Könnte dieser Stein reden; er würde den grausamen Mörder bald nennen. Könnte dies Blut reden; es würde ihn bald entdecken.“

„Unter uns muß er seyn, der Mörder. Das weiß ich gewiß. Vielleicht mit in dieser Stube. Der Stein — das Blut daran weiset auf ihn hin.“

„Er fühlt sich schon, die Nägel, die Spieße, die Schwerder, die durch sein Gewissen gehen, da ich dies jetzt sage. Es wird sich hernach ausweisen, daß er sie gefühlt hat. Gebt nur Achtung: es wird sich bald offenbahren.“

„Meine lieben Brüder! dies Blut hier am Steine schreyet so gewiß zu dem gerechten Vergelter im Himmel, als es hier am Steine klebt. Darum klebt es hier, damit eben dadurch Gottes Gerechtigkeit den Mörder entdecke.“

„Bedenke dies, o Mörder! wenn du unter uns bist. Verschweige deine Blutschuld nicht, damit du dich nicht noch mehr versündigest. Was wird dirs helfen, wenn du es auch noch eine Zeitlang verschweigst? Sahe keiner zu, da du dies Blut vergossest? Auch Gott nicht, der Allwissende! vor dem die Nacht Licht seyn muß? der wird es schon offenbahren.“

„Wird dich dein eigenes böses Gewissen nicht verrathen? Deine niedergeschlagenen Augen, deine finstern Gebehrden, deine blasse Farbe: alles wird dich verrathen.“

„Meinst du, daß du auf einer Stelle Ruhe haben werdest? Weder Tag noch Nacht Ruhe. Der Schlaf wird dich fliehen und das blutige Bild

der Ermordeten dir immer vor Augen schweben, und dich mit fürchterlichen Träumen schrecken."

„Gehst du auf dem Felde vor der Stelle vorbei; oder pflügst, und arbeitest du in der Gegend; so wird es immer seyn, als ob die Ermordete vor dir stände, ihre Hände gen Himmel hebe, und dich als den Mörder anklagte. Wie lange wirst du das aushalten können?"

„Besinne dich, unglücklicher Mörder! noch in diesem Augenblick. Gieb Gott, gieb seiner Allwissenheit — gieb der Wahrheit die Ehre, und bekenne deine Missethat. Sonst werden noch Unschuldige in Verdacht kommen. Und dadurch wirst du aufs neue ein Todtschläger."

„Wirst du aber deine That gestehen, und bereuen; so kann noch Rath werden, deine verlorne Seele zu retten, und dich der Barmherzigkeit des Allerhöchsten wieder theilhaftig zu machen Denn Jesus, der Heiland der Sünder, hat, noch am Kreuz für seine Mörder gebeten: Vater vergieb ihnen."

Und nun trat der Mann hin — seine Wangen glüheten — seine Augen thränten — und er sprach:

„Wer unter euch ein gutes Gewissen hat, der nehme diesen, mit Menschenblut befleckten Stein in seine Hand, wie ich es mache — halte ihn zu Gott gen Himmel und spreche: Ich bin unschuldig an diesem Blut."

Dies geschahe. Der Prediger zuerst. Die andern folgten, einer nach dem andern.

Als die Reihe an den Thäter kam, den die übrigen alle schon scharf ansahen; so war er blaß, wie der Tod — zitterte an Händen und Füssen.

Wie er nun eben zugreifen, und den Stein aufheben wollte, fuhr er zurück, und schrie: „Was soll ichs leugnen? Ich hab' es gethan. Dies Blut zeuget wider mich. Gott sey mir armen Sünder gnädig!"

O! lernet — sehet — fühlet hier, liebste Mitbrüder! was das böse Gewissen thue!

Die sieben und fünfzigste Historie.

Der Herr von Heilberg hinterläßt ein schönes Testament.

Der Herr von Heilberg starb und hatte ein sehr schönes Leichenbegängniß. Erst hielt ihm der Herr Pfarrer eine Predigt, wozu der Text war: Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch erndten, ohne Aufhören.

Die ganze Gemeine, alt und jung, groß und klein folgte dem Sarge nach, bis ans Grab. Da hielt ihm alles, was reden konnte, eine Leichenrede, den jedes rühmte und lobte, was er in der Gemeine Gutes gestiftet habe.

Da der Leichnam eingesenkt und das Grab zugescharrt ward, trat der Herr Pfarrer auf das Grab und holte eine Schrift heraus, die versiegelt war. Er hielt sie in die Höhe, winkte, daß die Bauern stille seyn sollten, hernach erbrach er sie, und las sie ihnen vor. Sie war von dem gnädigen Herrn selbst aufgesetzt, und lautete folgendermassen:

„Lie-

„Lieben Nachbarn! Es ist bisher der Gebrauch und das alte Herkommen gewesen, daß, wenn jemand von der Erde gieng, seine Anverwandten schwarze Kleider anzogen, und ihn damit betrauerten. Dies kostete nun viel Geld, und half doch niemanden etwas. Ich habe deswegen meiner Familie verordnet, daß sie mich nicht mit schwarzen Kleidern und Flor betrauern solle; wenn es ihr Leid wäre, daß mich Gott von ihr gerufen hätte: so solle sie mich in ihrem Herzen betrauren. Weil nun meine Familie dadurch wenigstens tausend Thaler ersparet: so will ich euch diese tausend Thaler schenken, doch mit der Bedingung, daß ihr davon einen Gasthof erbauet, und einen ehrlichen Mann hineinsetzet, der dafür sorget, daß die Reisenden, für billige Bezahlung, gut aufgenommen und bewirthet werden, und, wenn sie ermüdet ankommen, wenigstens ein reinliches Lager, gut ausgebackenes Brod, gutes, helles Bier, Butter, Käse und wohl zubereitetes, geräuchertes oder eingepöckeltes Fleisch finden. Das wird euch sehr nützlich seyn, die Reisenden werden gern bei euch einkehren, und euch segnen. **Und es geht uns wohl, wenn uns Menschen segnen, denen wir Gutes gethan haben.**

Lebt wohl, lieben Nachbarn, und behaltet mich lieb! Wenn ihr das Holz schlagen laßt, das ich vor 40 Jahren habe ansäen lassen, so vergeßt doch den bösen Weg nicht, im Rittersheimer Grunde, und bessert ihn aus, damit die Fuhrleute nicht über euch seufzen. Auch wünschte ich, daß ihr, sobald ihr etwas Geld übrig habt, in wohlfeilen Zeiten einen Vorrath von Roggen einkauftet, damit ihr,

wenn Theurung eintritt, ihn wieder um einen billigen Preis an eure armen Mitnachbarn verkaufen könntet. Auch dafür werden sie euch segnen. Und Segen der Mitmenschen ist ja so gut! Lebt wohl! und segnet mich auch, wenn ihr glaubt, daß ich es um euch verdient habe. Ich bin

Euer Freund

Friedrich von Heilberg.

Den hat er verdient, rief der Schulze aus; unsern Segen hat er verdient, riefen alle. Ewig gehe es ihm wohl, dem lieben guten Herrn von Heilberg. Und nun giengen die Bauern nach Hause, und trockneten sich die Augen.

Den folgenden Tag ließ der Herr Pfarrer den Schulzen, seinen Sohn und Klugen zu sich kommen, und überlegte die Sache, wegen Erbauung des Gasthofs. Alle giengen die Vorschläge ein, die der Herr Pfarrer that.

Schon die nächste Woche wurde dazu Anstalt gemacht. Die gnädige Frau ließ Steine und Holz umsonst verabfolgen, die Nachbarn fuhren beides ohne Bezahlung herbei, und — wer keine Pferde, oder Ochsen hatte, verrichtete bei dem Baue, allerley Handarbeit, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Gegen Martini stund ein Gasthof da, der weit und breit seines Gleichen suchte.

Da er errichtet wurde, hielt der Zimmermann eine Rede, die der Herr Pfarrer gemacht hatte, und die allen Leuten wohl gefiel. Des Abends hielten die jungen Leute einen Tanz; die Verständigsten von den Nachbarn wurden aber zum

Herrn

Herrn Pfarrer berufen. Da wurde nun überlegt, erstlich: wer der Gastwirth werden, zweytens: wer die Aufsicht über den Gasthof haben, drittens: was er für einen Namen führen soll.

Der Herr Pfarrer war der Meinung, sie müßten vor allen Dingen darauf sehen, daß über die Wirthschaft im neuen Gasthofe recht gute Aufsicht geführet, und der Wirth dazu angehalten würde, daß er Zimmer, Tischzeug und Bettzeug recht reinlich hielte, daß er immer gute, unverdorbene Nahrungsmittel vorräthig hätte; auch müßte ihm alle halbe Jahre eine Taxe gemacht werden, wie viel er für jede Porzion Essen, für jede Kanne Bier, für jede Nacht Schlafgeld, u. s. w. fordern dürfe. Er meinte, es wäre nicht erlaubt, wenn Reisende in eine Herberge schmachtend und abgemattet ankämen, und da in ein Loch gewiesen würden, das eher einem Saustalle, als einer Herberge für Menschen ähnlich sähe; wenn die Betten unreinlich wären, und sie besorgen müßten, darinnen Ungeziefer und garstige Krankheiten aufzulesen; wenn sie ihren Bissen und ihren Trunk, mit Eckel genießen müßten, auch wäre es nicht erlaubt, wenn eine Gemeine einen Wirth duldete, der ein halber Räuber wäre, und die Fremden um ihr Geld brächte, wie er nur selbst wolle.

So etwas bringe einer Gemeine weder Ehre noch Segen.

Darauf wurde des Schulzens Sohn, und Sebastian Kluge zu Aufsehern erwählt.

Zum Wirthe wurde Sebastian bestimmt, der kurz zuvor eine von Klugens Töchtern geheirathet hatte.

Nun sprachen die Bauern darüber, was der neue Gasthof für einen Namen bekommen sollte. Einer hatte diesen, der andere einen andern Einfall; endlich sagte einer, wenn es mir erlaubt ist, so will ich meine Meinung auch vorbringen. Ich bin in einigen Städten gewesen, wo die Gasthöfe ihren Namen von regierenden Herren hatten. Gieng es nicht an, daß wir den unsrigen von dem gnädigen Herrn benennten? Er ist doch Stifter davon.

Sie stimmten ihm alle bei, und der Gasthof hieß — zum Heilberge. Die folgende Woche zog der Wirth hinein, und, da er und seine Frau durch gute Anwendung ihrer Zeit, sich etliche hundert Thaler erworben hatten, so konnte er sich leicht alles anschaffen, was zu einer guten Wirthschaft erfoderlich ist.

Sie legten eine Wirthschaft an, die so seyn mußte. Sie kriegten schon im ersten Jahre so vielen Zuspruch von Fremden, daß sie sie oft nicht alle logiren konnten, und sie waren mit der Wirthschaft und dem Gelde, das sie zahlen mußten, immer so zufrieden, daß sie das Dorf weit und breit lobten.

Dabei befanden sich die Leute nun alle wohl. Der Wirth wurde im Gasthofe ein wohlhabender Mann, und die Gemeine, die sonst kaum zwanzig Gulden von ihrem elenden Neste hatte, bekam jetzo eine beträchtliche Einnahme.

Da der Wirth das erstemal seinen Pacht bezahlte, that der Herr Pfarrer den Vorschlag, es wäre doch wohl gut, daß sie des gnädigen Herrn Willen thäten, und anfiengen, die Wege zu verbes-

bessern. Da sie ihm doch die schöne Einnahme zu danken hätten, so wäre es ja wohl billig, daß sie, wenigstens einen Theil davon, dazu anwenden.

Die Nachbarn waren es alle zufrieden. Alle Jahre machten sie ein Stück Weg besser, füllten es mit Steinen aus und erhöheten es, machten an den Seiten Gräben, und setzten Obstbäume daran. Dadurch bekam die ganze Gegend ein anderes Ansehen. Die Obstbäume trugen der Gemeine auch, wenn das Obst gut anschlug, fast 500 Rthlr. ein.

Nun war die Frage noch, wozu es sollte angewendet werden? Verschiedene Nachbarn waren der Meinung, sie sollten es auf Zinsen verleihen. Einer der Verständigsten aber im Dorfe sagte: Laßt uns dafür sorgen, daß unsere Nachbarn verständiger und besser werden, und nicht mehr in Sorgen und Kummer leben dürfen, so bekommen wir Kapitale, die mehr eintragen, als die Gelder, die wir ausleihen. Wäre es denn nicht gut, wenn wir jedes neue Ehepaar ausstatteten, und ihm, wenn es arm ist, ein Hüttchen, oder außerdem sonst eine hübsche Mitgabe gäben? Wenn wir jedem Vater, der ein Kind taufen läßt, ein Geschenk machten, daß er dafür schadlos gehalten würde, daß seine Frau, so lange sie in den Wochen liegt, ihm nicht bistehen kann? Daß wir die alten Männer und Weiber, die wenig oder nichts arbeiten können, unterstützten? daß wir die Kinder, die ihre Väter zufrüh verlieren, erziehen ließen?

Die Sache fand anfangs gewaltigen Widerspruch; sie wurde aber doch durchgesetzt, weil der

junge Herr von Heilberg sowohl, als der Herr Pfarrer die Sache beförderten.

Mit Anlegung des Kornmagazins kam auch bald alles in Ordnung. Sie ließen das Holz schlagen, das der gnädige Herr auf einem wüsten Flecke hatte ansäen lassen, und lösete daraus hundert Thaler. Dafür kauften sie, weil das Getreide eben sehr wohlfeil war, Roggen ein, und schütteten ihn auf den Boden, den sie dazu in dem neuen Gasthofe hatten anlegen lassen. Sobald nun das Getreide sehr hoch im Preise stieg, so verkauften sie es etwas wohlfeiler, aber doch auch etwas theurer, als es ihnen zu stehen gekommen war, an ihre armen Nachbarn. Dadurch stifteten sie sehr viel Gutes, und rissen eine Menge ehrliche Leute aus ihrem Kummer.

Uiberhaupt lernten die Bauern dieses Dorfs immer besser einsehen, wie wahr es sey, was ihnen der Herr Pfarrer so oft vorgepredigt hatte: **Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören.**

Die

Die acht und fünfzigste Historie.

Ein reicher Geizhals will eine Wittwe durch einen falschen Eid um vieles Geld bringen, aber Gottes Allwissenheit bringt die That ans Licht.

Da Herrmann einmal bei seiner Familie saß, und sich mit ihr vergnügte, trat die Frau Huldrichin, ein braves, rechtschaffenes Weib, das sich mit ihren Töchtern durch Handarbeiten ernährten, in die Stube; ihre Augen waren roth geweint, und nachdem sie ein kurzes Kompliment gemacht hatte, brach sie in die bittersten Klagen aus. Ach! Herr Herrmann, sagte sie, liebe Frau Herrmanninn, erbarmen Sie sich meiner! retten Sie mich! wenn Sie mich nicht retten, so weiß ich nicht, zu wem ich meine Zuflucht nehmen soll.

Da man ihr einen Stuhl angeboten, und sie gefragt hatte, was sie für ein Anliegen habe, so setzte sie sich und sagte: „Stellen Sie sich nur vor, wie es mir armen Frau geht! Da hab ich durch meine und meiner Töchter saure Arbeit zeither so viel erworben, daß ich mir 200 Rthlr. erspart hatte. Diese legte ich zurück, damit ich doch etwas hätte, wenn ich alt oder krank würde, oder für meine lieben Töchter große Ausgaben bestreiten müßte. Ich weis nicht, wie dies Herr Harpax mußte erfahren haben, der unten im Hause, wo ich ein Paar Stuben gemiethet habe, wohnet. Vor ohngefähr einem halben Jahre kömmt er auf meine Stube, und bittet mich, ob ich ihm nicht 200 Rthlr. vorstrecken wolle? er könne itzo etwas Ansehnliches damit ge-

winnen, er wolle mir eine Handschrift darüber geben, und nach einem Vierteljahre mir dieses Geld, mit vielem Danke, wieder zustellen. Ich werde nicht denken, daß ich bei diesem Manne, der mehr Thaler als ich Groschen, im Vermögen hat, Betrügerey werde zu besorgen haben. Ich gebe ihm das Geld, er giebt mir einen Zettel, auf welchen er geschrieben hatte, daß er von mir 200 Rthlr. empfangen habe. Ich lege diesen Zettel in mein Nähpult, und denke, daß nun alles gut ist. Aber was geschieht? Das Vierteljahr geht vorbei, es geht noch ein Monat, noch ein Monat hin, mein Harpax denkt immer nicht an die Bezahlung. Endlich erinnere ich ihn. Frau! fährt er mich heftig an, träumen Sie, oder was fehlt Ihnen? Mir hätten Sie 200 Rthlr. geborgt? nicht 200 Pfennige hab ich von Ihnen gesehen. Mir war es lächerlich. Ich sagte, Ihrer vielen Geschäfte wegen werden Sie es wohl vergessen haben, wenn ich Ihnen aber die Handschrift zeige? — Nun sagte er, wenn ich diese sehe, will ich es gern glauben. Ich laufe auf meine Stube, durchsuche mein Nähpult: weg war die Handschrift! Ich durchsuche alles, und wende fast die Stube um, da war aber keine Handschrift zu finden. Was sollte ich arme Frau anfangen! Ich gieng zu einem Anverwandten von meinem verstorbenen Manne, der ein Advokat ist, und klagte ihm mein Leiden. Dieser gab mir den Rath, ich sollte den Mann verklagen, er wolle mich vertheidigen, und Harpax sollte gewiß bezahlen. Nun hat er aber schon vier Wochen auf dem Rathhause sich mit mir herum gestritten, mir viele Unkosten gemacht, und morgen will er schwören,

daß

daß ich ihm das Geld nicht geliehen habe. Stellen Sie sich nur vor, Herr Herrmann! der Mann will hintreten, und will sagen, daß Gott ihm nicht gnädig seyn, daß er ihn strafen solle, wenn er von mir Geld bekommen habe. Der abscheuliche Mann! wenn er schwört, so bin ich nicht nur um mein Geld, sondern ich habe auch noch Unkosten, und die Stadt wird mich für eine Betrügerinn halten. Ich arme Frau! ich habe keinen Zeugen meiner Unschuld, als den allwissenden Gott."

Herrmann und Sophie bedauerten die Frau herzlich. „Es ist, sagte Herrmann, dies freylich eine bedenkliche Sache. Ich kann Ihnen keinen Rath geben. Wenn der Mann schwört, so ist Ihr Geld verlohren. Aber den Muth lassen Sie nicht sinken, liebe Frau! Der Allwissende ist ja, wie Sie sagen, ihr Zeuge, der weis ja, daß Sie das Geld ausgezahlt, daß Sie von Harpax eine Handschrift bekommen haben, der wird gewiß einmal Ihre Unschuld an den Tag bringen."

Das ist auch, sagte die Huldrichinn, mein einziger Trost. Wenn ich diesen nicht hätte, so müßte ich in meinem Jammer vergehen.

Da sie so mit einander sprachen, pochte jemand sehr heftig an die Stubenthür, öfnete sie auch sogleich und tratt hinein. Es war eine Weibsperson, die sich ganz außer Odem gelaufen hatte. Ist die Frau Huldrichinn bei Ihnen? fragte sie. Und da sie dieselbe erblickte, sagte sie: „ists wahr, daß Sie mit Herrn Harpax wegen 200 Rthlr. Prozeß haben? daß er morgen schwören will, daß er sie nicht bekommen habe? Seyn Sie unbesorgt! so geschwind soll es nicht gehen. Hier! hier ist seine

Handschrift: sie ist zwar zerrissen, man kann sie aber noch recht gut lesen. Sie wollen wissen, wie ich dazu gekommen bin? ich will es Ihnen gleich sagen. Sie werden sich noch erinnern, daß ich vor einiger Zeit bei ihm als Magd diente. Da war ich einmal auf dem Saale. Sie waren mit Ihren Töchtern ausgegangen. Da kam Harpax heimlich geschliechen, hatte einen Nachschlüssel und öffnete Ihre Thür. Ich erschrack über die Verwegenheit des Mannes, uud wartete in dem Winkel, wo ich stund, bis er wieder heraus kam. Er kam bald wieder, hatte die Handschrift in den Händen und schloß sehr bedächtlich die Thür wieder zu. Dies machte mich neugierig, zu erfahren, was er in Ihrer Stube gemacht habe. Sobald also, als er wieder auf seine Stube war, kam ich nach, und stellte mich, als wenn ich einige Geschäfte da zu verrichten hätte. Meine Augen waren immer auf die Schrift gerichtet, die er in den Händen hatte. Er zerriß sie und warf sie in einen Kasten, in dem er altes Papier aufbewahrte. Nun, dachte ich, hab ich genug! Sobald er den Rücken wendete, gieng ich über den Kasten, holte das zerrissene Papier heraus, und war halb des Todes, da ich sahe, daß der Mann so boshaft gewesen war, eine Handschrift Ihnen heimlich wegzunehmen, die er an Sie ausgestellt hatte. Ich wollte sie Ihnen noch denselben Tag zustellen, aber wie es geht, wenn man in jemands Brod ist, so will man es doch nicht gerne mit ihm verderben: denn ich glaube, der Mann hätte mich kalt gemacht, wenn ich ihn dazumal verrathen hätte. Ich verschloß also die Schrift in meinen Schrank, und nahm mir vor, sie Ihnen zuzustellen, sobald

ich

ich von ihm würde weggezogen seyn. Nach der Zeit habe ich es ganz wieder vergessen. Heute Morgen aber hörte ich, daß Sie deswegen mit ihm Proceß hätten. Da lief ich geschwinde über meinen Schrank, und suchte die Schrift wieder bei. Ist mir es doch nun so lieb, als wenn ich hundert Rthlr. gefunden hätte. Da haben Sie Ihre Handschrift! Halten Sie sie morgen dem alten Betrüger unter die Nase; ich will mit in der Gerichtsstube seyn, und selbst aussagen, wie sich die ganze Sache verhält."

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die gute Huldrichinn gerührt war, da sie sich auf einmal aus allem ihren Kummer durch die Ehrlichkeit dieser Person gerettet sahe. Wehmüthig hob sie die Hände gen Himmel, und sagte: „Allwissender Gott, so wunderbar bringst du meine Unschuld und dieses Mannes Bosheit an den Tag!"

„Allwissender Gott! setzte Herrmann hinzu: **Du bist Zeuge aller unserer Handlungen. Wohl uns, wenn wir bei allen unsern Handlungen an deine Gegenwart denken, und stets recht thun! so wirst du gewiß einst unsere Rechtschaffenheit an den Tag bringen.**"

Er lobte hierauf die Rechtschaffenheit dieser guten Magd, ermunterte sie, fein unerschrocken in der Gerichtsstube alles, was sie gesehen habe, zu erzählen, und nun gieng er selbst mit diesen Personen zu dem Richter, und ließ ihm durch diese Magd die Entdeckung, welche sie gemacht hatte, erzählen. Der Richter, der ein sehr gerechter Mann war, bezeigte über diese Entdeckung eine ungemeine Freude, und versprach, daß er den folgenden

genden Tag der unschuldigen Huldrichinn zu ihrem Rechte helfen wolle.

Zu der bestimmten Stunde fand sich Herrmann auch in der Gerichtsstube ein, um zu sehen, was die Sache für einen Ausgang nehmen werde. Harpax erschien mit verwirrtem Gesicht, und der Richter fragte ihn, ob er noch dabei bleibe, daß er niemals Geld von der Huldrichinn geborgt habe? Niemals! war die Antwort. Ich habe ja nie Geld nöthig gehabt, und wenn es mir nöthig gewesen wäre, so würde ich es doch sicherlich nicht bei einer so armen Frau gesucht haben.

Der Richter fragte weiter, ob er noch schwören wolle?

Ja, antwortete er, mit bebender Stimme.

Da zeigte ihm der Richter seine Handschaft.

Er erschrack, und stand da, wie vom Blitze gerührt. Nach einer Minute erholte er sich aber und sagte: das hat ein Schelm geschrieben. Ich will es beschwören, daß ich das nicht geschrieben habe Da aber der Richter die Magd herbeirufen ließ; da ihm diese unter die Augen sagte, wie er diese Handschrift von der Huldrichinn Stube gestohlen habe, so konnte er es nicht länger läugnen.

Der Richter gab ihm nicht nur einen scharfen Verweis, sondern sagte auch, daß er vom Fürsten dazu verordnet sey, unschuldige Personen gegen dergleichen Betrügereyen zu schützen, und die Betrüger zu bestrafen. Deswegen erkenne er für Recht: daß Harpax nicht nur die Summe von 200 Rthlr. der Huldrichinn wieder ersetzen, sondern auch die Kosten, welche er ihr verursachet habe, bezahlen, über-

überdies entweder ein Jahr in das Gefängniß wandern, oder eine Geldbusse von 1000 Rthlr. erlegen solle.

Ob er nun schon sich viel lieber in den finstersten Kerker würde haben setzen lassen, als die tausend Thaler bezahlen; so besorgte er doch, daß er durch das Gefängniß zu sehr in Zusammenscharrung des Geldes möchte gestört werden, und verstund sich dazu, diese Summe zu erlegen.

Wie das wohl einem Manne mag geschmerzet haben, den jeder Pfennig dauerte, den er ausgeben mußte!

Alle aber, die in der Gerichtsstube waren, freueten sich, daß der Allwissende ans Licht gebracht habe, was verborgen war. Und der Richter verordnete noch, daß von Harpaxens Strafe 100 Rthlr. an die ehrliche Magd, zur Belohnung ihrer Ehrlichkeit, ausgezahlet werden sollten.

Die neun und fünfzigste Historie.

Wie wunderbar oft die Umstände kommen müssen, wenn Gott die Unschuld beschützet, und ans Licht bringen will.

Es war einmal ein armes Bauermädchen von 17 Jahren, das in der Stadt zu einem Herrn in Dienste kam, der allen möglichen Lastern ergeben war. Er versuchte es auf mehr als eine Art, das gute Mädchen zu allerley Bösem zu verführen. Allein sie blieb der Tugend getreu.

Das

Das thue ich nicht, war immer ihre Antwort. Das hat mir meine Mutter auf dem Todbette noch mitgegeben. **Thue nichts Böses; so widerfährt dir nichts Böses.**

Den Herrn verdroß das sehr, daß er immer so abgewiesen wurde. Erst that er ihr viele Versprechungen — legte ihr Gold und Perlen vor. Hernach fieng er an zu drohen, wie hart er sie halten, und wie er mit ihr umgehen wolle.

Alles nichts. Das Mädchen blieb standhaft im Guten, und ließ sich nicht verführen — sagte dem Bösewicht in die Augen: Besser, daß Sie auf mich böse werden, als daß der liebe Gott böse auf mich wird. Ich will lieber aus Ihren Diensten gehen, als Böses thun.

Nun was geschah? Der gottlose, böse Mensch wurde so sehr gegen das tugendhafte Mädchen ergrimmt, daß er beschloß, sich auf die abscheulichste Art an derselben zu rächen.

Denke du das nur, du Bösewicht! Eben als wenn Gott, der Allwissende, deine bösen Anschläge nicht schon lang vorher gesehen, und darnach alles eingerichtet hätte; wie bei den Brüdern Josephs, daß er ihnen ins Gesicht sagen konnte: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hats gut gemacht, wie es nun am Tage ist.

Wie wollte er sich aber an dem unschuldigen Mädchen rächen? Er wußte, daß in dem Lande der Hausdiebstahl hart, und mit dem Galgen bestraft wurde. Was hatte er zu thun? Er machte heimlich des Mädchens Lade auf, und that von seinen Sachen allerhand Kostbarkeiten hinein, die mit seinem Namen gezeichnet waren. Und nun schrieb er auf,

was

was gestohlen wäre, gieng zum Richter, und bat um Haussuchung. Der Dieb müßte im Hause seyn.

Die Visitazion geschah. Und siehe da, die gestohlnen Sachen wurden alle in des armen Mädchens Lade gefunden. Herr Gott! wie erschrack das unschuldige Kind! Sie fiel auf die Kniee, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an. Aber alles vergeblich.

Sie mußte ins Gefängniß, und, ohne daß der grausame, gewiß schon von dem Bösewicht bestochene Richter die Sache hätte gehörig untersuchen sollen, *) wurde sie zum Galgen verdammt.

Wer dieß liest, und noch einen Funken von Gerechtigkeit und Menschenliebe in seinem Herzen hat, der wird zu Gott im Himmel schreyen müssen, ob er die Unschuld dieses armen Mädchens nicht offenbahren wolle.

Nur Geduld! Das Mädchen wurde nicht gut gehangen, weil es die erste Probe des Scharfrichters war.

Schon der erste Umstand, den Gottes Vorsehung gebrauchte, des armen Mädchens Leben zu retten.

Er hätte den Bösewicht, den Richter, den Scharfrichter, durch einen Blitzstrahl tödten können; aber so handelt Gott nicht — nach seiner blossen Macht; sondern nach Weisheit und Güte, um die Menschen desto aufmerksamer auf seine Wege zu machen.

Ein

*) In den Ländern unserer Deutschen Fürsten, kann eine solche Ungerechtigkeit von keinem Richter begangen werden.

Ein Wundarzt hatte den Körper an sich gekauft, ihn zu anatomiren. Da er des Abends anfangen will, fühlt er noch etwas Wärme. Das Messer fällt ihm aus der Hand, und er legt das Mädchen in ein Bette.

Der zweyte besondere **Umstand**, den Gottes Vorsehung gebrauchte.

Nun wandte er allen Fleiß an, sie wieder zum Leben zu bringen. Es gelang ihm. Da rief er zu gleicher Zeit einen Prediger, dessen Verschwiegenheit er kannte. In dem Augenblicke, da das Mädchen die Augen aufschlug, glaubte sie in der andern Welt zu seyn, und da sie die Figur des Predigers erblickte, faltete sie die Hände und rief aus:

Ewiger Vater! du kennest meine Unschuld, erbarme dich meiner!

Sie hörte nicht auf noch immer so zu rufen, weil sie glaubte, sie stünde vor Gott. Es kostete lange Zeit, sie zu überzeugen, daß sie nicht gestorben wäre; so sehr hatte der Gedanke ihrer Hinrichtung und des Todes ihre Einbildung erschreckt.

Lauter **Umstände**, die **Unschuld** und das Leben dieses Mädchen zu retten.

Das geschah denn auch. Der Wundarzt nahm sich ihrer ferner an; gab ihr stärkende Arzneyen, und entließ sie des Nachts, daß sie über die Gränze kommen konnte.

Der Bösewicht aber blieb vor der Hand ungestraft. Doch wird ihn Gottes Hand schon finden, und vielleicht noch bessern. Wer sollte das nicht wünschen?

Die

Die sechzigste Historie.

Der böse Nachbar: als ein Exempel zu Josephs Worten: Ihr gedachtets böse zu machen; aber Gott gedacht' es gut zu machen.

Es war einmal ein armer Bauersmann, der sich gut und ehrlich nährte. Durch seinen Fleiß brachte ers dahin, daß er sich ein Häuschen bauen, einige Stücke Vieh halten, und seinen Acker selbst bestellen konnte.

So weit gieng alles gut. Aber er hatte einen bösen Nachbar, der auf ihn sehr neidisch wurde, und der alles, was dem fleißigen Manne glückte, mit scheelen Augen ansahe.

Der Neid trieb ihn zur Bosheit, daß ers gedachte, gegen den guten Mann recht böse zu machen. Das war der erste Punkt.

Weil er selbst nicht arbeiten wollte, sondern alles, was er noch hatte, in der Schenke durchbrachte; so konnte er auch nicht leiden, daß der fleißige Nachbar was vor sich brachte. Daher war er Tag und Nacht darauf bedacht, ihm allen ersinnlichen Tort zu thun.

Der gute Nachbar aber that ihm alles zu Liebe. Er borgte ihm Brodkorn und allerhand Hausgeräth, sagte auch wohl: Lieber Nachbar! Ich thue euch ja nichts zu Leide. Laßt uns doch im Friede leben!

Das half aber alles nichts. Er gedachte es immer böse zu machen. Das Brodkorn gab er ihm nicht wieder, und das geborgte Hausgeräth

schlug er entzwey. Nun wollte ihm der gute Nachbar auch nichts mehr borgen. War ihm das zu verdenken? Aber nun wurde auch der böse Nachbar immer boshafter. Hatte jener einen Zaun gepflanzt; des Nachts war er wieder niedergerissen. Sein Vieh vergab er ihm mit Gift. Nun aber kömmt erst das Aergste. Nach der Erndte konnte der gute Nachbar sein Korn nicht alles in der Scheune lassen, sondern mußt' es draußen an der Scheune, in einen Haufen bringen. Was hatte der böse Nachbar zu thun? Der lag des Nachts, und der Neid ließ ihn nicht schlafen. Er gedacht' es erst recht böse zu machen — stand auf und steckte des guten Nachbars Kornhaufen an, daß ihm Haus und Hof und sein eigenes Haus selbst abbrannte. Da hieß es denn wohl recht: Er gedachte es böse zu machen.

Da könnt ihr denn leicht denken, liebe Leser! daß sich der gute Nachbar sehr übel befunden haben müsse. Das schmerzte ihn am meisten, daß er nicht anders muthmassen konnte, als daß es der böse neidische Nachbar gethan habe. Nur er konnte ihm nichts beweisen. Ach! sprach er: du lieber Gott! das ist hart in einer Nacht Haus nnd Hof, und alles zu verlieren — und zwar durch die Bosheit und Neid eines einzigen Menschen? Doch du hasts gegeben. Dir will ich die ganze Sache befehlen.

Man sollte denken, der andere werde sich auch übel befunden haben, daß er mit abgebrannt sey? Nichtsweniger als das. Das war ihm eben recht. Im Hause hatte er so nichts mehr; und nun konnte er desto bequemer auf den Brand betteln.

So weit gieng nun das Böse, das dieser Mensch gedacht hatte, zu thun.

Aber jetzt gebt Achtung, wie es weiter kam. Nun folgt der zweyte Punkt: Wie es Gott gedachte gut zu machen.

Der gute Mann machte den Anfang mit guter Leute Hilfe, den Schutt seines abgebrannten Hauses aufzuräumen, versetzte ein Stückchen Acker, und wollte sich wieder ein Hüttchen aufbauen. Eines Abends, da es schon ganz dunkel war, kam er noch aus dem Steinbruche, und hatte Steine geholt. Als er da so stille vor sich hinfuhr, und sein Schicksal bedachte: sang er aus dem alten Liede: **Warum betrübst du dich mein Herz,** zu seinem Troste das Verschen: **Ach Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Mein Vertrauen steht ganz zu dir.** —

Indem er so sang, und vor sich nieder sah, da blinkerte was im Wege. Er stieg ab, und nahms auf. Da wars ein sauberes Kästchen: ziemlich schwer. Er steckte es sofort in seinen Futtersack, und dachte: das hat gewiß die Herrschaft verloren, die vorher da mit vielen Pferden und Wagen beim Steinbruche vorbei fuhr — willsts aufheben — wird wohl Nachfrage kommen. Vielleicht hat dir der liebe Gott dabei ein Paar Thälerchen bescheert.

So dachte der gute Mann, lieben Leser! Und das war der Anfang, wie es Gott gedachte, gut zu machen. Dabei müßt ihr aber wissen: Es trifft nicht immer so, daß ein abgebrannter Mann etwas findet, wodurch er mehr wieder kriegt, als er verloren hat. Gottes Vorsehung gehet oft andere

 Wege.

Wege. Mancher bekömmt gar nichts wieder, und es ist ihm das Unglück doch gut.

Er war kaum mit seinem Kästchen ein Paar hundert Schritte fort; so kamen schon ein Paar Jäger in vollem Gallop hinter ihm her, und fragten sehr ungestüm, ob er nichts gefunden hätte? O ja! sagte der ehrliche Mann, ein Kästchen da im Wege. Den Augenblick her damit, schrieen diese! das hat die Herrschaft verloren. Her! her damit! nur nicht lange gezaudert.

Nein! sagte der Bauer: das geb ich so nicht weg. Da könnte mir viel abgefordert werden. Daran handelte er nicht einfältig. Ich will's, setzt er hinzu, der Herrschaft wohl selber geben.

Nur geschwind, sagten die Jäger. Gleich spannte er sein Pferd aus, ließ den Wagen stehen, und ritt mit. Da kamen ihm schon wieder ein Paar zu Pferde entgegen, die den andern nachgeschickt waren. Die sagten: die Herrschaft halte da im nächsten Dorfe, und wartete mit großem Verlangen auf Nachricht. Das Kästchen ist da, riefen ihnen die ersten entgegen. Der Mann da, hats gefunden, und wirds gleich bringen. Wie ein Vogel waren die fort, und brachten der Herrschaft die fröhliche Post.

Die Herrschaft stand schon vor der Thür, und wartete auf die Ankunft des Mannes. Es war ein Graf und eine Gräfinn, die am Hof gewesen waren. In dem Kästchen mochten wohl für fünfzigtausend Thaler Ringe, Perlen, Juwelen, Uhren, und andere Kostbarkeiten seyn.

Als

Als sie ankamen, stieg der Mann ab, und gieng gerade mit dem Futtersacke hinein zu dem Grafen, und sagte: Hier ist das Kästchen, wie ichs gefunden habe. Ich habs nicht angerührt. Bewahre mich Gott, daß ich etwas behalten sollte, was nicht mein ist!

Die Gräfinn schloß es gleich auf, und es war alles darinn. Guter Mann, sagte der Graf: seyd ihr denn immer so ehrlich? Womit soll ich eure Treue belohnen? Ihr konntet ja damit in alle Welt reiten?

Ach! antwortete der brave Mann: vor wenig Tagen war ich noch ein wohlhabender Mann — hatte mein Häuschen — hatte mehr Korn, als ich in der Scheune lassen konnte. Ein neidischer Nachbar steckte den Haufen draußen an. Da bin ich ganz, ganz abgebrannt, und nun wieder ein armer Mann. Aber ich hab' es Gott befohlen. Weiter kann ich nichts sagen — auch nichts verlangen.

Der Graf sahe die Gräfinn an, und diese den Grafen. Holt einmal, sprach er zum Kammerdiener, meine Geldchatoulle, und mein Schreibzeug aus dem Wagen. Als das kam, zählt' er den ganzen Tisch voll Goldstücken. Da, sprach er, ehrlicher, aber unglücklicher Mann! da habt ihr fürs erste fünfhundert Thaler. Und nun will ich auch, an euren Herrn in eurem Orte, meinen Vetter schreiben, daß ihr zwey Jahre von allen Abgaben frey seyn sollt.

Der Bauer stand starr und steif, und konnte nur so viel sagen: Herr Gott! das ist zu viel. Das kann ich nicht nehmen. Was sollt' ich mit alle dem

Gelde machen? Da dächten die Leute wohl: ich hätte es gestohlen. Ach gnädiger Herr! wollten Sie mir so viel geben, daß ich mir wieder eine Kuh kaufen könnte; so wäre ich wohl zufrieden. Die sollt ihr auch haben, erwiederte der Graf, und noch mehr dazu, sobald ich nach Hause komme. Aber dies, dies außerdem. Ihr verdient noch mehr mit eurer Ehrlichkeit. Greift nur sicher zu. Nehmts getrost hin. Es ist euer.

Er stand noch immer, und zitterte und bebte. Nun! sagte er endlich: Gott! ich hatte dirs befohlen, aber hinnehmen wollt ers nicht. Da trat die Gräfinn hinzu, schüttete das Geld in einen ledernen Beutel, nähete es selbst in seinen Futtersack; der Graf aber hieng ihm solchen über die Schulter. Und nun, sagte er: in Gottes Namen fort! Meine Jäger sollen euch nach Haus bringen. Morgen wird sichs schon besser bauen lassen.

Wie der Mann Abschied nahm, könnt ihr denken, liebe Leser! Vor Freuden konnte er nicht reiten; sondern mußte neben den Pferden hergehen — sprach auch unterweges kein Wort, als in einem weg das: Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich.

Als sie hinkamen bei den Wagen, so wollte er die Jäger zurückschicken. Nein! sagten diese: Wir haben Ordre, euch bis zu eurem gnädigen Herrn zu bringen. Und so giengs denn gerade nach dem Schlosse. Der Graf an dem Orte wunderte sich, wo noch so spät seines Vetters Leute herkämen. Da ihm aber der Bauer den Brief überreichte; so sagte er: Aha! so ist das, mein guter Mann! Ihr habt einen guten Fund gethan. Aber mein Vetter hats

nicht

nicht gut gemacht. Zwey Jahre von Abgaben frey! das ist was rechts. Das sollt ihr seyn. Aber wie wärs, wenn ich euch das Holz zu eurem Häuschen aus meinem Forste fahren ließe? Ach Gott! sagte der Bauer immer, und konnte sich nicht besinnen, wo er war. O gnädiger Herr! sagte er endlich: der Herr Graf hat mir fünfhundert Thaler gegeben — Hier in meinem Futtersacke — Heben Sie mirs doch auf bis ichs brauche — Es möchte mir gestohlen werden. Das that der Herr.

Nun gieng der Bauer nach Hause; konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen — dachte immer: wie es doch Gott schon in so vielen Punkten gedacht habe, gut zu machen.

Sein Bau gieng gut von Statten. An die versprochene Kuh dachte er nicht einmal wieder. Ohngefähr nach einem Vierteljahre, da die Ställe wieder aufgebaut waren, kam ein schwer beladener Wagen mit vier Pferden vor seine Thür — und zwey schöne Kühe hinterdrein.

Der Verwalter, der dabei war, fragte nach dem Bauer, und sagte: Ihr denkt wohl, unser Graf habe die Kuh vergessen. Hier sind zwey — sie konnten doch nicht eher kommen, bis die Ställe fertig waren. Und alles auf den Wagen ist euer. Laßt nur abladen.

Da war Hausgeräth, Lebensmittel, Speck, Schinken, Würste, Saatkorn, und hunderterley Gutes. Da verstummte der Mann abermal.

Aber nun kömmt das Beßte. Der böse Nachbar konnte nirgends bleiben, weil ihn jeder für den Mordbrenner hielt. Krank und elend kroch er herum, bis er endlich vor des guten Mannes Thür

kam und bettelte. Ach Gott! sagte der: seyd ihrs, Nachbar? O! es jammerte ihn. Denn er hatte ein Josephs Herz. Kommt herein, sagte er: Alles vergeben — alles vergessen. So deinen Feind hungert — da setzt euch hin, und eßt was.

Das rührte den Bösewicht so sehr, daß er auf die Kniee fiel — alles gestand, und herzliche Besserung versprach.

Wollt ihr das halten, sagte der andere: so behalt ich euch in meinem Brode? Ich brauche jetzt so Hilfe. — Das that er — arbeitete fleißig, und wurde ein guter Mensch.

Nun fragt euch selbst, liebe Leser! obs Gott gedacht hat, gut zu machen?

Die ein und sechzigste Historie.

Eine Spuk- und Gespenstergeschichte.

Vor einigen Jahren wurden bei einer ansehnlichen Stadt zwey Pferdediebe gehangen. Kurz nachher kömmt des Abends der Lärm in die Stadt, die armen Sünder schlügen sich in dem Galgen, und rasselten gewaltig mit ihren Ketten. Anfänglich achtet man nicht darauf. Es kommen aber Personen, die beschwören wollen, es selbst gesehen und gehört zu haben. Man paßt noch nicht darauf. Die Post, die bei dem Galgen dichte vorbei muß, und des Abends gegen 10 Uhr kommen soll, kömmt erst um Mitternacht, und da der Postmeister schmählt, so sagt der Pistillion: Er könne nichts dazu. Er wolle auch nicht mehr da durch fahren. Da in dem

Galgen sey der böse Geist los. Die armen Sünder schlügen sich, daß die Ketten rasselten. Seine Pferde wären flüchtig geworden, und mit ihm Feld eingegangen. Er dankte Gott, daß er nicht den Hals gebrochen habe. Wer weiß, sagte der Postmeister, was du im Kopfe gehabt hast? Da hast du das Geschwätze auch gehört, und um dir ein Herz zu machen, dem Brandweinsglase brav zugesprochen, und dann auf die Pferde losgeschlagen, was das Zeug hat halten wollen. Da mußten sie wohl Feld eingehen. O über die feigen Menschen! Der Postillion bestand darauf, er sey völlig nüchtern gewesen. Er habe stille gehalten, und eigentlich zugesehen, wie die Körper gegen einander geflogen wären. Da hätten seine Pferde geschnoben, hinten und vorne ausgeschlagen, und wären mit ihm von der Seite durchgegangen.

Der Postmeister schüttelte den Kopf, und sagte: warte, ich will das nächstemal den Wagenmeister mitschicken. Da wirds ganz anders kommen. Ja! allein, sagte der Postillion, geh ich auch nicht wieder.

Am Tage liefen viele Menschen hinaus, und sagten, die armen Sünder sähen viel zerlumpter aus, als vorher, und die Haare hiengen ihnen auch weit gräßlicher um den Kopf herum, als sonst.

Als das nächstemal die Post, die den Wagenmeister des Morgens mitgenommen hatte, des Abends wieder kommen sollte, giengs eben so, und sie kam erst des andern Morgens. So hatte sie sich verfahren. Der Postmeister sprach von Prügeln und Absetzen. Beide aber bezeugten mit vielen Flüchen und Schwüren, wie schlechte Leute zu

thun

thun pflegen, daß es eben so gegangen wäre, und die Körper gar greulich zusammen geflogen, die Pferde aber wieder flüchtig geworden wären.

In der Stadt wurde der Lärm immer grösser. Dies bewog den Postmeister, bei der Garnison zu bitten, ein Kommando Soldaten den nächsten Abend hinauszuschicken, und die Sache genauer untersuchen zu lassen. Ein Unteroffizier mit sechs Mann wird hinausgeschickt. Als sie in der Dämmerung dem Galgen näher kommen, sehen sie schon die Körper gegen einander fliegen, und hören auch ein Aechzen: hau! hau! Die Haare stiegen ihnen zu Berge; sie laufen alle davon, und berichteten, was sie gesehen haben. Des andern Abends wird ein Lieutenant mit zwanzig Mann und zwey Unteroffiziers herausgeschickt. Als sie ankommen, geht das Spiel schon vor sich. Das Kommando macht Halt, und der Offizier, ein vernünftiger und beherzter Mann, sagt: Hier bleibt stehen, und ich will mit den Unteroffizieren und sechs Mann näher gehen. Er that es, und sahe sehr genau, wie beide Körper gegen einander geworfen wurden. Er sahe aber endlich, wie zwischen den Körpern ein dicker Prügel wankte, und hörte nun auch das Schlagen des Prügels. Dies bewog ihn zu rufen: Wer da? Indem hielt der Prügel ein, und es kam hinter dem einen Pfeiler eine Person hervor. Den Augenblick waren die Unteroffiziere mit den sechs Mann fort. Der Offizier mochte rufen und schreyen wie er wollte. Was sollte er machen? Er mußte folgen, weil er verlassen war. Als er sich umsahe, lief wirklich jemand mit einer grossen Stange hinter ihm her. Daher fieng er auch an zu laufen. Sobald

bald das vorderste Kommando das sah, giengs in vollem Gallop nach der Stadt zu; die Person aber mit dem Prügel hinterher, bis ins Thor. Da sahe man denn, daß es ein wirklicher Mensch war. Er wurde ergriffen und in die Wache gebracht. Bei weiterem Nachfragen erfuhr man, daß es ein verrückter, verarmter Edelmann in der Nähe war, der sich einbildete, die armen Sünder hätten ihn arm gestohlen, und alle Abende, wenns finster wurde, hingieng und die Körper im Galgen aus Rache prügelte.

Die zwey und sechzigste Historie.

Eine Geschichte vom wilden Jäger und dem wüthenden Heere.

Es kam einmal ein Reisender, zu seinem guten Freunde, einem Amtmann, der nahe an einem Büchenwalde wohnte. Des Abends sprachen sie von dem wilden Jäger und dem wüthenden Heere, das ihn begleitete.

Der Amtmann sagte: ich weis doch wirklich noch nicht, was ich von der Sache denken soll. Ich bin gar nicht abergläubisch; aber was ich ohne Furcht selbst gesehen und gehört habe, lasse ich mir nicht ausreden. Wenn es, wie jetzt, bald gegen das Frühjahr geht, so hört man des Nachts, wenn es recht finster ist, um Mitternacht über dem Walde ein entsetzliches Geschrey und fürchterliche Stimmen durch einander, hu! hu! die nicht an einem Orte bleiben, sondern sich weiter ziehen. Man siehet auch

auch viele Flammen und sogar allerley fürchterliche Figuren in der Luft herum ziehen. Das währet fast bis gegen Morgen, und das hab' ich alles mehr als einmal mit meinen Augen gesehen.

Der Reisende, der ein grosser Naturkenner war, wurde sehr aufmerksam, und bat seinen Freund, ihm morgen Abend zu erlauben, hinaus zu reiten, und den Spektakel mit anzusehen. Ganz gern, antwortete der Amtmann, und wir wollen erst heute Nachmittag hinaus reiten, um uns einen bequemen Ort zum Anstande auszusuchen. Sie wählten einen ziemlich hohen Berg, dichte vor dem grossen Walde; hatten sich aber mit ein Paar tüchtigen Flinten versehen. Als es finster wurde, hörten sie schon von weitem im Walde einzelne Stimmen: Uhu! Uhu! Nicht lange darauf mehrere. Und nun sahen sie auch über dem Walde grosse schwarze Figuren in der Luft ziehen, die Flammen von sich strahlten. Hierauf gieng der Lärm, das Geschrey und das Wüthen erst recht an, wie eine Jagd, da immer gerufen wird: hu! hu! hu! hu! Der Zug kam näher und die Pferde wurden scheu. Sie ließen sie hinter den Berg führen. Der Amtmann wollte wegreiten. Ich bitte Sie gar zu sehr, sagte der Reisende, bleiben Sie hier, ganz still; und nahm seine Flinte. Als der Zug über den Berg kam, schoß er drunter, und es fielen ein Paar Figuren herunter, die entsetzliche Flammen von sich strahlten. Der Reisende gieng näher, wo sie lagen, und da sie an der Erde herum huckten, schoß er sie noch einmal mit der andern Flinte. Da hörten die Flammen auf. Was war es wohl? Es waren grosse Vögel. Sie nahmen sie mit sich, und als es Tag wur-

wurde, erkannte sie der Naturforscher gleich für die größte Art von Nachteulen, die man Uhus oder Schuwehuthe nennet. Ihre Augen sind wie kleine Teller, die im Finstern gewaltig leuchten. Ihre Stimmen Uhu, Uhu. Das war das Rufen des wilden Jägers.

Da war denn das wüthende Heer mit einemmale entdeckt. Der Amtmann ließ des Morgens läuten, und die Dorfgemeine zusammen kommen, zeigte ihnen die Vögel, und erklärte den Leuten die ganze Sache, daß sie sich nun nicht mehr vor dem wilden Jäger und dem wüthenden Heere fürchten dürften.

Die drey und sechzigste Historie.

Wie häßlich die Undankbarkeit ist.

Sophie kam an einem warmen Frühlings-Abend von einem Spatziergange zurück, und war so gerührt über das viele Schöne, das sie gesehen hatte, und über das viele Gute, das Gott seinen Geschöpfen thut, daß sie ein herzliches Verlangen hatte, auch recht viel gutes thun zu können.

Da begegnete ihr ein kleines artiges Mädchen, das barfuß gieng, elende Kleider an hatte, und mit einer sehr freundlichen Miene sie bat, ihr einige von den Blumen zu geben, die sie in der Hand hatte.

Sophie that es mit Vergnügen, und erkundigte sich zugleich, wem das Mädchen angehöre? Da erfuhr sie, daß sie weder Vater noch Mutter

habe,

habe, sondern von einer armen Anverwandtinn erzogen würde, die zunächst in einem kleinen Hüttchen wohne. Sogleich gieng Sophie mit dem Mädchen zu ihr, und fragte, ob sie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlassen wolle? sie sollte, sagte sie, von ihr wie ihr eigen Kind gehalten werden.

Die gute Alte, die sich selbst kaum erhalten konnte, nahm dieses gütige Anerbieten mit Vergnügen an, und Sophie nahm das Kind auch sogleich bei der Hand, und führete es mit sich nach Hause.

Da hatte es nun Brigittchen, so hieß das Mädchen recht gut. Den folgenden Tag schon, wurde ihr eine neue reinliche Kleidung verfertigt, und die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühstück, Mittags- und Abendsmahlzeit, die ihr gar herrlich schmeckten, weil sie von Jugend auf die elendste Kost genossen hatte. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn sie einen Teller voll gutes Gemüs und Fleisch bekam, und zurück dachte, wie sie sich sonst mit einen Stück Brod und Salz habe behelfen müssen. Und wenn sie die alten Lumpen wieder erblickte, die sie sonst getragen hatte, und die ihre Pflegmutter nicht ohne Ursache in einem Kämmerchen aufbewahrte, und sie mit ihrer gegenwärtigen reinlichen Kleidung verglich, so wurde sie noch mehr gerührt. Sie lief alsdann oft zu Sophien, küßte dankbar ihre Hände, und versicherte, daß sie ihr lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die sie ihr jetzo erzeige.

Sophie that ihr noch weit mehr Gütes. Sie ließ sie auch im Lesen und Schreiben unterrichten, ließ ihr das Kochen, Spinnen, Stricken, Nähen

und alles lernen, was ein Mädchen wissen muß, das einst sich selbst ernähren will. Was du bei mir lernst, Brigittchen, sagte sie ihr oft, das soll einst deine Mitgabe seyn, davon kannst du dir dein Lebelang deinen Unterhalt verschaffen.

Darüber hatte Brigitte gar eine große Freude. Nach und nach wurde sie aber an das Gute, das sie in Sophiens Hause genoß, so gewöhnt, daß sie vergaß, daß dies eine Wohlthat sey, und sich einbildete, sie habe ein Recht es zu fordern.

Sie vergaß sich einigemal so sehr, daß sie das Essen tadelte, das ihr Sophie reichte, und sich merken ließ, das Kleidchen sey ihr nicht gut genug, das sie ihr geschenkt hatte. Dies war für die gute Sophie eine große Kränkung.

Brigitte vergieng sich aber in der Folge noch weit mehr. Da sie groß worden war, und so viel gelernt hatte, daß sie glaubte sich selbst nähren zu können, begegnete sie ihrer Wohlthäterinn sehr unfreundlich, und sahe einige Tage sauer aus, wenn sie von ihr einen kleinen Verweis bekommen hatte.

Einst hatte sie einen Schleyer, den ihr Sophie zu waschen übergeben hatte, so schlecht gewaschen, daß ihr Sophie deswegen einen Verweis geben mußte.

Dies verdroß das Mädchen so sehr, daß es in der Stille ihre Sachen, die ihr Sophie nach und nach geschenkt hatte, zusammen packte, und von ihr weg zog.

Ihre Wohlthäterinn nahm mit nassen Augen von ihr Abschied, und sagte ihr vorher, daß sie den unbedachtsamen Schritt, den sie jetzo thäte, gewiß

bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinn und trennte sich von ihr.

Sie gieng zu einer andern Frau, bot ihr ihre Dienste an, und glaubte sie würde nun, ihrer Geschicklichkeit wegen, mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irrte sich aber gar sehr. Denn als sie von ihr wissen wollte, warum sie aus Sophiens Hause gegangen wäre, und Brigitte so boshaft war, daß sie ihrer Wohlthäterinn allerley Uibels nachredete, so erstaunte diese Frau über ihren Undank und sagte: und ihr schämt euch nicht, von einer Person so zu sprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt? Wollt ihr dieser guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger werdet ihr mir gehorsam seyn? Sprecht ihr von dieser übel, wie vielmehr werdet ihr übel von mir sprechen, da ich nicht im Stande bin, euch so viel Gutes zu erzeigen?

Da mußte Brigitte beschämt abziehen. Sie gieng zu einer andern Frau, bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gern wäre sie zu Sophien wieder zurückgegangen, und hätte sie um Verzeihung gebeten. Aber sie mußte besorgen, von ihr abgewiesen zu werden.

Sie kam endlich in Dienste bei einer sehr reichen Frau, wo sie sich aber sehr übel befand. Gemeiniglich bekam sie verdorbene Speisen, und das Getränk wurde ihr zugemessen. Sie mußte schwere Arbeit thun, und wenn sie das geringste versahe, so wurde sie schrecklich ausgescholten.

Deswegen zog sie schon nach sechs Wochen wieder von ihr, und suchte eine andere Herrschaft. Hier hatte sie es eben nicht viel besser, und mußte

sie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlassen.

Dieß machte sie immer boshafter, und die schlimme Gewohnheit, ihrer Herrschaft unfreundlich zu begegnen, wurzelte immer tiefer bei ihr ein.

Deswegen hatte sie nirgends gute Tage. Sie mußte ihr Lebelang sich unter fremden Leuten herumschlagen, mußte sich oft ihre Armuth vorwerfen, und von ihnen mißhandeln lassen.

Da weinte sie oft bitterlich und klagte; alle dies Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine liebe Wohlthäterinn verdient.

Die vier und sechzigste Historie.

Bestrafte Vermessenheit.

Es waren einmal einige sehr verwegene Leute in England. Einer wollte immer mehr können als der andere. Bruder sagte der eine, willst du wetten, ich gehe diesen Abend ganz allein in die Kirche, in das große Gewölbe, wo die vielen Särge stehen, und nagle zum Zeichen, daß ich da gewesen bin, diesen Nagel mit einem Bande an den ersten Sarg. Der andere geht die Wette ein. Hierauf gehen sie zum Küster, (Kirchner) und lassen sich den Schlüssel geben. Der erste nimmt eine Laterne, einen Hammer und den Nagel. Als er herunter kömmt in das Todtengewölbe, so nagelt er den Nagel fest an den einen Sarg. Die andern lauern oben bei dem Küster einige Stunden. Er kömmt nicht wie-

der. Endlich gehen sie zusammen herunter. Da liegt er todt neben dem Sarge.

Als sie ihn aufheben wollen, finden sie, daß er sich unten aus Versehen den Rockzipfel mit angenagelt hat. So wie er nun hat fortgehen wollen, bleibt er hängen. Er glaubt nicht anders, als der Todte halte ihn fest. Das macht ihm einen solchen Schreck, daß das Blut erstarrt, und er in Ohnmacht fällt. Als sie ihn an die frische Luft bringen, und er wieder zu sich selber kömmt, hat er bekannt, daß es ihm so ergangen sey. Durch eine solche natürliche Kleinigkeit wurde seine Vermessenheit bestraft. Was hatte er des Nachts bei den Todten zu thun? Die Todten selbst konnten ihm nichts thun; aber seine ganze Seele war doch voll heimlicher Furcht und Schrecken. Dazu durfte ein kleiner äusserlicher Umstand kommen, so war er des Todes, swie auch hier geschahe.

Die fünf und sechzigste Historie.

Ein ähnliches Beispiel von bestrafter Vermessenheit.

Auf einer Universität war das Haus eines Bäckers sehr berüchtiget, daß es darinnen gewaltig spucke. Das Spuckeding kam allezeit in einer gewissen Stube aus der Wand, ließ sich vor vielen sehen, gieng das ganze Haus durch, und erschien bald in dieser, bald in jener Gestalt. Alle Studenten zogen aus. Der Mann litt sehr an seiner Nahrung,

und

und mußte zuletzt selbst ausziehen und das Haus stehen lassen.

Die Sache kam vor die Obrigkeit, und es wurde eine grosse Belohnung versprochen, wenn sich einer finden würde, der die Sache untersuchen wollte. Anfänglich war niemand, der Herz genug hatte, das zu thun. Endlich fand sich ein Student. Der sagte: ich wills thun; doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, zu schiessen und zu stechen, und daß man mir zu Hilfe komme, wenn ich schieße oder rufe. Geschieht ein Unglück, daß ich keine Verantwortung davon habe.

Dies wurde ihm versprochen. Er gieng also des Abends in das Haus, und in des Nachbars Hause waren einige Mann Wache. Er setzte sich auf die Stube, gerade gegen die Wand über, aus der das Spuckeding immer kam. Es waren aber Tapeten an der Wand. Vor sich auf dem Tische hatte er einen blanken Degen, einen Hirschfänger, und zwey Paar scharf geladene Pistolen, nebst zwey Lichtern und gutem Feuerzeuge. Er trank dabei eine Bouteille Wein, und war gutes Muths.

Als es zwölfe schlug, hörte er in der Wand ein Geräusch. Mit einemmale öffneten sich die Tapeten, und es trat eine todtenbleiche Person mit langem Barte und einem weißen Todtenkleide herein. Sogleich schoß er die eine Pistole auf das Ding ab. Die Kugel pritschte ab, und flog zur Seite. Da merkte er Unrath, und das Ding gieng etwas zurück. Harre, sagte er, bist du so beschaffen? Er sprang auf, und stieß immer mit dem Degen drauf zu. Endlich mochte er einen weichen Fleck treffen.

Da lag die Person zu Boden, und das Blut floß wie ein Strom.

Auf den Schuß kam die Wache aus dem benachbarten Hause, und sahe das Spuckeding in seinem Blute liegen. Die Furcht vergieng, und da man es entkleidete, war es ein Jude, der sich über und über verpanzert hatte. Daher hatte auch die Kugel nicht durchgehen können. Dieser böse Mensch hatte das Haus kaufen wollen, und es in üblen Ruf gebracht, um es desto wohlfeiler zu bekommen. Er mußte aber seine Vermessenheit mit dem Leben bezahlen.

Die sechs und sechzigste Historie.

Was die Arbeitsamkeit für eine wichtige Tugend ist.

Christoph Schmidt ist ein rechtschaffener Hannöverischer Landmann im Göttingischen Amte Erichsburg. Dieser brave Mann weis aus der Erfahrung, welch eine wohlthätige Tugend die Arbeitsamkeit ist. In seinem zwanzigsten Jahre heyrathete er, und bekam mit seiner Braut zwar ein grosses Mayergut, das aber, weil es in sehr schlechtem Zustande war, diesen Namen nicht verdiente. Die Augen aller Leute des Dorfes waren, als er Besitz davon nahm, auf ihn gerichtet, und jedermann weissagte ihm einen nahen Untergang. Das Gut selbst war höchst verschuldet, auch fehlte es an nöthigen Saat- und Brodkorn,

und

und an gehörigem Ackergeschirr, und die Gebäude droheten einen baldigen Einsturz. In der That fiel gleich im zweyten Jahre nach seiner Verheyrathung die Scheune über den Haufen. Wie will das werden, dachte ein jeder, der vorüber gieng, und gaffte die eingestürzte Scheune mit grossen Augen an. Nur Schmidt gaffte nicht: und so stand denn im folgenden Jahre seine Scheune neu und schön wieder da, ohne daß er dazu auch nur einen Heller geborgten Geldes gebraucht hätte.

Nun kam der siebenjährige Krieg, und mit ihm das siebenjährige Elend, und die vieljährigen Nachwehen über das Dorf. Diejenigen, die Pferde hatten, litten am meisten, so auch Christoph Schmidt. Sobald er aber nach geendigtem Kriege nicht mehr für den unbarmherzigen Feind, sondern für sich und seine Frau und Kinder arbeiten durfte, da sahe man, was Ordnung und ein Paar gesunde Hände ausrichten können. Er riß sein altes Wohnhaus ein, und bauete ein neues. Bald darauf machte er es mit den übrigen Wirthschaftsgebäuden eben so. Seine Schulden hatte er schon längst bezahlt, und dagegen Kapitalien ausgeliehen.

Sobald sein Herz von Sorgen dieser Art frey war, da fieng sein Glück an schnell zu wachsen. Er vermehrte seine Ländereyen durch den Ankauf neuer Grundstücke, und die alten verbesserte er, und machte seine Wiesen einträglicher.

Zuletzt wurde dieser Mann, dem man einst den baldigen Untergang weissagte, einer der wohlhabendesten des Dorfs, und er wurde es in einer Zeit von dreyßig Jahren. Wie mag er das wohl angefangen haben? werden manche Leser fragen.

Schmidt war der erste, der im Hause aufstand, und der letzte, der zu Bette gieng. Die Arbeit, die seinen Leuten zu schwer war, that er selbst, und was jene nicht recht gemacht hatten, das verbesserte er. Unordnung konnte er schlechterdings nicht leiden, weil er wußte, wie sehr die dem Fleiße im Wege steht; und wenn ihn Gott bei seiner Arbeitsamkeit gesegnet hatte, so machte ers nicht, wie es manche Leute in guten Tagen machen, die ihr Erworbenes in der Schenke, oder durch Kaffee, Brandewein u. s. w. wieder durchbringen, sondern er arbeitete frisch fort, weil er noch frische Kräfte hatte, um was zu haben, wenn die bösen Tage kommen.

Nun weissagten ihm die Leute den Untergang nicht mehr, denn sie sahen an ihm die Weissagung der Schrift erfüllet, die bei jedem frommen, ordentlichen und fleißigen Menschen eintrifft: **Wer seinen Acker bauet, wird Brods die Fülle haben.**

Die sieben und sechzigste Historie.

Ein Prediger giebt seinen Zuhörern einen guten Rath, wie ihre Kinder die Blattern ohne Gefahr bekommen können.

Einst starben in einer gewissen Gegend sehr viele Kinder an bösartigen Blattern. Der Prediger eines benachbarten Orts, wo man noch nichts von Blattern wußte, hielt es daher für seine Pflicht,

seinen Zuhörern Verhaltungsregeln zu geben, damit, wenn die Blattern auch unter ihre Kinder kämen, doch nicht so viele daran sterben möchten. Er warnte sie besonders vor der Thorheit, Blatterkindern hitzige Sachen einzugeben, und bat sie, ihre Stuben fein rein zu halten, und immer frische Luft in dieselben zu lassen. Dabei sagte er ihnen auch, daß man Kindern künstliche Blattern geben könne, und nicht erst zu warten brauche, bis sie etwa durch Ansteckung die natürlichen bekämen. Bei den künstlichen Blattern fügte er hinzu, könnten Eltern weit getroster seyn, als bei den natürlichen, weil jene fast gar keine Krankheit zu nennen wären. Bei den gewöhnlichen Blattern (von denen unter tausend Menschen nicht fünfe ganz befreyt blieben,) könnte es gar leicht geschehen, daß die Ansteckung innerlich, etwa durch die Nase, im Halse, Magen, oder in der Lunge geschehe. Diese Theile wären aber sehr empfindlich und vermehrten die Gefahr. Ferner könne es geschehen, daß die Blattern mit andern Krankheiten verbunden, oder bei schon Erwachsenen unter Mangel an Pflege oder sonst in mißlichen Gesundheitsumständen eintreten. Dies alles wäre bei den künstlichen Blattern nicht zu befürchten; die könnten in der beßten Jahreszeit, im obstreichen Herbste, bloß äußerlich, an einem nicht sehr empfindlichen Orte, auf der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger, auf dem dicksten Fleische okulirt, oder auf deutsch, eingeimpfet werden.

Hierauf beschrieb er ihnen das ganze Verfahren dabei so deutlich, als es ihm nur möglich war, und erbot sich, es ihnen selbst zu zeigen, wenn sie es

noch

noch genauer wissen wollten. Er erzählten ihnen auch, mit was für einem glücklichen Erfolge das Einimpfen der Blattern schon in vielen Ländern geschehen wäre, und daß viele tausend, selbst alte Leute, ja sogar vornehme Herren, z. E. der König von Frankreich, die Kaiserin von Rußland, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, sein einziger Erbprinz und sehr viele andere, die Blattern auf die künstliche Art glücklich überstanden hätten.

Der größte Theil seiner Zuhörer verdachte den guten Mann gar sehr darum, und verspottete ihn zu Hause und in jeder Gesellschaft. Einige waren zwar bescheidener, wurden aber doch von vielen Zweifeln darüber beunruhiget. Dies alles erfuhr der Prediger gar bald wieder. Er forderte deshalb seine Gemeinde den folgenden Sonntag auf, nach der Kirche sich auf einem Rasenplatz neben dem Orte, wo sie sich sonst bei wichtigen Angelegenheiten einzufinden gewohnt war, zu versammeln, er wolle auch dahin kommen, und da könnte alsdann jeder mit christlicher Bescheidenheit seine Einwendungen dagegen vortragen, welche er ihnen zu beantworten erbötig wäre.

Die Einwohner des Orts, sowohl Männer als Weiber, kamen um die bestimmte Zeit auf den Rasenplatz, und der Prediger redete sie so an: „Lieben Leute, ihr kennt mich doch als einen rechtschaffenen Mann, und habt immer das gute Zutrauen zu mir gehabt, daß ich euch zu nichts ermuntere, als was gut für euch ist, und zu eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht. Sagt mir doch nun, warum ihr mich so sehr darum verdacht habt, daß ich euch zum Einimpfen der Blattern ermuntert habe?

Herr

Herr Pfarrer! riefen gleich wie mit einem Munde vier Mütter, alles wollen wir gerne thun, was Sie von uns verlangen, aber nur dies nicht. Unsere Kinder haben uns viel Schmerzen gemacht, da wir sie zur Welt gebaren, und nun sollten wir so etwas zugeben?

Fahrt nicht gleich auf, liebe Mütter! sprach der Prediger, wir wollen uns freundschaftlich jetzt über etwas besprechen, das unsre Kinder angeht, und wovon zu reden unsre Pflicht ist. Haben müssen doch nun einmal eure Kinder die Blattern, denn selten bleibt ein Kind damit verschont. *) Gesetzt aber auch, daß sie sie nicht in ihrer Jugend bekämen, in welcher Furcht müßten sie, so oft sie einmal eintreten, in ihrem ganzen Leben vor ihnen stehen, und wie weit gefährlicher wird dies Uibel, wenn es Erwachsene, oder gar Personen in der Mitte ihres Lebens ergreift!

Ja, antworteten die Mütter, bekommen mögen sie sie in Gottes Namen — aber nur natürlich,

*) Da die Menschen nach Gottes Willen, immer besser und glücklicher werden müssen, so darf man hoffen, daß auch die Blatterverwüstungen unter ihnen aufhören werden. Ist es doch den Europäern gelungen, die Pest, welche in vorigen Jahrhunderten ganze Länder entvölkerte, durch weise Anstalten ihrer Regenten zu verbannen; warum sollte es ihnen nicht möglich seyn, in Zukunft den Blattern durch ähnliche Mittel und Vorkehrungen Einhalt zu thun? Einer meiner Freunde, Herr Lenz, Lehrer in Schnepfenthal, der über diesen wichtigen Gegenstand schon seit mehreren Jahren nachgedacht und mit einsichtsvollen Aerzten darüber viel gesprochen hat, wird in kurzem durch eine, jedermann verständliche Volksschrift versuchen, die künftige Ausführung des großen, segensreichen Werkes vorbereiten zu helfen.

lich, und dann werden sie auch recht gut durchkommen, denn wir sind gut durchgekommen.

Prediger. Der Schluß ist nicht richtig. Ihr seyd glücklich durchgekommen, weil die Blattern damals gutartig waren. Seyd ihr denn im Stande zu behaupten, daß eure Kinder eben die natürlichen Blattern bekommen werden, wenn sie gutartig sind? Sind denn jetzt gutartige Blattern um uns herum? Ihr wißt ja die Hunderte von armen Opfern, die in den nächsten Oertern in Monatsfrist sind begraben warden. Ihr habt ja die zerfetzten Gesichter, die Blinden und Krüppel zum Theil zeither gesehen, welche durch die Blattern entstanden sind. Das alles habt ihr bei den künstlichen Blattern nicht zu befürchten, die können wir unsern Kindern von gutartigen Blattern verschaffen, können die beßte Zeit dazu wählen, und sie, so viel es nöthig ist, dazu vorbereiten. **Eure Kinder sind ja euer größter Reichthum.** Solltet ihr nicht für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer guten Bildung bedacht seyn müssen? Ein gutgebildeter Mensch hat auf allen Seiten besser Fortkommen in der Welt, als ein schlechtgebildeter.

Sterben und verunglücken denn, rufte eine andere, nicht auch Kinder an den künstlichen Blattern?

Prediger. So gewöhnlich der Fall bei den natürlichen Blattern ist, eben so, und noch seltener ist er nach dem Zeugniß der größten Aerzte bei den künstlichen.

Es bleibt aber doch immer möglich, erwiederte sie, daß eins unsrer Kinder an den künstlichen Blattern stürbe?

Pre-

Prediger. Aber das Unglück ist ja noch weit mehr möglich, als eure Kinder an den natürlichen Blattern stürben.

I nun, autworteten die vier ersten, alsdann ist es Gottes Wille gewesen, da können wirs nicht ändern.

Prediger. Lieben Leute, was macht ihr euch denn für eine Vorstellung von dem Willen Gottes? Glaubt ihr denn, daß, wenn ein Kind an den Blattern stirbt, Gott ihm selbige absichtlich dazu zugeschickt habe, daß es daran sterben solle? Oder glaubt ihr, daß er, wie ich schon oft gesagt habe, es der Natur des Kindes überlasse, ob es Kräfte genug haben werde, sie zu überstehen, und den Eltern des Kindes, ob sie es gehörig verpflegen, und daß er, wenn im Gegentheil das Kind stirbt, den Tod desselben durch kein Wunder hindere? Wenn wir Gott nicht lästern wollen, müssen wir die letzte Erklärung annehmen. Nun erwägt doch, daß an den künstlichen Blattern weit weniger Kinder sterben, als an den natürlichen, und daß wirklich durch das Einimpfen solchergestalt vielen das Leben gerettet werde, wie könnt ihr denn, im Fall, daß eins von euern Kindern an den natürlichen stirbt, behaupten, daß es Gottes Wille gewesen, daß es daran habe sterben sollen? Müßt ihr nicht vielmehr glauben, daß es sein Wille gewesen, daß ihr ihm hättet sollen die Blattern einimpfen lassen?

Herr Pfarrer! fiel hier ein Mann aus der Gemeinde ins Wort, Sie sind ein sehr gewissenhafter Mann, das weiß ich; sollte denn ein solches Verfahren mit unsern Kindern kein Eingriff in Gottes Wege seyn?

Prediger. Freund! ist denn das ein Eingriff in Gottes Wege, wenn ein Mensch seine Vernunft dazu anwendet, einer ihm drohenden Gefahr zu entgehen, oder sie wenigstens überwindlicher für sich zu machen? Wenn das Sünde ist, so darf keiner von euch aus dem Hause laufen, wenn die Flammen schon über denselben zusammen schlagen; so dürft ihr keine Arzney einnehmen, wenn ihr krank seyd, und keine Abführungsmittel brauchen, wenn sich Unreinigkeiten in eurem Körper gesammelt haben. So dürfte man auch wohl keine Blitzableiter an einem Pulverthurm anbringen. Die Natur legt uns Krankheiten auf, lieben Freunde, unsere Vernunft giebt uns Mittel wider sie an die Hand; brauchen wir nun diese Mittel, so thun wir nicht nur keinen Eingriff in Gottes heilige Wege, sondern wir verherrlichen ihn gar dadurch, denn wir brauchen unsere Vernunft, wozu er sie uns gegeben hat.

Diesen vernünftigen Vorstellungen des Predigers gaben die Leute Beifall, nur an das Einimpfen wollten sie nicht. „Sobald, sagten sie, als das erste Blatterkind in unserm Orte seyn wird, wollen wir unsere Kinder zu ihm hingehen lassen, denn da sind sie doch nicht gleich bösartig.“

Das könnt ihr nicht wissen, sagte der Prediger, ob die Blattern, wenn sie hieher kommen, nicht schon bösartig sind, und dann ist es auch noch ungewiß, ob eure Kinder sie durch das blosse Hingehen bekommen? Oder es bekommt sie eins, in vierzehn Tagen ein anderes, und darüber geht die beste Zeit hin.

Der Mann hat Recht, murmelten die Männer ihren Weibern in die Ohren, es ist alles wahr, was

was er sagte. Wir wollen folgen, und unsern Kindern die Blattern inokuliren lassen. Inokuliren? nein, durchaus nicht! riefen die Weiber wieder.

Ganz gelassen bei der Hartnäckigkeit dieser Weiber, erwiederte der Prediger: ihr müßt doch alles wahr finden, was ich euch gesagt habe, und ihr haltet es auch für wahr, aber ihr stoßt euch nur an dem Worte: Inokuliren. Ihr wollt, wenn das erste Blatterkind hier seyn wird, eure Kinder zu selbigen hinschicken. Ist das nicht auch eine Art von Inokulation? Seyd ihrs da nicht auch, die ihren Kindern, eher als sie die Blattern bekommen hätten, selbige verschaffen? Wider die Sache selbst habt ihr also nichts mehr. Auf der Art und Weise wird doch wohl keine neue Sünde beruhen? Und so ists ja denn doch wohl der Vernunft gemäß, und wahre Pflicht, daß man unter mehreren Weisen die sicherste wähle. Seyd ihr im Stande, hier wieder etwas einzuwenden?

Die Weiber schwiegen, und wurden bald blaß, bald roth; die Männer aber ruften ihm einstimmig zu: Herr Pfarrer, wir folgen ihrem guten Rathe!

Dies werdet ihr, erwiederte der Prediger, um so viel lieber thun, wenn ich euch sage, daß ich gestern meinem einzigen Kinde die künstlichen Blattern eingeimpft habe, um euch mit einem guten Beispiel vorzugehen, und euch zu ermuntern im Vertrauen auf Gott ein Gleiches zu thun.

Die Väter der Gemeinde baten insgesammt, nur einige ausgenommen, er möchte doch zu ihnen kommen, und dies gute Werk an ihren Kindern selbst verrichten, weil sie sichs nicht recht zu machen getrauten, und kein Arzt in der Nähe wohn-

wohnte. Dies that der Prediger mit Freuden, und in einigen Tagen hatten alle Kinder die künstlichen Blattern. Nur eins starb davon, das war aber verwahrloset worden. Die übrigen brachten vierzehn Tage darauf die Eltern in des Predigers Wohnung, um ihn mit innigster Rührung ihrer Herzen für seinen guten Rath zu danken. Der Prediger nahm nun Gelegenheit, ihnen eine wichtige Lehre einzuschärfen, nämlich folgende:

„Lieben Leute, wenn ihr künftig etwas nicht gleich fassen könnt, so spottet und redet nicht gleich übel von euren Lehrern, geht lieber zu ihnen, und tragt ihnen eure Zweifel vor, damit ihr eines Bessern belehrt werdet."

Den folgenden Sonntag feyerte er mit seiner Gemeinde ein frohes Dankfest.

Die acht und sechzigste Historie.

Ein muthwilliger Soldat geht vor dem Hochgerichte vorbei, und was ihm unterwegs begegnet ist.

Vor einigen vierzig Jahren, erzählt ein erfahrner Richter als Augenzeuge selbst, wird vor einer Stadt ein Soldat gehenkt. An demselben Abend muß ein Soldat als Bothe von einem benachbarten Städtchen, worinn die übrige Garnison des Regiments liegt, nach der ersten Stadt gehen. Der Weg geht dichte vor dem Hochgerichte vorbei. Da er nun in der Dämmerung den in der Luft schwebenden Körper erblickt, redet er ihn mit leichtsinnigen Reden an: "Bruder! du bist wohl ein rechter Narr gewe-

gewesen, daß du dich hast henken lassen. Komm mit: wir wollen ein Gläschen zusammen trinken.“ Es kann seyn, daß der Mensch als Soldat, nicht die mindeste Furcht von dem todten Körper gehabt hat; aber nun kommt das unerwartete Etwas, das ihn aus aller Fassung brachte. In dem Augenblick, da er diese Worte spricht, hört er ein dumpfiges Gerassel von Ketten, als ob der Gehenkte herunterkäme, zugleich aber eine Stimme: „Warte Bruder! ich will gleich mit gehen.“

Hätte der Mensch nur ein Fünkchen Besinnungskraft behalten: so konnte er doch leicht schliessen, daß der arme Sünder am Galgen weder seine Anrede hören, noch ihm antworten könne. Allein nun war alle Uiberlegungskraft verschwunden. Furcht und Einbildung benebelten ihn ganz. Dazu kam auch wohl das Vorurtheil, als ob seine leichtsinnige Spottreden so gestraft werden sollten.

Kurz der Mensch fängt dergestalt an zu laufen, da er seiner Einbildung nach, hinter sich immer rasseln hört, daß er im Thore der Stadt niederfällt, und auf der Stelle stirbt. Nicht lange nachher kommt auch die Person an, die ihm aus Muthwillen die Antwort gegeben hatte. Ein Kesselflicker mit allerley Eisenwerk, hatte in eben der Gegend ein wenig ausgeruhet, und da er den Soldaten so rufen hört, denkt er: den willst du doch auf die Probe stellen, ob er Herz im Leibe hat? Waren es nicht blos die zufälligen Umstände, die hier zusammen kamen, und ihm Besinnung, Muth und Leben raubten?

Die neun und sechzigste Historie.

Ein beherzter Prediger mit seinem furchtsamen Knechte.

Ein junger Prediger vom Lande mußte einmal in der Stadt einige gefangene Missethäter zum Tode bereiten, und zum Richtplatze führen. Nach Gewohnheit speiste er zu Mittage bei dem Amtmann, und da es in kurzen Wintertagen war; so kam der Abend, ehe ers vermuthete. Er hatte über eine Stunde nach Hause, und der Weg führte ihn wieder vor der Gerichtsstätte vor dem Holze vorbei, durch welches er gehen mußte. Sein Knecht war bei ihm, und auch dieser hatte die Exekuzion mit angesehen.

Der Prediger, der an keine Gespenster glaubte, gieng bei einbrechendem Abend getrost aus der Stadt; Hans aber, der den Kopf von Spuckhistorien voll hatte, fürchtete sich schon heimlich, als sie den Galgen und Rädern näher kamen.

Je näher sie kamen, desto ängstlicher wurde der Knecht, daß er kaum mehr athmen konnte. Der Prediger merkte seine Furcht, und sprach ihm Muth ein: „Lieber Hans! sagte er: diese Gerichtete da, die wir heute noch lebendig gesehen haben, werden noch lange den Vorübergehenden Abscheu erwecken, und den Abergläubischen Furcht genug einjagen; aber fürchte du dich nicht: die hängen und liegen fest genug. Es sind ja todte Körper, die sich so wenig bewegen, und zu uns kommen können, als die grossen Steine, die hier liegen, zu ihnen kommen werden. Wenn ein Geräderter lebendig, blos

mit

mit zerschlagenen Knochen aufs Rad gelegt, und nicht einmal angeschlossen würde; würdest du dich wohl fürchten, daß er herunter kommen könnte? geschweige ein Todter. — Und ihre Seelen! guter Hans! die sind da, wo sie hinkommen sollen, und haben auf der Erde mit uns nichts mehr zu thun."

Unter diesen Gesprächen kamen sie immer weiter vom Gericht ab, und ins Holz. Da war es nun freylich noch finsterer, als auf dem flachen Felde. Als sie so hingiengen, und Hans ganz beherzt geworden war, zeigte sich ihnen auf einmal eine so schreckliche Figur, die den Herrn selbst stutzig machte, den Knecht aber aus aller Fassung brachte. Auf einer grossen kahlen Eiche saß eine schwarze Gestalt, wie ein Kerl, mit einem Paar grossen feurigen Telleraugen, die sich fürchterlich im Kopfe herum drehten. Hans dachte nichts anders, als: dies sey der Leibhaftige, Gott sey bei uns! O Herr! rief er, da hat doch der Teufel sein Spiel. Lassen Sie uns ums Gehölze gehen.

Nein! guter Hans! antwortete der Prediger, der sich schon besonnen hatte. Der Umweg ist zu groß. Das verdient die Sache nicht. Ich muß doch wissen, was das schwarze Ding ist. Ein Mensch ist es nicht: der hat keine feurige Augen. Der Teufel kann es auch nicht seyn. Warum sollte sich der dahin gesetzt haben, bloß um uns fürchtend zu machen? So wäre er gewiß recht dumm; denn er weis doch, (fuhr er spöttisch-lächelnd fort,) wenn ers auch hätte thun wollen, daß ich mich nicht fürchte. Gieb nur Achtung: Du sollst es bald erfahren, daß es ein ganz natürliches Geschöpf sey.

Der Prediger nahm einen Stein auf. Hans mußte es auch thun, und da sie näher kamen, und die Telleraugen noch feuriger rollten, warfen sie beide zugleich in den Baum. Sogleich flog das schwarze Ungeheuer mit gräßlichen Schnauben davon. Es war ein **Uhu**, die größte Art von Eulen, deren Augen sehr elektrisch sind und im Dunkeln stark leuchten. Nimmermehr hätte sich der Knecht so sehr gefürchtet, wenn sie nicht vorher vor der Gerichtsstätte vorbei gegangen wären.

Lernet hieraus, daß man den Aberglauben am leichtesten beherrscht, wenn man sich richtige Kenntnisse verschafft, und Furcht und Einbildung zu mässigen weis.

Die siebenzigste Historie.

Beispiele von Barmherzigkeit.

Ein dänischer Werb-Unteroffizier kam von Nordhausen des Abends spät nach Mühlhausen, in Thüringen, und kehrte mit seinem Gefährten in einem Gasthofe in der Vorstadt ein. Als er in die Zechstube trat, sahe er einen todtblassen und sehr kranken, armen Mann auf der Bank liegen, und seine Frau und Kinder sassen betrübt daneben. Dieser Mann rief dem Unteroffizier mit schwacher Stimme einen guten Abend zu, und sagte: Treffen wir uns hier Freund? Auf die Frage: wie so? antwortete er nichts, als: in Rostock; weil er vor Mattigkeit nicht reden konnte. Aber sogleich erinnerte sich der Soldat, daß der Kranke ein Bürger

aus Erfurt war, der ihn einmal in Rostock, wo er krank gelegen, wie ein Bruder gewartet und gepflegt hatte. Er that ihm also desgleichen: ließ den Wirth alles, was zu seiner Erquickung dienen konnte, herbei schaffen, einen Arzt holen, und bezahlte die Arzney, bis sein Geldvorrath erschöpft war. Nun rieth er der Frau des Kranken, dem Arzt nur ihre Noth vorzustellen; vielleicht gäbe er ihr umsonst etwas.

Das geschah auch. Der würdige Mann ließ die Apothekerrechnung auf seinen Namen schreiben. Zuletzt verlangte der Kranke einen Geistlichen, der ihn trösten und ihm das heilige Abendmahl reichen sollte. Da wäre auch Geld nöthig gewesen, weil leider! — die Geistlichen von ihrer geringen fixen Besoldung nicht leben können. Aber der geistliche Arzt dachte eben so menschenfrundlich wie der leibliche: er verrichte sein Amt mit Vergnügen umsonst, und als der Reisende nach seiner Wiederherstellung zu ihm kam, sich zu bedanken, schenckte er ihm noch ein kleines Reisegeld, damit er ohne zu betteln nach Hause kommen könnte, und sagte ihm die tröstlichen Worte: **Danke er Gott, für seine erlangte Gesundheit und zähle er mich unter seine Freunde, wie ich ihn unter die Meinigen.**

Die ein und siebenzigste Historie.
Gott straft das Böse.

Schierling war ein Mann, der für weiter nichts, als sein Vergnügen sorgte, und sich ganz und gar nicht darum bekümmerte, andern Freude zu machen. Ob er gleich Geld genug hatte, eine Frau und Kinder zu ernähren, so verheyrathete er sich doch nicht, weil er glaubte, daß er, in Verbindung mit einer Familie, nicht so ungebunden, wie er wünschte, leben könnte.

Er überließ sich allen Arten von Ausschweifungen, und seine ganze Sorge gieng dahin, sich alles zu verschaffen, was ihm angenehme Empfindungen machen konnte. Wenn die ganze Stadt munter war und arbeitete, so wälzte sich Schierling noch in seinen Federn, stand gegen neun Uhr erst auf, trank Kaffee, und erwartete bei demselben die Ankunft des Mittags, da er allemal eine reichliche Mahlzeit, und eine gute Porzion Wein zu sich nahm, unterdessen, daß die fleißigen Taglöhner, die seinen Garten bearbeiteten, sich mit etwas Käse und Brod und einem Krug Wasser begnügen mußten. Den Nachmittag wendete er zur Verdauung an, und gegen Abend gieng er in ein Weinhaus, wo er bis um Mitternacht spielte und trank, und dann mehrentheis betrunken nach Hause taumelte.

Der Prediger, der nicht weit von seinem Hause wohnte, verwies ihm oft diese Lebensart und sagte: Ey, ey Herr Schierling, was wird es mit Ihnen einmal für einen Ausgang nehmen! Sie sorgen ja gar nicht für Ihre Seele, sondern blos für Ihren Leib;

Sie

Sie füllen sich täglich mit überflüßigen Speisen und Getränken an, und denken nicht an Ihre armen nothleidenden Nebenmenschen. Sie thun ja nichts für die Welt, in die Sie Gott gesetzet hat, und in welcher Sie so viel Gutes genießen. Gott ist gerecht, bedenken Sie es wohl! Sie werden seinen Strafen nicht entgehen.

Der verwegene Mensch spottete aber darüber, und sagte: Gott ist viel zu groß, als daß er sich um mich bekümmern sollte. Ich glaube nicht einmal, daß ers weiß, daß ich auf der Welt bin, wie viel weniger kann ich glauben, daß er sich die Mühe geben werde, mich zu strafen. Wozu habe ich denn das Geld, wenn ich es nicht genießen soll?

Aber was geschah? Schierling hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht, in welchem sonst Menschen, die gut lebten, erst recht zu leben und zu wirken anfangen, so bekam er Gichtschmerzen, die ihn nöthigten zu Bette zu liegen, und alle seine Glieder peinigten. Der Wein wurde ihm vom Arzte verboten, und von den mehresten Speisen, die er sonst gern aß, durfte er nichts genießen. Auch war niemand da, der mit ihm Mitleiden bezeigte. Denn weil er sich in seinen gesunden Tagen um niemanden bekümmert hatte, so bekümmerte sich auch jetzo niemand um ihn. Er hatte zwar eine Haushälterinn, die ihn pflegte; weil er diese aber nichts Gutes gelehrt hatte, so war sie auch nicht gut, sondern betrog und bestahl ihn so sehr, daß er anfieng zu verarmen, und ausser den Schmerzen der Gicht auch noch die Unannehmlichkeiten einer schimpflichen Armuth erfahren mußte.

Da sagte nun Jedermann: Das ist Gottes Strafe! Denn ob es gleich unrecht wäre, von jedem, der die Gicht hat, und in Armuth lebt, zu sagen, daß er von Gott gestraft sey, so kann man es doch von solchen behaupten, die sich so, wie Schierling, selbst in ihr Elend gestürzt haben. Denn der Gott, der die Natur des Distelsaamens so eingerichtet hat, daß Disteln daraus kommen müssen, der hat die Seele und den Körper des Menschen auch so gebildet, daß aus den bösen Handlungen desselben betrübte Folgen entspringen müssen. Und diese nennt man Gottes Strafen.

Da er sterben wollte, sah er gräßlich um sich, und rief: Gerechter Gott! Du hast mich wegen meines bösen Lebens schon hier so gestraft, o Weh! o Weh! wie wird es mir gehen, wenn ich vor deinen Richterstuhl komme!

So starb er in Verzweiflung, und wird ohne Zweifel in einer andern Welt noch weit schrecklichere Folgen seines bösen Lebens erfahren haben.

Die zwey und siebenzigste Historie.

Von einigen Menschenfreunden, die dem barmherzigen Samariter ähnlich sind.

In Karlsruhe gieng 1785 ein Kind von etwa 6 Jahren herum und bettelte. Es sprach unter andern einen jungen Jäger an, und klagte ihm, daß seine Mutter in Grünenwinkel, eine Stunde von Karlsruhe, mit drey Kindern auf einmal niedergekommen, und höchstdürftig sey. Der junge Mann

fühlte, was ein unverdorbenes Menschenherz dabei fühlen mußte: er dachte aber doch, der Knabe könnte wohl, wie es oft zu geschehen pflegt, ein Betrüger seyn. Er nahm daher sein vorräthiges Taschengeld, erbat sich von seinen würdigen Eltern noch etwas dazu, und ritt selbst an den Ort. Hier fand er folgenden Auftritt. Ein seit einigen Jahren gebrechlicher Vater, 3 Kinder, wovon das älteste 7 Jahr alt war, und die Mutter, welche nun auf einmal 3 Kinder geboren hatte, wovon noch zwey lebten, lagen fast nackend und blos in einer Kammer auf einem Haufen Kartoffeln: denn es war sonst kein Raum in der Herberge. Die Frau war aus Sachsen, der Mann aus der Pfalz gebürtig, und sie hatten sich bisher von einem kleinen Handel genährt. Beide waren evangelisch-lutherisch, und der Bauer, der sie aus Mitleiden in seine kleine Hütte aufgenommen hatte, war katholisch. Die streifenden Husaren bedrohten ihn mit 10 Rthl. Strafe, wenn er diese fremde Familie nicht ausstossen würde: woran sie freylich recht thaten, da es ihr Amt und Pflicht ist, die Strassen und Ortschaften von verdächtigem Gesindel rein zu halten. Dem Bauer aber sagte sein Herz, daß die Polizey wohl nicht gegen die Menschlichkeit streiten, und daß eine so grosse Noth auch vom beßten Gesetze eine Ausnahme machen könne. Er gieng also 2 Stunden weit in sein Oberamt, nach Ettlingen, und erhielt da die Erlaubniß, die arme Familie in diesen betrübten Umständen zu beherbergen. Dem jungen Jäger gieng dies alles sehr zu Herzen. Er gab also den Leuten fürs erste alles, was er bei sich hatte, schaffte die feuchten Kartoffeln bei Seite,

und brachte Stroh zu einem bequemen Lager herbei. Nun eilte er nach Hause, und sammelte für die Unglücklichen in den Häusern, wo er bekannt war. Auch in der Lesegesellschaft zu Karlsruh wurde eingesammelt, und die milde Gabe durch einen jungen Geistlichen überschickt, der die Traurigen auch mit Trost aufrichtete. Nach Hof wollte sich Niemand wenden, weil die Herrschaft eben durch den Tod des zärtlich geliebten Landesprinzen, in tiefe Trauer versetzt war. Endlich wagte es ein Lieutenant durch seinen Vater, der des Herrn Markgrafen Leibarzt ist, die Sache anzeigen zu lassen: und der menschenfreundliche Fürst ergriff diese Gelegenheit andern zu helfen, als einen Trost in seinen eigenen Leiden. Er ritt selbst nach Grünenwinkel, sah die mitleidenswürdige Familie in jener Hütte, gab ihr ein wahrhaft fürstliches Geschenk, und schickte ihr bald darauf ein Bett und einen Arzt.

Die drey und siebenzigste Historie.

Eine Schatzgräbergeschichte.

Es war einmal ein Bauer, der hatte etwa fünfhundert Thaler geerbet. Dies erfuhr ein armer, aber listiger Vogel in dem benachbarten Dorfe, und besann sich hin und her, wie er es doch wohl anfienge, den Bauer um sein Geld zu bringen.

Brichst du ein in sein Haus, dachte er, und holst ihm das Geld aus dem Kasten, so könnten sie dich dabei kriegen, und das wäre nichts. Endlich fiel ihm ein: wer kein Geld hat, wie ich, der will

was haben, und wer was hat, der will immer mehr haben, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben wird, auf eine leichte Art dazu zu kommen. Halt! dacht' er: du willst hin, und dich erst nach allen Umständen erkundigen, die Gelegenheit des Hauses besehen, und ihm dann was von einem Schatze vorsprechen. Dann soll das Ding wohl gehen.

Gedacht, gethan. Er gieng hin, und nahm alles in Augenschein; jedoch so, daß ihn der Bauer nicht zu sehen kriegte. Nach einiger Zeit kam er wieder, und zwar des Abends gegen 10 Uhr, bei schlimmen Winterwetter, und fieng nun seine Sache an, wie er sich solche ausgedacht hatte, um sich die Einfalt des Bauers zu Nutze zu machen.

Er setzte sich nämlich auf den Stein vor der Thür, da er noch Licht sahe, winselte und seufzete ganz erbärmlich, daß nur der Bauer erst heraussehen sollte. Dies geschah, und der Bauer fragte: Wer ist denn da? Was fehlt euch? Warum befindet ihr euch denn so übel?

„Ach! war die Antwort, ihr könnt mir doch nicht helfen. Da bin ich nun schon einige hundert Meilen im Lande herumgejagt. Bin weit von hier, ganz fremd, kenne keinen Menschen, und, Gott weiß, wo ich noch hingetrieben werde, ehe ich das finde, was ich finden soll.

Hier hielt er ein. Denn solche Betrüger nehmen gemeiniglich gegen die Einfältigen eine sehr geheimnißvolle Sprache an, damit sie diese als besondere erleuchtete Personen ansehen, und nur desto begieriger werden sollen. Dies that dieser auch, damit der Bauer desto neugieriger werden, und weiter fragen sollte, wie auch geschah.

Was

Was wollt ihr denn hier im Lande, sprach der Bauer, und wer jagt euch denn so herum?

„Ach! sagte der Vogel, ein grosser weißer Geist hat mich schon so lange verfolgt, und mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Ich sollte und müßte einen Schatz heben, der einem andern zugedacht wäre. Und heute hat er mich über sechs Meilen gejagt, und mich auf diesen Stein gesetzt. Wenn ich weiter gehen will, so zieht er mich zurück, und ich möchte todt frieren. Ich vermuthe aber daraus, daß ich hier nicht wegkommen kann, daß auch der Schatz nicht weit von hier stehen müsse."

Da der Bauer vom Schatz hörte, sagte er ganz sachte: Landmann! kommt doch herein, und wärmt euch erst ein bischen. Er ließ sich nicht lange nöthigen. Als er in die Stube kam, fiel er auf die Kniee, und dankte Gott, daß er endlich an Ort und Stelle gekommen sey.

So mißbrauchte der Betrüger den Namen Gottes, und stellte sich recht fromm an, um dadurch die Einfalt noch mehr zu betrügen.

Er sah sich allenthalben in der Stube um, und sagte: Nun, Gott Lob! diese Stube, und alles, was drinn ist, hab' ich schon vor einem halben Jahre, sechzig Meilen von hier, in einem Spiegel gesehen, den mir der Geist zeigte, und sagte: Da mußt du noch hin, und eher laß' ich dir keine Ruhe. So stand der Tisch, so der Ofen, so das Bette, just, wie hier alles steht. Gott Lob! daß ich einmal hier bin.

Der Bauer horchte hoch auf. Er aber fuhr fort: Ich sahe damals auch einen Garten hinter dem Hause. Daran gieng eine Dornhecke herunter,

und

und draußen der Fahrweg dicht vorbei. Im Garten war ein Bienenhaus. Recht in der Mitte ein grosser Biernbaum. Man mußte durch einen kleinen Stall nach dem Garten gehen. Wenn das nicht alles hier auch so ist, so komme ich doch unrecht. Du lieber Gott! Wenn werd' ich doch einmal zur Ruhe kommen!

Hierauf fiel ihn der Bauer um den Hals und sagte: Seyd gutes Muths, Landmann! so ist mein Garten, und ihr habt ganz recht gesehen. „Ach! ists wahr, sprach der listige Vogel, der das alles schon vorher in den Augenschein genommen hatte, ists wahr, so bin ich ja der glücklichste Mensch von der Welt. Denn unter den Biernbaum sahe ich damals eine Grube. Darinn stand eine ganze Braupfanne voll glühende Kohlen. Die kenne ich schon, was die zu bedeuten haben. Das war eben der Schatz, den ich heben soll. Er gehört aber euer. Nur ein kleines Bischen will ich mich erwärmen. Dann wollen wir doch einmal herausgehen.

Der Bauer wußte sich vor Freude nicht zu lassen, trug auf: Butter, Käse, Wurst, alles, was er hatte. Indessen sagte der andere, daß ich ein Bischen esse, so holt doch Spaden, Hacken, und so was zusammen. Vielleicht haben wirs bald nöthig. Das that der Bauer.

Als sie über den Hof giengen, sagte der Betrüger: An der Gartenthür muß auch ein Anwurf seyn, der übergehänget wird. Ach ja, antwortete der Bauer, alles wahr; kömmt doch nur.

Im Garten giengen sie gleich unter dem Biernbaum. Hier ists, ja hier ists, sprach der andere, und murmelte einige unvernehmliche Worte vor sich

hin.

hin. Darauf fuhr er zusammen, und wies oben auf den Birnbaum. Seht ihr nicht? sagte er ganz leise zu dem Bauer. Seht ihr nicht? Da oben sitzt der Geist schon, und weist immer unter den Baum — nach Morgen hin. Macht gleich drey Kreuze vor euch. Hier müssen wir einschlagen.

Der Bauer sahe zwar nichts, sagte aber doch voll Furcht und Angst: Ach! ja! ja!

Sie machten nun ein Loch, ungefähr in der Länge und Tiefe, daß ein Mensch darinne liegen konnte. Als sie so weit waren, sagte der Schelm! Halt; bald hätte ich das Beßte vergessen. Ich habe etwas Geld bei mir. Das muß ich gleich weg legen. Und wenn hier herum Geld liegt, so wird nichts aus der Sache. Ihr habt doch wohl kein Geld im Hause?

Da oben auf der Kammer, sagte der Bauer, hab' ich ein Paar hundert Thälerchen Geld im Beutel, die hab' ich erst geerbet. „Geschwind herunter damit. Sonst ist alle unsere Arbeit vergeblich.“ Der Bauer holte den Beutel.

Nun, sagte der andere, legt ihn hier zu meinem an der Hecke, und euer Tuch darauf. Ich will mich ins Loch legen, und horchen, ob es noch nicht klinget. Er thats, rief den Bauer sachte zu: Halt! da thats einen gewaltigen Ruck — Noch einen — Jetzt rückt der Schatz herauf — Wie der Geist da oben winkt! — Noch einen — Nun wird die Erde bald platzen. Und nun ists Zeit, daß ihr euch hinein legt. Denn ihr sollt den Schatz heben. Ich darf nicht liegen bleiben. Ich will indeß mich an die Hecke legen. Wenns nun so weit ist, daß der Schatz austritt, und ihr ihn fassen

sen könnt, so will ich euch schon helfen. Liegt ja aber stockstille, und rührt euch nicht; sonst bricht euch der Geist den Hals."

Der Bauer legte sich hinein, und horchte was er konnte. Ein Weilchen darauf rief der andere: Hört ihr noch nichts? Der Geist zeigt mir drey Finger. Noch drey Viertelstunde müßt ihr stockstille liegen, auch ja nicht sprechen. Der Geist hält sich den Mund zu. Hört ihr wohl? Macht ja kein Unglück. Hierauf antwortete der Schelm noch ein Weilchen — rief dem Bauer noch einmal sachte zu — und nun, husch! war er mit dem Geldbeutel über den Zaun weg — in alle Welt.

Der Bauer lag getreulich seine drey Viertelstunden. Endlich konnte ers vor Kälte nicht mehr aushalten, richtete sich auf und rief seinem Gefährten — keine Antwort. — Alles stille. Er stand auf, und gieng nach der Hecke, wo sein Geld lag — Alles fort.

Da merkte der arme Schelm, daß seine Einfalt betrogen war. Er machte Lärm, nnd setzte dem Betrüger nach. Aber wo war der hin? Uiber alle Berge.

So leicht wird die abergläubische Einfalt, und der Geiz, der nicht satt kriegen kann, betrogen.

Die

Die vier und siebenzigste Historie.

Ein wohlthätiger Amtmann und wohlthätige Landleute.

Nach dem unglücklichen Brande zu Göppingen, welcher dieses gewerbevolle Würtembergische Landstädtchen den 18ten August 1782 in einen Aschenhaufen verwandelte, ließ der Beamte in Lohnsee einige seiner reichsten Bauern zu sich kommen, schilderte ihnen den Zustand dieser zu Grunde gerichteten Nachbarn mit männlicher Beredsamkeit, und sagte, daß er gesonnen wäre, dahin zu reisen, und ein paar Kinder in seine Versorgung zu nehmen, deren Eltern außer Stand gesetzt wären, ihnen eine weitere Erziehung zn geben. Wenn etwa, fügte er hinzu, einer oder der andere von ihnen Lust hätte, ein gleiches zu thun, so wollte er sich nach mehreren solcher Hülfsbedürftigen erkundigen. Ohne Zaudern erklärte einer von den Versammelten:

Ich will eins; diesem folgte ein zweyter: ich will auch eins: und eben so stimmten noch achte zu gleichem Liebeswerke. — Der Amtmann erfreut über diesen Erfolg, fuhr fort, daß es nicht genug sey, daß sie sich zu dieser Aufnahme eutschlossen hätten, ihre Weiber müßten auch um diese Vermehrung ihrer künftigen Tischgenossen gefragt werden. „Hab nicht daran gedacht,“ erwiederte einer. Hierauf liefen alle zum Amthause hinaus, und alle kamen mit der Nachricht zurück, daß ihre Weiber des nämlichen Sinnes wären. Nun ritt der Amtmann nach Göppingen, eröfnete seine Werbung, und hatte sehr bald seine jungen Rekruten beisammen,

welche

welche unter Anstimmung eines Dankliedes auf einem Wagen zu ihren neuen Pflegeltern fuhren. Als sie in dem Amthause zu Lohnsee angekommen waren, stellte sie der Amtmann in eine Reihe und ließ den Bauern die Wahl, während daß er wegen eines Geschäfts, in ein anderes Zimmer gegangen war. Bei seiner baldigen Zurückkunft waren diese Gutthäter nicht nur mit ihren Kindern bereits auf und davon gegangen, als ob sie fürchteten, daß man ihnen ihre Beute wieder nehmen würde; sondern andere waren eben in Begriff, ihm auch die zwey übrig gebliebenen hinwegzuführen, die sie ihm endlich, nicht ohne bezeigtem Unwillen überließen.

Die fünf und siebenzigste Historie.

Gott ist allwissend und allgegenwärtig.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessinn den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf einem Tische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf, „Ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest?“

Nach einer kleinen Weile dacht' er: „Wie wenn du sie mitnehmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!"

„Es würde es aber doch niemand wissen," dacht' er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hört er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind legte er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er nach Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen; und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchter trat er zu dem Tische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondschein liegen sah.

Schon streckt er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

„Soll ich?" sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. „Soll ich?" —

„Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? Könnt ich wohl jemals wieder ruhig schlafen, könnt ich wohl jemals einem wieder frey ins Angesicht sehen? — — Wohl wahr! aber ich wäre doch auf einmal ein reicher

Mensch;

Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!"

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt ich entdeckt werden? Es siehts ja keiner?" —

„Keiner?" — **Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?**

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. „Nein!" sagt er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; **lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!** Und mit diesen Worten eilt' er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessinn, deren Schlafgemacht das Nebenzimmer war, hatte alles dies mit angehört und den Knaben selbst beim Mondschein erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und Diamanten nicht?"

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessinn fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten."

„Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun! ich will dich ordentlich un-

terrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uibelthat wieder einfallen möge."

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur Schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessinn hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufwachsen zu sehen.

Die sechs und siebenzigste Historie.

Die betrogene Einfalt, oder: Ein Schäfer will einen Schatz heben.

Die undwissendsten und einfältigsten Leute sind allemal dem Aberglauben am meisten ergeben. Verständige hingegen prüfen das schon besser was sie glauben sollen. An die werden sich listige und boshafte Leute nicht leicht machen; sondern bloß an die Einfältigen und Abergläubischen, deren Einfalt und Aberglauben sie weit eher betrügen und zum Beßten haben können.

Es war einmal ein Schäfer, der wohnte am Ende des Dorfs, nahe am Felde. Zu dem kömmt des Abends ein Mann, der sich überaus kläglich anstellt. „Ach, sagt er, nun quält michs schon fast Jahr und Tag, daß ich den Schatz heben soll, und ich armer Mann kann ihn doch nicht heben. Es scheint, daß der Schatz hier in dieser Gegend stehen muß. Denn er läßt mich hier gar nicht weg.

Und

Und ich habe hier schon auf 8 Tage herum laufen müssen."

Als der Schäfer vom Schatze hört, wird er aufmerksam. Denn wenn die Leute nur von Geld hören, so sind sie ganz blind, und taub, und fragen ihre Vernunft gar nicht mehr, ob die Sache auch möglich sey, sondern glauben solchen Betrügern blindlings. Das wollte denn dieser auch eben haben. Durch das Wort Schatz hatte er ihn schon gefangen.

Was ist das mit dem Schatze, sagte der Schäfer, und wo steht er denn? Was quält euch so sehr? Und wo seyd ihr her?

„Bin weit her, sagte der Mann mit großer Ehrlichkeit — bin nun schon so lange herumgelaufen, bis ich endlich hier meine Ruhe finden soll. Denn der Schatz steht nicht weit von eurem Hause."

Nun horchte der Schäfer gewaltig. „Es sind lauter Perlen, Goldstücke, goldne Uhren, Kreuze, Diamanten, und solche Dinge, wie mir der Geist sagt, der ihn bewacht. Sie sind in Kriegszeiten aus einem Kloster hier vergraben, und ich wäre dazu bestimmt, ihn zu heben, und, lieber Gott, ich kann ihn doch nicht heben Darum läßt mir der Geist Tag und Nacht keine Ruhe."

Hier fing der Betrüger an, bitterlich zu weinen.

Was? versetzte der Schäfer. Ihr sollt den Schatz heben, und könnt ihn doch nicht heben? Das ist ja wunderliches Zeug. Warum könnt ihr ihn denn nicht heben?

„Je! weil ich ein armer Mann bin, und es gehören wenigstens dreyßig Rthlr. darzu, wenn er soll

soll gehoben werden. Denn die müssen an Leinwand und solchen Sachen vorher erst parat liegen, und hernach an ein gewisses Kloster gegeben werden. Eher kann der Schatz nicht gehoben werden. Ich weiß es nicht. So sagt aber der Geist. Laß mich mit Frieden, habe ich oft zu ihm gesagt. Ich bin ein armer Mann. Ich habe nichts. Wende dich an andere, die mehr haben. Da sagt er denn: Schaffe du nur erst einen, der das ans Kloster geben will, und den Schatz gehoben hat. Der wird dir schon so viel geben, daß du genug hast."

Also etwa dreyßig Thaler gehörten dazu, erwiederte der Schäfer, wenn man den Schatz heben will?

„Mehr nicht. Ach ich kann heute nicht weiter kommen — bin schon bei so vielen gewesen. Die lachen mich aus, schielten mich einen Betrüger. Wenn sie nur wüßten, wie lange ich schon herumgelaufen bin, und der Geist mich gemartert hat. Sie würden ganz anders sprechen. Ich sehe euch für einen ehrlichen Mann an. Steht mir doch bei. Der Schatz ist euer, wenn ihr nur wollt. Denn ich frage nicht viel darnach. Ich kann ihn so nicht heben, weil ich die Sachen dazu nicht anschaffen kann — bin ein alter Mann, und brauche nicht viel mehr in der Welt. Wollt ihr mir hernach so viel davon geben, daß ich leben kann, das steht in eurem Belieben. Denn der Schatz soll über hunderttausend Thaler an Kostbarkeiten werth seyn. Es ist ein altes, über und über mit Eisen beschlagenes Kästchen. Ich habe es noch heute Abend halb aus der Erde hervorstehen sehen. Da ich aber nicht wollte und konnte, so seufzte der Geist, be-

zeig-

zeigte sich kläglich, und das Kästchen sank mit grossem Klange wieder nieder in die Erde.“

Der einfältige Schäfer wußte sich vor Freude nicht zu lassen, und sagte: die Leinwand und andern Sachen fürs Kloster sollen parat seyn; aber er müßte doch erst wissen, wo der Schatz stünde.

„O ja! sagte der Mann, den Platz, wo er steht, sollt ihr sehen — auch den Geist, der sich auf dem Platze sehen läßt. Und das soll morgen Abend geschehen. Es sind kaum vierhundert Schritte von eurem Hause.“

Darf ich aber wohl meinen Knecht mitnehmen? fragte der Schäfer. O ja, war die Antwort, wenn ihr wollt.

Des andern Abends vergaß der Mann nicht, wieder zu kommen, und sie giengen um die Mitternachtsstunde heraus. Als sie an den Platz kamen, sagte er! „Seht einmal dahin. Da steht der Geist schon. Seht, wie er sich groß und klein macht. Nun, sagt mir, ob ihr den Schatz haben wollt, oder nicht; so will ich hingehen, und mit dem Geiste sprechen.“

O ja! antwortete der Schäfer.

„Nun, so bleibt hier stehen, und geht mir nicht aus diesem Zirkel.“ Er aber kroch auf allen Vieren hin zum Geiste, der sich sehr groß machte, und bald darauf verschwand.

Als er wieder zurückkam, sagte der Mann: der Geist sey sehr böse gewesen, daß er noch einen bei sich gehabt hätte. Er habe nun selbst den Tag bestimmt, da sie den Schatz heben sollten. Er möchte ja aber für die dreyßig Thaler in der Zeit die Sachen fürs Kloster anschaffen. Sonst sey

alles vergeblich. Er wolle dann an demselben Tage schon zur rechten Zeit da seyn.

Hierauf schieden sie von einander. Der Schäfer versprach alles Mögliche, und gieng mit seinem Knechte nach Hause. Christoffel, sagte er zu ihm, du hast nun alles selbst gesehen und gehört. Willst du mir wohl die dreyßig Thaler borgen, so will ich dir den Schatz halb geben. Dieser war dazu bereit, und nun wurde mit der Frau gesprochen, die aber allerley Einwendungen machte, und klüger war, als der Mann mit seinem Knechte. Dieser aber sagte: Frau! ich habe dir den Geist selbst auf dem Platze gesehen. Hu! hu! die Haare stehen mir noch zu Berge, wie er sich groß und klein machte. Christoffel schwur Stein und Bein, daß es so wäre. Die Frau sagte weiter nichts, als du wirsts sehen. Weib! schrie er, du bist nicht klug. Was ich mit meinen Augen gesehen habe, das muß doch wohl wahr seyn. Die Frau gieng zur Thür hinaus, und sagte nur noch: Hast du den Schatz auch schon gesehen? Da drohte der Mann, und sie schwieg.

Ohngefähr acht Tage nachher kam der Mann gegen Abend wieder, und fragte gleich: ob die Sachen parat wären? Sie führten ihn auf die Kammer, und zeigten ihn alles. Das ist gut, sagte er. Nun, wo sind Hacken, Spaden, und dergleichen? Hier, hieß es, ist alles. „Ach gut, aber der Knecht darf nicht weiter mitgehen, als ich ihm zeige. Sonst bricht ihm der Geist den Hals, und wir kriegen nichts. Wenn wir aber rufen, dann kann er kommen, und uns helfen.

Darf ich wohl meinen Hund mitnehmen, fragte der Schäfer? „Um des Himmels Willen nicht. Der würde alles verderben.“ — Die Frau murrte darüber in sich selbst, durfte aber nichts sagen.

Als es eilfe schlug, giengen sie mit ihrem Handwerkszeuge heraus. Der Knecht mußte wohl auf zweyhundert Schritte weit vom Platze stehen bleiben. Da sie näher kamen, stand der Geist schon da, und wies immer vor sich nieder. Der Mann gieng zu ihm hin, und machte einen Zirkel um die Stelle. Hierauf schlich der Geist wohl zwölf Schritte weg, und blieb stehen. Der Mann holte den Schäfer, und sie fiengen an zu graben. Nicht gar tief kamen sie auf etwas Hartes. Und siehe, es war ein viereckigter, mit altem Blech überzogener, und fest vernagelter Kasten, der ganz rostig und schwarz aussahe. Sie machten die Erde weg, konnten ihn aber wegen seiner Schwere nicht herausbringen, da riefen sie dem Knechte, und indem war auch der Geist weg.

Der Knecht kam. Sie hoben den Kasten heraus, und der Mann sagte: Gott Lob und Dank! daß wir so weit sind. Sie trugen hierauf den Kasten mit vieler Mühe nach Hause, und der Schäfer sagte zu seiner Frau: Was willst du nun? Hier ist der Kasten. Sie trugen ihn sorgfältig auf die Kammer, und wußten vor Freuden nicht, was sie dem Manne zu Gute thun sollten. Es ist nun alles recht gut, sagte der Mann. So weit wären wir mit Gottes Hilfe. Aber nun kömmt die Hauptsache. Der Geist hat mir ausdrücklich gesagt: daß ihr den Kasten ja nicht eher, als in der Christnacht aufmachen sollt. Sonst verwandle sich alles in Erde.

Es

Es war etwa acht Tage vor Weihnachten. Das versprachen sie ihm heilig.

„Was nun die Sachen fürs Klosters betrifft, fuhr der Mann fort, so könnt ihr sie hinschicken, durch wen ihr wollt. Ich bin zufrieden, daß ich Ruhe habe, und will zu rechter Zeit schon wieder da seyn, wenn ihr den Kasten aufmacht. Wollt ihr mir dann für meine Mühe so viel abgeben, daß ich kann wieder nach meinem Vaterlande kommen. Das stehet in eurem Belieben. Ich denke: ihr werdet mich nicht vergessen, wenn ihr die kostbaren Sachen erst sehen werdet.“

O ja, sagten sie alle, von Herzen gern wollen wir euch was abgeben. Aber, lieber Mann! sprach der Schäfer, wollte er nicht selbst so gut seyn, und die Sachen nach dem Kloster bringen? Wir wissen da keinen Bescheid, und wolltens auch nicht gerne Jemanden sagen. Nein! erwiederte der Mann, das kann ich nicht thun. Ich habe hier herum noch andere Geschäfte. Ihr habt nun den Schatz, und könnt sehen, wie ihr die Sachen hinbringet.

Sie baten ihn aber gar zu sehr, daß er sich endlich bereden ließ. Sie packten zwey Stück Leinwand, und andere Sachen in einen Korb. Er aber gieng, dem Schein nach, sehr ungerne mit den Sachen fort. Wäret ihrs nicht, sagte er noch beim Weggehen, denen ich das zu Gefallen thäte, weil ihr mich zur Ruhe gebracht habt, kein Mensch sollte mich dazu kriegen. Nu! so lebt wohl; aber das sag' ich euch: macht ihr den Kasten eher auf, als in der Christnacht, bis ich wieder komme, so sind

wir verloren, und der Geist bricht uns allen die Hälse.

Er gieng fort, und soll noch wiederkommen. Wie lang wurde den Leuten die Zeit, ehe die Christnacht kam! Nur die Frau brummte immer im Hause herum, als ob ihr nichts Gutes bevorstünde. „Hättest dem Kerl die Sachen nicht eher geben sollen, bis wir den Kasten aufgemacht hätten. Schweig! rief der Schäfer, der Schatz ist uns gewiß genug.

Endlich kam der erwünschte Abend. Sie lauerten bis zum Morgen, daß der Mann erscheinen sollte. Er blieb aus. Da machten sie sich über den Kasten her, und brachten wohl einen halben Tag zu, ehe sie das Blech herunter kriegten, und die vielen Nägel ausziehen konnten. Aber was fanden sie da? Nichts, gar nichts, als recht dicht eingestampfte Erde.

Himmel! wie sahen sie sich einander an! Wie kratzten sie sich im Kopfe! Ach! rief die Frau, da habt ihrs nun. Das hab ich wohl gedacht, daß der Kerl ein Spitzbube, nnd ihr Narren wäret. Aber der Frau ihr Wort muß nichts gelten. Meine dreyßig Rthlr. wieder her, schrie der Knecht. Der Schäfer stand, wie vom Schlage gerührt. Da hätte es denn noch bald Schläge gegeben. Der Knecht wollte sein Geld wieder haben. Die Frau brummte den ganzen Tag im Hause herum. Der Schäfer sagte in eins weg: Wenn ich nur den Geist nicht selbst gesehen hätte! „Einen Spitzbuben, einen Betrüger hast du gesehen, und sonst nichts. Hättest du nicht gleich darauf losgehen können? Ich merkte schon Unrath, da du den Hund

nicht mitnehmen solltest. Aber ihr waret klüger als alle.“

Die Sache wurde bekannt, und der Kasten nach dem Amte geholt. Da hat ihn ein gewisser vortrefflicher Prediger selbst gesehen, und auch den Schäfer gesprochen. Er blieb noch immer dabei: er habe den Geist selbst gesehen, wie er sich groß und klein gemacht habe. Dummer Töffel! sagte der Amtmann, kannst du denn das noch nicht begreifen, daß das ein anderer war, der mit dem ersten sich vorgenommen hatte, dich zu betrügen? Mögen die nicht lachen, wenn sie sich in deine Leinwand theilen, und deiner spotten, wenn sie sich vorstellen, wie dir bei deinem Schatze zu Muthe geworden ist!

Ich sollte dich Amtswegen noch obendrein strafen, aber du bist für deine Einfalt genug bestrafft.

Die sieben und siebenzigste Historie.

Liebe und Dankbarkeit eines Sohnes gegen seine Mutter.

Ein berühmter Feldherr war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines berühmten Königs. Ausser den Nachtwachen, die er im Vorzimmer des Königs für sich selbst thun mußte, that er deren noch manche für andere Pagen, und das Geld, welches er dafür bekam, schickte er seiner armen Mutter.

Einst, da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klin-

klingelte er dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedenemal, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page ist. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzen, und einen Brief, bei dem er eingeschlafen, vor ihm liegen. Der König nimmt den Brief, und liest darinnen den vortrefflichen Anfang:

Meine beßte, geliebteste Mutter!

Jetzt ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Beinahe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie gespart und verdient habe, und diese schicke ich Ihnen hiebei. —

Der König, gerührt durch das gute Herz dieses edeldenkenden Jünglings, ließ ihn schlafen, legte ihm seinen Brief wieder hin, gieng in sein Zimmer, holte zwey Rollen mit Dukaten, steckte dem lieben Jünglinge davon in jede Tasche eine, und legte sich wieder zu Bette. Wie erschrack der Page beim Aufwachen, als er in seine Tasche fühlte, und aus dem Gelde, welches er darin fand, merkte, der König habe ihn schlafend gefunden. Sobald er ihn am Morgen sahe, bat er denselben demüthigst, ihm den Fehler, daß er geschlafen, zu verzeihen, und dankte ihm für das Geschenk. Der weise und wohlthätige König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Offizier, und schenkte ihm noch eine Summe Geld, um sich dafür alles, was er zu seiner neuen Stelle brauchte, anzuschaffen.

Die

Die acht und siebenzigste Historie.

Der ewige Jude.

Die Erzählung von dem ewigen Juden ist eben sowohl eine Fabel, als die vom Doktor Faust.

Da manche Leser vielleicht nicht wissen möchten, woher die Sage entstanden ist, und was sie für eine Absicht hat, so sollen sie es jetzt hören. Denn je besser man weis, woher manche Fabel und mancher Aberglaube seinen Ursprung hat; desto weniger wird man ihn annehmen, und sich irre führen lassen.

Die Geschichte wird so erzählt. Als Christus zum Kreuzestode hingeführt sey, habe er vor der Thür eines Schusters zu Jerusalem, der am Thore gewohnt, ausruhen wollen. Der böse Mensch aber habe das nicht leiden wollen, sondern sey mit dem Leisten herausgekommen, und habe den Herrn Christus weggejagt.

Diese Sünde sey nun dadurch gestraft worden, daß Christus gesagt: ich werde bald zur Ruhe kommen; du aber sollst keine Ruhe haben, nicht sterben, sondern bis an den jüngsten Tag in der Welt herumlaufen.

Das sey eingetroffen, und der Jude laufe noch in der Welt herum — habe an keinem Orte Ruhe — äße und tränke nicht — und seine Kleider blieben wie sie wären.

Steht davon nur ein Wort in den Evangelisten? Gereicht es dem Erlöser nicht zur Unehre? So rachgierig war er nicht. Da waren gewiß noch andere, die ihn verspottet, geschmähet und geschla-

gen

gen hatten. Die hätten es allenfalls eher verdient, daß sie in der Welt herumlaufen müßten, als dieser einfältige Schuster.

Aber, werden manche Leute einwenden; man hat doch Nachrichten, daß der ewige Jude in Hamburg, in Lübeck, in Naumburg gewesen sey — sey in die Kirche gegangen, habe die Leute zur Busse ermahnt, und selbst gesagt: er sey der ewige Jude.

Je unwissender die Leute sind, desto leichtgläubiger sind sie auch.

Sehet ihr nicht, Freunde! daß sich ein offenbarer Betrüger dafür ausgegeben hat? Und die einfältigen Leute haben ihm geglaubt. Er hat sie zum Mitleiden zu bewegen gesucht, und ihnen das Geld abgenommen.

Ist erst eine Fabel unter dem Volke; so giebts immer Betrüger, die sich die Einfalt und den Aberglauben der Leute zu Nutze machen, und davon zu profitiren suchen.

Nach der Meinung verständiger Leute ist die Fabel in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens erdacht, aus den so viele abgeschmackte Fabeln gekommen sind, wodurch man dem Volke Achtung gegen die Religion hat beibringeu wollen.

Das Christenthum aber braucht keine Fabeln und Erdichtungen, sich andern anzupreisen. Es hat innere Wahrheit in sich selbst genug.

„**So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede.**“

Die

Die neun und siebenzigste Historie.

Die gute Obrigkeit.

Die Obrigkeit in einer gewissen Stadt sahe ein, daß alle ihre guten Anstalten fruchtlos bleiben würden, wenn der Unterricht in den Schulen nnd überhaupt die ganze Lehrart nicht verbessert würde. Sie beschloß deshalb, nebst andern guten Lehrbüchern auch besonders ein neues Religionsbuch einzuführen, woraus die Jugend den Weg zu ihrer irdischen und ewigen Wohlfahrt, unter der Anweisung verständiger und fleißiger Lehrer noch leichter, gründlicher und mit mehrerer Lust als aus den alten erlernen könnte.

Um diese heilsame Absicht desto geschwinder zu erreichen, ließ sie viele Hundert Stück davon unter die Schulkinder in den Knaben- und Mädchenschulen ohne allen Unterschied unentgeltlich austheilen, und verpflichtet die Lehrer, ihre Untergebenen auf das gewissenhafteste zu unterrichten. Ein grosser Theil der Bürger lobte diese freygebige, des lautesten Beifalls würdige Handlung ihrer Obrigkeit, und freueten sich darüber, daß ihre Kinder in der Religion und in andern nützlichen Dingen nun bessern und gründlichern Unterricht erhielten, als sie selbst in ihrer Jugend erhalten hatten. Gleichwohl aber gab es derer noch viele, die statt des schuldigen Dankes, öffentliche Merkmaale von Unwillen, Widerspenstigkeit und Mißvergnügen über das löbliche Unternehmen ihrer Obern an den Tag legten. Die Obrigkeit aber faßte den festen Entschluß, in dieser guten Sache, sich durchaus nicht stören zu lassen. Sie suchte dabei die übelbelehrten,

ken, von der Anhänglichkeit am Alten, vom Eigendünkel und andern im Finstern schleichenden Feinden aller wahren Aufklärung und Verbesserung eingenommenen Bürger mehr durch Sanftmuth und Uiberzeugung, als durch obrigkeitliche Zwangmittel zu ihren Pflichten zurück zu rufen. Die widerspenstigen Bürger blieben aber gleichwohl nicht unbestraft, denn die mehresten unter ihnen brachten sich durch ihre Widersetzlichkeit gegen offenbar nützliche und gute Anstalten, in benachbarten Städten, wo man sich schon seit vielen Jahren die wohlgemeinten Verfügungen der Obern hatte gefallen lassen, in einen übeln Ruf. Wo sie in eine Stadt kamen, da warf man ihnen vor, und das war noch das Schlimmste, daß alsdann die guten Bürger auch mit darunter leiden mußten.

Wer sich der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung.

Die achtzigste Historie.

Durch den Geiz kömmt manchmal das Geld in ganz andere Hände, als der Geizige denkt.

Es wäre nicht gut, wenn der Geizige mit seinem Gelde und Gut so schalten und walten könnte, wie er wollte. Des lieben Gottes weise Regierung weiß auch die Laster der Menschen zum Beßten anderer zu gebrauchen. Er weiß es so einzurichten, daß auch der Geizige manchmal andere reich machen muß, an die er nicht gedacht hat.

In Paris gieng einmal ein armer Maurergeselle von der Arbeit des Abends nach Hause. Da faßte ihn eine alte Frau an, und sagte: Kommt mit mir da oben auf meine Stube; ihr sollt mir was arbeiten. Sie führte ihn bis in das vierte Stockwerk. Da mußte er ihr ein Loch in die Mauer machen, in welches sie, wie sie vorgab, ein Schränkchen einpassen wollte. Sie bezahlte ihn, und ließ ihn gehen.

Er vergaß die Sache. Nach anderthalb Jahren gieng er ungefähr wieder durch die Strasse. Da fiel es ihm ein. Er sahe in die Höhe, und es hieng ein Zettel heraus: Hier oben ist eine Stube zu vermiethen.

Er ließ sich die Stube zeigen, und es war eben dieselbe, wo er das Loch in die Wand hatte machen müssen; aber es war kein Schrank in der Wand; sondern das Loch war zugemauert und überweißt.

Die arme Frau, hieß es, die sie gehabt hat, ist vor ein Paar Tagen gestorben, und man hat ihr Bette verkaufen müssen, sie zu begraben.

Halt! dachte er, dahinter muß etwas anders stecken, und miethete die Stube. Gleich in der ersten Nacht öffnete er das Loch in der Wand, und was fand er? einen grossen Topf mit Louisd'orn.

Durch den Geiz der alten Frau wurde er in einem Augenblick ein reicher Mann, woran weder sie, noch er, gedacht hatte.

Der Geizige gönnt keinem etwas, und muß es nach seinem Tode oft andern gönnen, die er nicht einmal gekannt hat, selbst auch dazu Gelegenheit geben, daß es in ganz fremde Hände kömmt.

Dazu weiß die Vorsehung Mittel.

Die ein und achtzigste Historie.

Ein Mörder in der Gestalt eines Freundes.

Im Jahre 1785 kam ein Schneider, Namens Walther, in Merseburg wohnhaft, zum Gastwirth Karl in Biendorf, und verlangte eine Nachtherberge. Der Wirth kannte ihn schon, bediente ihn also so gut er konnte, und legte sich ganz sorglos des Abends in eine an die Gaststube stossende Kammer zu Bette. Erst seit einigen Wochen hatte er seine Frau durch den Tod verloren, und sonst war keine einzige Seele im Hause, außer seinem dreyjährigen Kinde, welches bei ihm lag.

Er dachte aber nichtsweniger, als in dem Schneider einen blutgierigen Mörder zu beherbergen, zumal da dieses eine Handthierung ist, welche mehr zur Gelassenheit des Gemüths als zur Abhärtung und Stärkung des Leibes, oder zur Uibung im Balgen und Raufen Gelegenheit giebt. Allein die bekannte Erfahruug, daß Grausamkeit öfter eine Eigenschaft des Schwachen als des Starken sey, wurde auch hier bestätigt. Um Mitternacht kömmt Walther an die Thür der Schlafkammer seines Wirths, und versucht sie zu öffnen. Weil er aber mit dem Schlosse nicht Bescheid weiß, erwacht Karl von dem Geklapper und fragt: Sind Sie da, Herr Walther? Was wollen Sie? Der Bösewicht ist sogleich mit der Antwort fertig: er solle geschwind aufmachen, es wären Diebe im Hause. Der Wirth sagt, es könne nicht seyn, weil sein Hund sich nicht geregt habe. — Aber das treue Thier hatte den

Mann, der seinem Herrn freundlich begegnet war, nicht für gefährlich gehalten, so wie uns Menschen selbst oft die Bosheit in Freundes Gestalt hintergeht. — Auf die wiederholte Versicherung, die Diebe wären auf dem Boden, öffnet nun Karl endlich die Thür, ohne sich erst anzukleiden, und fühlt sich sogleich in Diebes- und Mörder-Händen. Der Schneider wirft ihm eine aus ledernen Riemen gemachte Schlinge so geschwind über den Hals, daß er sich nicht retten kann. Er bittet und flehet und verspricht alles herzugeben, man solle ihm nur seines armen mutterlosen Kindes willen das Leben lassen! Aber der grausame Mörder war taub gegen sein Angstgeschrey, und ließ kein anders Wort von sich hören, als du mußt sterben. Zum Glück brachte Karln, der dazu ein starker Mann ist, gleich Anfangs die linke Hand zwischen die Schlinge, und hielt mit der Rechten den Schneider, der kein tödliches Gewehr hatte, lange von sich ab, bis ihn dieser endlich auf die Erde brachte, und an der Schlinge herum schleppte, daß ihm das Gesicht, die Hände und Kniee blutig gescheuert wurden. Fast wäre es um sein Leben geschehen gewesen, hätte er nicht endlich, durch die Angst gestärkt, die Schlinge selbst abgeworfen. Nun kam die Reihe zu bitten an den Schneider, den seine Schwäche nun eben so muthlos machte, als er vorher grausam gewesen war. Er bat Karln, ihn laufen zu lassen: aber dieser verschloß ihn in die Stube, nachdem er vorher den Schlüssel von der Kammer, wo das Kind lag, abgezogen hatte, und trat vor die Thür, und rief um Hilfe. Zum Beweis, daß die Vorsehung beschlossen habe, dem Bösewicht seinen Lohn geben zu lassen, fuhr eben die gelbe Kutsche vorbei.

Die

Die Passagiere und Postknechte hören also um Hilfe rufen, und eilen, wie es Christen geziemt, der ängstlichen Stimme zu. Der Mörder entwischt nun zwar durchs Fenster: aber Karl setzt ihm nach, holt ihn auf einer Anhöhe ein, und kämpft mit ihm, bis er von den Postknechten Hilfe bekommt. Diese helfen ihn zurück ins Wirthshaus bringen, und bewachen ihn, bis die Dorfwache ankommt. Darauf wurde er in engere Gefangenschaft gebracht, und erhielt auf dem Blutgerüste seinen verdienten Lohn.

Die zwey und achtzigste Historie.

Beispiel des strengsten Gehorsams eines Knaben gegen seine Mutter.

Ohngefähr vor 60 Jahren wurde der Quedlinburgische Flachs in der Gegend von Weinmar bekannt. Eine arme Wittwe in einem gewissen Dorfe hörte ihn rühmen, und faßte sogleich den Vorsatz, ihren einzigen vierzehnjährigen Sohn nach Quedlinburg zu senden, und durch ihn Flachs holen zu lassen, ohne lange zu überlegen: wie weit ist es? kann der Knabe den Weg finden? wird er keinen Schaden nehmen?

Das Dorf liegt wohl von Quedlinburg zehen Meilen. Um diese Entfernung bekümmerte sich die Mutter nicht; sondern denkt nur an den Flachs. Die Wege sind in den Gebirgen die beßten nicht. Kurz, der Sohn, der eine strenge Unterwürfigkeit unter den Willen der Mutter gewohnt war, muß

muß ohne Widerrede fort. Bei Tages Anbruch giebt sie ihm 1 Thaler zum Flachs, und — man denke nur — 2 gl. Zehrgeld — zu einem Wege, den der arme Junge, desselben ganz unkundig, kaum in sechs Tagen zu endigen vermochte! Wie unvernünftig war der Gehorsam, den sie von ihrem Kinde verlangte?

Sie führt ihn hierauf vors Dorf, und giebt ihm mit den Worten den Reisepaß: Da! den Weg gehe! dort über dem Holze liegt Quedlinburg. Der Sohn geht, und nachdem er bald eine Tagereise gemacht, und das Holz hinter sich gelassen hat, erreicht er das Städtchen Wiehe. O! wie freut sich der arme Junge! Er denkt nirgends anders, als in Quedlinburg zu seyn. Wie erstaunt er, als er hört, daß ihm hier niemand sagen kann, ob ein Quedlinburg in der Welt sey. Da er fragt: „Du lieber Gott! bin ich denn noch nicht in Quedlinburg?" so lacht man ihn aus, und sagt: „dummer Schelm! in Wiehe bist du. Nach Quedlinburg hast du noch zwey gute Tage."

Was sollte er machen? Zurückgehen durfte er nicht, aus Furcht vor der Mutter. Er blieb also die Nacht in Wiehe. Der klügste Streich aber, den er machte, war der, daß er sein Reisegeld eintheilte, und 6 Pfennige verzehrte. Morgens darauf setzte er seinen Weg über Sangerhausen und Wipper fort, und verzehrte auf dieser Tagereise wieder sechs Pfennige.

Wie treu und gehorsam war der Sohn auch hierin seiner Mutter? Ein anderer würde gedacht haben: hast du doch noch einen Thaler Flachsgeld. Davon kannst du zehren. Was nicht mehr da ist,

dafür darfst du keinen Flachs kaufen, und kannst sagen: mehr haben sie dir am Flachse nicht geben wollen. Nein! so dachte er nicht. Nun kommt ein Zug in seiner Gesinnung, der ihm Ehre macht, und verdient, daß sein Andenken, — noch in der Erde — erneuert werde.

Um einen Groschen zu seiner Rückreise zu ersparen, schlug er sein Nachtquartier im Holze auf, ohne Furcht, ob Thiere oder Gespenster in der Nacht ihm nachstellen würden. Darüber waren schon zwey volle Tage verstrichen. Am dritten Tage verirrte er sich im Holze. Es begegnete ihm ein Mann, den er nach dem rechten Wege fragt. Dieser fordert vier Groschen, wenn er ihn auf den rechten Weg bringen solle. Um den Knaben dies Geld abzulocken, macht er ihm bange, daß nicht weit von hier Räuber in einem hohlen Wege lägen, denen er allein schwerlich entgehen würde. Allein seine vier Groschen waren ihm lieber, als alles. Um den, von der Mutter ihm anvertrauten Thaler, ganz zu behalten, wagt ers, ob ihm gleich die Haare zu Berge standen, aufs gerADewohl, den Weg allein zu suchen, überwindet alle Furcht, und kömmt gegen Mittag glücklich in Quedlinburg an. Gewiß viel für einen solchen, im Aberglauben und andern Vorurtheilen erzogenen Dorfknaben, der in 14 Jahren nicht weiter, als an die Gränzweiden seines Dorfs gekommen war.

Welche Freude, da es hieß: Dies ist Quedlinburg, und du bist gewiß da! Sein erstes war, nach Flachs zu fragen: Man führte ihn in grosse, mit Flachs angefüllte Gewölbe. Da man aber hört, daß er nicht mehr, als einen Thaler bei sich

 habe,

habe, führt man ihn höhnisch wieder heraus, lacht ihn aus, und spricht: das sey nicht der Mühe werth, den Flachs anzurühren. Er geht weiter und findet einige, die ihm für seinen Thaler Flachs geben wollen, weil er einmal darum einen so weiten Weg gegangen sey. Allein das Bündelchen, das sie ihm geben wollen, ist so klein, daß er sich nicht getrauet, damit seiner Mutter unter die Augen zu kommen. Und nun fängt er erst an, über seinen Zustand nachzudenken, und klagt sein Schicksal mit heißen Thränen. Von Haus so weit entfernt — einen Groschen schon verzehrt — nur noch einen übrig — geht er traurig und schluchzend — durch ein enges Gäßchen. Hier sitzt ein alter Greis mit seiner alten Ehegattinn vor der Thür. Diese fragen ihn: woher er komme? was er suche, und warum er so weine? Der Knabe berichtet es ihnen kurz und gut. Beide Greise, — Gott segne ihre Ruhe im Grabe, und ihre Freude im Himmel! — nehmen ihn mit ins Haus, speisen und tränken ihn, geben ichm Nachtherberge, füllen des andern Morgens seinen Sack mit Flachs, so viel hinein will — die Zwischenräume aber mit Brod, Wurst, und andern Nahrungsmitteln, und geben ihm von seinem Thaler noch zwey Groschen zum Reisegelde zurück.

Die Rückreise macht der Knabe in zwey Tagen. Die Freude beflügelte seine Schritte. Er kam glücklich zur Mutter. Diese hatte ihn schon am zweyten Tage mit grosser Bekümmerniß zurück erwartet, weil ihr der Weg selbst unbekannt gewesen war. Von ihr war es unvernünftig und sorglos, ihr Kind so aufs Gerathewohl fortzuschicken. Desto grösser

war

war ihre Freude, da sie ihn nicht nur gesund, sondern auch so reich beladen, wieder sahe.

In der Folge gieng der Knabe in seinen männlichen Jahren oft wieder nach Quedlinburg, Flachs zu holen, bekam aber die alten Leute nie wieder zu sehen, so sehr ers wünschte — konnte sie auch auf keine Weise ausfragen — nicht um wieder beschenkt zu werden, sondern ihnen nochmals zu danken. **Welcher Gehorsam gegen eine Mutter!**

Die drey und achtzigste Historie.

Ein Helfer in der Noth.

Der Nachtwächter in **Käferthal** bei **Mannheim**, Namens **Kämmerer**, hörte einmal im Winter, da die Kälte sehr heftig war, des Nachts um ein Uhr von weitem eine heulende Menschenstimme. Um zwey Uhr hörte er sie wieder. Da eilte er nach Hause, weckte seinen ältesten Sohn auf, und gieng mit ihm durch den tiefen Schnee der heulenden Stimme nach. Er dachte: **Es ist mein Beruf, Unglück zu verhüten;** und solche Wege mag ein Vater seinen Sohn wohl führen, wenn auch Gefahr dabei wäre. Als sie die Stelle erreichten, wo das Aechzen herkam, fanden sie, daß es der **Jude Lazarus Moysis von Virnheim**, ein 60jähriger Mann war, der sich im Käferthaler-Walde verirrt hatte, und nicht weit vom **Karlstern** im Schnee stecken geblieben war. Sie brachten ihn bis in den Weg. Weil er aber zu schwer zu tragen war, so lief der Sohn ins Dorf, und holte einen

einen Karren. Auf den legten sie den erstarrten Greis, und fuhren ihn heim. Da ließ ihn sein Erretter erst die Füsse in kaltes Wasser setzen; alsdann gab er ihm Thee, und brachte ihn allmählig an die Wärme. Die Mannheimer Judenschaft schickte einen Arzt und Wundarzt hinaus, ihrem Landsmanne zu helfen, und der Nachtwächter von einer eben so wohldenkenden als vornehmen Frau, und von der Mannheimer Regierung beschenkt. Diese Geschichte lehrt: daß man einer klagenden Stimme allezeit nachgehen müsse; nicht, um beschenkt zu werden, sondern um vielleicht das Glück zu haben, einen nothleidenden Menschen zu retten.

Die vier und achtzigste Historie.

Glückliche Folgen einer guten Erziehung. Oder: Beispiele vortrefflicher Eltern.

Dorothea Maria, Herzoginn zu Sachsen, war das Muster einer sorgfältigen treuen Mutter. Sie zeigte es in der Erziehung ihrer Prinzen, der in der Geschichte unter dem Namen Ernst der Fromme berühmt ist. Er war nur vier Jahre alt, als sein Vater Johann der Vierte, Herzog zu Sachsen starb. Aber seine Mutter sorgte mit aller Weisheit und Treue, für seine frühe Bildung zum Guten. Nach ihrem Tode that es sein vortrefflich denkender Bruder, Johann Ernst. Dieser war mit allem Fleiße darauf bedacht, daß er

lau-

lauter geschickte, rechtschaffne und wahrheitliebende Leute in der Jugend um sich hatte. Er wählte ihm daher solche Hofmeister, die ihm nicht eine herrschende Neigung zu rauschenden Vergnügungen und Eitelkeiten einflößten. — Es waren verständige und fromme Männer, die es sich am ersten und meisten angelegen seyn ließen, in ihm einen starken Widerwillen wider alles Böse, hingegen ein frühzeitiges Wohlgefallen an Gott, Religion, Tugend und Wahrheit hervorzubringen. Insbesondere suchte der gelehrte und fromme Barthol Winter ihm frühzeitig einen Abscheu an allem Stolze einzuflössen, und in seiner ganzen Aufführung zur Demuth und Bescheidenheit zu gewöhnen. Geleitet von solchen weisen Führern, wurde Ernst einer der beßten Fürsten, die gelebt haben.

Als Herzog Ernst der Fromme selbst Vater wurde, trug er auch eine weise väterliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder. Wie man für ihn gethan hatte: so wählte er auch für sie, verständige, tugendhafte und tüchtige Lehrer. Seine geistlichen und weltlichen Räthe mußten von Zeit zu Zeit, den Fortgang seiner Prinzen in den Wissenschaften prüfen, und sich mit ihren Lehrern über die beßte Art, ihren Verstand, ihre Gemüths- und Lebensart wohl zu bilden, berathschlagen. Er selbst war auf ihre Erziehung und ganze Aufführung sehr aufmerksam. Jede Gelegenheit nutzte er, wobei er ihnen gute Lehren und Ermahnungen zur Frömmigkeit geben konnte.

Er suchte sie vor aller Unmässigkeit im Essen und Trinken zu bewahren. Er schrieb ihnen Maaß und Ordnung darin vor, und befahl allen seinen

Be-

Bedienten, genau darauf zu sehen, daß diese vorgeschriebenen Regeln nicht überschritten würden.

Er erlaubte ihnen nur unschuldige Vergnügungen, und versagte ihnen Ergötzlichkeiten, wodurch Kinder, leicht Neigungen zu einer üppigen und wilden Lebensart bekommen können. Er strebte darnach, daß sie an der Erkenntniß und Verehrung Gottes, an ihren Büchern, und an dem Unterrichte ihrer Lehrer ihre größte Freude behielten. Damit die Religionswahrheiten, die sie gelernt, einen desto tiefern Eindruck in ihr Gedächtniß und Herz machten: so mußten sie dieselben wieder schriftlich aufsetzen und ihm ihre Aufsätze zeigen.

Wenn seine Prinzen zu reifern Jahren und Einsichten kamen: so mußten sie mit ihm in die Landes-Collegia gehen, und hier als Zuhörer sitzen, um schon frühe zu lernen, wodurch die Frömmigkeit und wahre Wohlfahrt der Menschen befördert wird. Damit sie auch frühe zu nützlichen Geschäften möchten gewöhnt und darinn geübt werden: so gab er einem jeden ein Amt nach seiner Fähigkeit, das sie unter seiner eignen, und seiner erfahrnen Räthe Aufsicht führen mußten.

Seine Prinzessinnen ließ er mit eben solcher Sorgfalt erziehen. Das vornehmste, was er bei ihrer Erziehung zu erreichen suchte, war, daß sie zur Frömmigkeit und Tugend; zu den wohlanständigen Sitten und nützlichen Wissenschaften des weiblichen Geschlechts angeführet wurden. Sie wurden von aller weichlichen und müßigen Lebensart zurückgehalten, damit sie einst gute Gemahlinnen, Mütter und Fürstinnen werden möchten. Sie wurden sehr genau beobachtet, daß in ihnen keine Nei-

gun-

gungen zur Uippigkeit, Eitelkeit, Flatterhaftigkeit und zum unnützen Zeitvertreibe entstünden. Der kluge Fürst kannte die traurigen Folgen einer schlechten Erziehung sehr genau, und sahe daher ernstlich darauf, daß die Liebe zu den Ergötzlichkeiten nicht eine Leidenschaft seiner Töchter würde; und allen denjenigen, unter deren Aufsicht sie stunden, war es von ihm zu einer heiligen Pflicht gemacht, ihr junges Herz vor dieser Leidenschaft — von welcher die Kinderseelen sich am leichtesten verführen lassen — zu verwahren.

Der weise und fromme Herzog Ernst kannte den grossen Segen, der aus der guten Erziehung für einzelne Familie und ganze Länder entspringt, darum war er auch ein eifriger Beförderer derselben, unter seinen Hofleuten und Unterthanen.

Diejenigen unter seiner Dienerschaft, die ihre Kinder am beßten erzogen, waren ihm auch die liebsten. Für die Erziehung der Edelknaben trug er alle Sorgen, wenn er sie an seinen Hof nahm, fragte er sie: ob sie sich dem gelehrten, oder Soldatenstande widmen wollten? Wozu sie nun Lust hatten, dazu ließ er sie auch durch den nöthigen Unterricht vorbereiten. Er machte die Verfügung, daß sie durch ihren Dienst am Hofe nicht in ihrem Studiren gehindert wurden; er gab ihnen die erforderlichen Bücher, unterhielt sie auf der Akademie, und ließ sie auf seine Kosten reisen.

Er schenkte eine grosse Summe, um diejenigen Schulen, welche in dem dreyßigjährigen Krieg waren zerstört worden, wieder aufbauen und in Aufnahme zu bringen. Er erfuhr, daß manche Schullehrer sich zu ernähren, ein Handwerk treiben, und

als

als Taglöhner arbeiten mußten, wobei der Unterricht der Jugend versäumet wurde. Diesen gab er eine Zulage, daß sie ihr schweres Amt mit Freudigkeit verrichten, und keine Arbeiten, die sich für dasselbe nicht schickten, thun dürften.

Er errichtete zwanzig neue Schulen in seinem Lande. Er stiftete Freytische und Stipendien für junge Studirende; — den Kindern und jungen Personen, die in Schulen am fleißigsten waren, und sich am beßten aufführten, schenkte er nützliche Bücher.

Freywillig gab er seinen Bedienten einen grössern jährlichen Gehalt, wenn ihre Familie grösser wurde, und erfuhr, daß sie bei einer ordentlichen Haushaltung, ihre Kinder nicht mehr ernähren und gut erziehen konnten.

Einst hörte er auf einem Spaziergange, daß eine Mutter ihren Kindern ihre begangenen Fehler vorhielt, uud sie ernstlich ermahnte, sich zu bessern.

Er ließ sich erkundigen, wer diese Frau sey? Als er erfuhr, sie sey die Ehefrau eines seiner untern Hofbedienten, so schenkte er demselben hundert Gulden, um damit die Schuld zu bezahlen, die noch auf seinem Hause lag. Er that dieses, um ihn und seine Frau noch mehr zu ermuntern, ihre Kinder zum Guten zu erziehen.

Kleinjogg, ein sehr verständiger, fleißiger und rechtschaffener Bauer in der Schweiz, den die Leser aus dem Noth- und Hülfsbüchlein kennen, hielt die Aufmerksamkeit auf die Erziehung seiner Kinder für das Nothwendigste, welches er zu thun hatte. Er sahe seine Kinder als Geschenke Gottes an, denen er den Weg zur wahren Glückseligkeit zeigen sollte,

sollte, und die über ihn seufzen würden, wenn er sie auf falsche Wege leitete, und durch seine Schuld unglücklich werden ließe. Sein Grundsatz war: sie sorgfältig in Acht zu nehmen, daß keine Irrthümer, böse Gedanken und Lust zum Müssiggange und jugendlichen Ausschweifungen in ihren zarten Gemüthen entstünden. Er ließ sie deswegen niemals aus den Augen; sie mußten ihn so viel möglich, bei allen seinen Arbeiten begleiten, und ihm nach ihren Kräften dabei helfen. Er suchte sie auf diese Weise, an eine stille eingezogene Lebensart zu gewöhnen. Von Gesellschaften, wo sie verdorben werden konnten, hielt er sie zurück. Durch keine andere Mittel, als durch Gehorsam, Fleiß und Tugend, konnte sie seine Liebe gewinnen.

Er sahe bei ihrer Erziehung besonders darauf, sie gegen alle Weichlichkeit, Bequemlichkeit und Leckerbissen gleichgültig zu machen. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit waren aber die Tugenden, die er ihnen über alles lieb und werth zu machen suchte. Eben so gab er sich alle Mühe, daß sie miteinander stets friedfertig und verträglich umgiengen, damit sie auch nach seinem Tode gewohnt wären, in brüderlicher und schwesterlicher Einigkeit zu leben.

Es gehörte mit zu seinen sonntäglichen Beschäftigungen, daß er mit seinen Kindern von den gewöhnlichen, unerlaubten, ausschweifenden Freuden der Jugend sprach. Er zeigte ihnen, wie thöricht und unrecht solche Belustigungen sind, und erzählte ihnen Exempel von jungen Leuten, die dadurch in Armuth und Schande, in Lüderlichkeit, Betrügerey, Schulden und Gewissensangst gerathen, bis sie zum grossen Herzeleid ihrer Eltern und zur Kränkung

kung ihrer Familie, als höchst gottlose Menschen eines kläglichen Todes gestorben.

Wer diesen Beispielen guter Eltern nachahmt, liebe Leser! der kann einst in der Stunde des Todes getrost zu Gott beten: Hier sind sie, o Gott, die du mir gegeben hast! Ich habe derer keinen verloren, die du mir gegeben hast.

Die fünf und achtzigste Historie.

Ein Beispiel von standhafter Erduldung körperlicher Schmerzen.

Der Herr von Kleist stritt in der blutigen Schlacht bei Kunnersdorf, wie ein tapferer Mann für das Vaterland. Er hatte schon zwölf Kontusionen (Quetschungen) von Musketen- und Kartätschenkugeln empfangen. Die beiden ersten Finger der rechten Hand waren verwundet. Nun hielt er den Degen mit der linken Hand, und stritt immer tapfer in der Schlacht fort. Er ward wieder durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, so, daß er den Degen nicht mehr in der linken Hand halten konnte; er faßte ihn also wieder in die verwundete rechte Hand, mit den beiden letzten Fingern und dem Daumen; er drang immer weiter auf die Feinde, ohne an seine Schmerzen und Wunden zu denken. Ein Kartätschschuß zerschmetterte sein rechtes Bein, er fiel vom Pferde, und rief seinen Leuten zu:

Kinder, verlaßt euern König nicht!

In

In Frankfurt an der Oder starb er an seinen Wunden. Aber bei der heftigsten Pein, die ihm dieselben verursachten, blieb er ruhig. Er las, und sprach und starb mit Heiterkeit.

Die sechs und achtzigste Historie.

Von einer listigen Betrügerinn.

Eine listige Landstreicherinn kam in ein böhmisches Dorf bei Schlackenwalde, und sah auf einem Bauerhofe ein schwarzes Huhn mit einem weißen Ringel um den Hals, und einem weißen Kreuz auf dem Rücken. Auf einmal schien sie vor Erstaunen ganz außer sich gesetzt zu seyn, und schrie den Bauer an: „Ach lieber Alter, lieber Alter! verkauft mir das Huhn, oder wenigstens ein Ey davon! Ich geb auch einen Guldeu für das Ey! Ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Fund getrachtet.

Einen Gulden für ein Ey! dacht' er, was mag wohl dahinter stecken? und so hatte die Spitzbübinn den Mann im Sacke. Sie ließ sich lange schmeicheln und bitten, ehe sie das Geheimniß auskramte, daß neben einem solchen Ey aus jedem untergelegten Gulden 100 Gulden ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das, und beredete seine Nachbarn, daß sie alle Gulden im Dorfe, deren 60 waren, znsammen brachten. „Nun fehlts nur noch an einem Menschen, der 9 Tage sitzen und brüten will," sagte das Weib. Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in einer Kammer zurecht

gemacht, die 60 Gulden darauf gelegt, und mit Stroh bedeckt, und das Ey mußte der Brütende, den man ganz in Betten einhüllte, unter die Achsel nehmen. So saß er drey Tage, ließ sichs auf Regiments Unkosten wohl schmecken, und brütete, was er wußte und konnte. Die ganze Gemeine war begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden, wie die Küchlein, picken und heraus kommen würden.

Aber am dritten Tage sprach die Tausendkünstlerinn, es fehlten ihr noch allerhand geweihte Sachen zu dem Kunststück, die sie bei ihrem Vetter, einem Kapuziner, holen müßte: ehe drey Tage vergiengen, wollte sie wieder kommen. Die Leute setzten sich zwar dagegen, weil ihnen bange wurde, der Bruthahn möchte in ihrer Abwesenheit einen Budel machen: sie ließen sich aber doch von ihr überlisten, und sie gieng ihres Weges, nachdem sie vorher das Nest noch einmal in Ordnung gebracht hatte. Als sie nun über den dritten Tag ausblieb, durchsuchte man das Nest, und fand statt der 60 Gulden lauter eckigte Scherben unterlegt, auf denen es sich eben nicht sanft gesessen haben mochte.

Diese Geschichte lehrt, daß **der listige Betrüger gefährlicher als der dumme sey.** Das Weib wird vor Freuden über ihren gelungenen Streich dergleichen mehr machen, bis sie an den Galgen kömmt.

Die

Die sieben und achtzigste Historie.

Durch einige kleine Umstände erhält die Vorsehung das Leben eines Menschen.

In dem Kriege 1779 kam ein preußisches Küraßierregiment bei Dresden zu stehen, und war im Begriff, sein Lager aufzuschlagen. Während der Zeit, daß das Lager aufgeschlagen wurde, saß der Feldprediger des Regiments auf seinem Feldstuhl, und wartete, bis sein Zelt in Ordnung war. Aus Dresden kamen ansehnliche Familien, und wünschten, ein preußisches Lager zu sehen. Unter andern eine wohlgekleidete Frau mit einem kleinen vierjährigen Mädchen. Dieses letztere näherte sich dem Feldprediger, und that sehr vertraulich. Der Mann war ein grosser Kinderfreund, nahm das kleine Mädchen auf den Schooß, und traktirte es mit Kirschen. Dadurch wurde die Mutter bewogen, auch näher zu ihm zu kommen. Freundlich fragte sie ihn, er wäre gewiß auch Vater, weil er mit dem Kinde so zärtlich umzugehen wisse. „Zwar noch nicht; doch sey er ein grosser Kinderfreund.“

Dürfte ich Sie bitten, fuhr sie fort, mir und einigen andern Frauenzimmern die Erlaubniß zu verschaffen, uns in dem preußischen Lager umzusehen.

Da nun dieses Regiment eben zur Bedeckung des grossen Artilleriezuges kommandirt war; so war es diesem Menschenfreunde ein Leichtes, ihr solches zu versprechen. Es geschahe des andern Tages. Der Man. dieser Frau, der eine der ansehnlichsten Bedienungen bekleidete, konnte dem

Feldprediger für die erwiesene Gefälligkeit, nicht genug danken, und erbot sich, in welchem Fall es wäre, ihm wieder zu dienen. Man nahm Abschied.

Da aber das Regiment des andern Tages aufbrechen mußte; so kam dieser Mann, an den der Feldprediger nicht einmal mehr dachte, zurück ins Lager, und wiederholte seinen Dank. Freund! sprach er: Sie haben uns gestern so viele Gefälligkeiten erzeigt. Sagen Sie, womit kann ich wieder dienen? Fehlt Ihnen etwas bei Ihrer Equipage: es sey, was es wolle: ich bin bereit, Ihnen auszuhelfen.

Für mich, antwortete der Menschenfreund, bitte ich nichts; aber für einen elenden Kranken bitte ich, wenn Sie können, um Ihren Beistand. Es ist der Sohn eines großen Generals, der in Dresden an einem hitzigen Fieber liegt, und den ich nun verlassen muß. Ich habe bisher alles gethan, was ich gekonnt habe; aber nun, da wir aufbrechen, fürchte ich: er möchte in unrechte Hände kommen, und es möchten ihm an gehöriger Pflege fehlen. **Wollten Sie sich dieses Kranken annehmen, so würde ichs annehmen, als ob Sie mirs thäten.**

„Wo logirt der Kranke? Verlassen Sie sich auf mich. Reisen sie mit Gott. Es soll ihm an nichts fehlen. Sie sollen erfahren, daß ich nicht undankbar bin, ob wir gleich erst seit ein Paar Tagen mit einander bekannt worden sind.“

Sogleich gieng er, und besuchte den Kranken. Da er ihn aber ohne Verstand, und in schlechten Händen antraf, so nahm er eine große Fürstinn zu Hilfe,

Hilfe, die den Augenblick Anstalt machte, daß der Kranke, in ein anderes Logis, diesem Manne näher, gebracht würde, damit er ihn desto öfter und fleißiger besuchen könne. Zugleich wird der fürstliche Leibarzt beordert, ihn in die Kur zu nehmen. Binnen vierzehn Tagen ist der vortreffliche Sohn eines vortrefflichen Vaters gerettet, und ist von seiner Krankheit völlig genesen. Sicher wäre er gestorben, wäre er nicht in bessere Hände gerathen. Und wie kam er nach den Wink der Vorsehung in diese Hände? Durch das kleine Mädchen, das der Feldprediger mit Kirschen traktirte. Wie klein die Ursach? Wie groß und wichtig die Folge?

Möchten wir doch auf alle solche Fälle aufmerksam seyn, in welchen sich die Vorsehung auf gleiche Art verherrlichet!

Die acht und achtzigste Historie.

Noch ein Beispiel von den schrecklichen Folgen der Lottoseuche.

Eine schon bejahrte Aufwärterinn in Berlin, ein sonst nicht unkluges Weib, aber etwas unordentlich und von heftigen Leidenschaften, war dem Lotospiel so sehr ergeben, daß sie erst alle ihr Hab und Gut zu dem zauberischen Glücksrad hintrug, alsdann viele Schulden machte, ihre brave Tochter, die bei einem Fräulein diente, um alles Geld und alle nur möglichst zu entbehrenden Kleidungsstücke brach-

brachte, und endlich sich an ihres Herrn Geld und Sachen vergriff, auch verschiedenes von den Kaufleuten auf seinen Namen borgte. Alles dieses trug sie in den Glückstopf und hoffte und harrte, daß ein Gewinnst für sie heraus kommen sollte, wovon sie das Versetzte wieder einlösen, ihre Schulden bezahlen, das Gestohlne vergüten und noch genug übrig zu behalten gedachte, um ihre übrigen Tage herrlich und in Freuden zu leben.

Es ist leider! bekannt genug, daß sehr viele Dienstboten durch solche alberne Hoffnungen, die sie sich vom Lottospiel machen, zu Spitzbuben und Hausdieben werden, und statt des Schlaraffenlebens, das sie sich geträumet hatten, ins Zuchthaus und in die Karre kommen: aber noch bei keinem traf wohl das alte Sprichwort, daß Hoffen und Harren manchen zum Narren mache, so augenscheinlich ein, als bei dieser Frau. Als der gehoffte Gewinnst immer nicht kam, und sie ihre Unordnung und verübte Betrügereyen nicht länger verbergen konnte, kam sie so sehr vom Verstande, daß sie an einem frühen Morgen das Küchenmesser nahm, und sich vier starke Wunden damit beibrachte. Man fand sie im Blute liegen, verband sie, und erhielt ihr das Leben noch über eine Woche. Während dieser Zeit kam sie zur Erkenntniß, gestand manche von ihr begangene Untreue, verfluchte das Lotto, und starb als ein Opfer der albernen Begierde, ohne Mühe reich werden zu wollen.

Die

Die neun und achtzigste Historie.

Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt.

Des Richters Georgs Kinder wuchsen nun immer mehr heran. Der älteste Sohn, welcher wie sein Vater, ebenfalls Georg hieß, ward ein grosser, hübscher und ansehnlicher Pursche. Als er zwanzig Jahr alt war, übergab ihm der Vater den einen zugekauften Hof, doch so, daß der Sohn noch einige Jahre dem Vater von allem Rechnung ablegen mußte, und daß der alte Vater immer ab- und zugieng. Auch richtete er ihm seine Wirthschaft recht ordentlich ein; und es ward ein eben so braver, guter, verständiger und nützlicher Ackermann aus ihm, wie sein Vater war. Er verheyrathete sich nach etlichen Jahren mit Martins Tochter, Hannchen, einem recht hübschen, tugendsamen und wohlerzogenen Mädchen, und sie lebten beide in der vergnügtesten und zufriedensten Ehe. Auch Peter, Christian und Gottlieb waren brave Pursche, die ihren Eltern alle Freude machten; so wie die Töchter Röschen, Miekchen und Hannchen ebenfalls recht hübsche, freundliche, fleißige und gute Kinder waren.

Röschen, als die älteste, war besonders ein hübsches Mädchen. Sie war kaum 16 Jahre alt, als sich schon viele wohlhabende Bauerssöhne um sie bewarben. Aber immer schwebte Georgen die häßliche Geschichte mit Gretchen, die nebst ihrem Manne eine sehr lüderliche Wirthschaft führte, noch in Gedanken. Doch, da er sichs bewußt war, wie gut er Röschen erzohen hatte: so setzte er sich über diese Bedenklichkeit hinweg. Da kam denn

 der

junge Wilhelm, und hielt um das Mädchen an. Allein, anfangs wollten die Eltern doch nicht hören. Endlich bat Wilhelms Vater, selbst für seinen Sohn bei Georgen und Marien; und da überlegten es denn die Eltern mit einander und mit ihrer Tochter. Weil der alte Ernst, Wilhelms Vater ein sehr guter und verständiger Mann war, so meinte Georg, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle. Ein artiges Gut mit fünf Hufen hatte Wilhelm auch; überdem war er ein tugendhafter und arbeitsamer junger Mensch. Georg kannte ihn von Jugend auf, und keiner konnte sich entsinnen, jemals etwas Unrechtes oder Unanständiges von ihm gehört oder gesehen zu haben. Auch war derselbe Röschen sehr gut, und Röschen mochte ihn wieder gern leiden. Sie waren beide, als Nachbarskinder, mit einander aufgewachsen, hatten mit einander gespielt, und waren zusammen in die Schule gegangen.

Wilhelm also bekam Röschen; und da richtete Georg eine Hochzeit aus, wie er sie nach seinem Sinn gern hatte. Es war alles genug, aber nichts zum größten Uiberfluß da. Was soll der Unrath? sagten die verständigen Eltern. Die Paar hundert Thaler wollen wir lieber unsern Kindern zu ihrem Anfange, der doch immer, wie aller Anfang, schwer ist, baar in die Hände geben. Also, bei einem sehr mässigen und frohen Gastmahle, bei Musik und Tanz wurde die Hochzeit gefeyert; und es gieng alles so hübsch und ordentlich dabei her, daß sich alle Gäste freueten, und sich ungemein wohl dabei befanden. Auch gieng mit dieser Verheyrathung alles erwünscht und gut, und es war eine sehr

fried-

friedliche und glückliche Ehe; weil beide Ehegatten gute Leute und von ihren Eltern sehr wohl erzogen waren. Wohl dem, sagten Georg und Marie da oft, der Freude an seinen Kindern erlebt! Und die Freude könnten ja alle Eltern so leicht haben, wenn sie ihre Kinder auch so wohl erzögen.

Es war in dieser Gemeinde gewöhnlich, daß, wenn sich zwey junge Leute verheyratheten, jeder einen schönen Borstorfer-Apfelbaum, oder eine Linde vor dem Dorfe pflanzen mußte.

Dies thaten denn auch Wilhelm und Röschen; und mit der Zeit ward dadurch das Dorf ein überaus anmuthiger Ort, wie wenn es ein schöner Garten wäre. Es entstunden aus dieser Anpflanzung ordentliche schöne Alleen oder Gänge von Bäumen, und da wars denn immer den Eheleuten so etwas Anmuthiges und eine sehr angenehme Erinnerung, wenn sie ihre Bäume besuchten und sahen, wie sie so schön heranwuchsen. Dabei erinnerten sie sich denn ihrer jugendlichen reinen Liebe, und kamen denn immer recht froh nach Hause. Auch machte es ihnen eine rechte Freude, wenn sie ihren Kindern diese Bäume zeigen konnten!

Georg gieng seinem Schwiegersohn immer mit Rath und That treulich an die Hand, und da dieser seinem guten Schwiegervater folgte, und es mit seiner Wirthschaft auch so machte, wie der, und so schöne Futterkräuter anlegte; so kam er auch in kurzer Zeit sehr vorwärts, und lebte sehr vergnügt. Auch bekam dies Ehepaar Kinder, die so gut und in allen Stücken ihnen so ähnlich wurden, wie sie selbst ihren Eltern waren; denn sie erzogen sie nun

eben so gut, wie ihre Eltern sie erzogen hatten. Wenn alle Eltern ihre Kinder eben so erziehen, so wird es bald recht viele verständige, gute, und vergnügte Leute geben, und dann wird es sich recht froh und glücklich in der Welt leben lassen.

Die neunzigste Historie.

Ein treuer Bräutigam und eine edelmüthige Braut.

Ein Kaufmann in Hamburg hatte im Jahr 1785 das Unglück, banquerutt zu werden. Einige Tage vorher, ehe die Sache bekannt wurde, bewarb sich ein wohlhabender Freyer um seine Tochter. Dieses Frauenzimmer dachte, wie der Menschenfreund wünscht, daß die Mädchen alle denken möchten, und wieß den Freyer ab. „Sie glauben in mir, sagte sie, die Tochter eines bemittelten Mannes zu finden: ich muß ihnen aber sagen, daß ich vielleicht in einigen Tagen ärmer seyn werde, als die Bettlerinn auf der Strasse: und ich möchte Sie nicht hintergehen.“ Der Freyer erklärte feyerlichst: er verlange ihre Person, nicht ihr Vermögen. Aber das edle Mädchen verwies ihn zur Geduld, bis das Unglück ihrer Familie völlig ausbräche. Würde ihn alsdann sein Vorsatz nicht gereuen, so würde sie ihm gerne die Hand geben; bis dahin wolle sie ihn zu nichts verbinden.

Ihre Mutter war bei diesem rührenden Auftritte zugegen und weinte. Zu dieser sagte die Tochter

ter: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter, ich will meinen Putz ablegen, und meine Hände sind gesund und stark genug, Sie und mich zu ernähren.“ Doch dem edlen Freyer gereute sein Vorsatz nicht. Er vereinigte sich mit dem musterhaften Mädchen durch die heiligsten Bande, und ist glücklich, weil ihm Gott ein solches Weib gab.

Die ein und neunzigste Historie.

Reichthum macht nicht allemal glücklich.

Eine Wittwe konnte ihr ganzes Leben hindurch froh und zufrieden leben, denn sie litt keine Noth. Sie hatte ein schuldenfreyes Häuschen, im Winter ein warmes Stübchen und ein Bette — und vor dem Hunger schützte sie ihr Spinnrad.

Aber ihre Ruhe und Zufriedenheit verschwand nur gar zu bald. Sie hatte einen Bruder, der starb und hinterließ ihr ein grosses Vermögen, welches er sich durch unermüdeten Fleiß und durch Sparsamkeit erworben hatte. Diese Erbschaft machte, daß sie nicht mehr wußte, was sie that. Ihr kleines Häuschen gefiel ihr nicht mehr, das Hausgeräthe war ihr zu schlecht, und das Spinnrad länger in der Stube zu haben, hielt sie für schimpflich. Alles wurde verkauft, und bessere Sachen kamen an die Stelle der vorigen. Die Leute, mit denen sie sich sonst stundenlang unterhalten hatte, würdigte sie jetzt kaum des Ansehens. Schmeichler, die sie als die glücklichste und reichste Frau in der ganzen Stadt prie-

priesen, hielt sie nun für ihre Freunde, und ließ keinen derselben ohne reichliche Geschenke von sich gehen. Ihre Mägde hatten bei ihr gute Tage, und kauften alles theurer als andere. — In allen Gesellschaften war sie die erste und glänzendste. Ja sie ließ sich sogar mit in Spiel ein, und machte sich eine Ehre daraus, viel verspielt zu haben. Ein junger Mensch, der sich durch die Spielsucht in die größte Dürftigkeit versetzt hatte, suchte sich an ihren Schätzen wieder zu erholen. Er bat um ihre Hand, und weil er vornehm war, weigerte sie sich auch nicht, sie ihm zu geben, in der Hoffnung, nun noch mehr als vorher glänzen zu können. Das war aber der geradeste Weg, wieder arm zu werden, wie es auch geschah.

In wenig Jahren hörte man schon sagen, es sey aus mit ihnen, sie könnten nicht mehr bezahlen. Der Mann verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich durch sein starkes Weintrinken und durch andere grosse Ausschweifungen in seiner Jugend zugezogen hatte, und starb. Nun kamen von allen Seiten Schuldleute und verlangten ihre vorgestreckten Gelder. Das Haus, und alles was noch da war, wurde von den Gerichten verkauft, und blieb nicht so viel übrig, daß die Frau ihre Kleider behielt. Nun gieng sie wieder zu den Leuten, die ihr friedliches Häuschen gekauft hatten, und bat, sie möchten ihr doch um Gotteswillen ein Plätzchen darinne geben. Da spann sie nun wieder, nur nicht mit dem frohen und zufriedenen Herzen, wie ehemals.

Die

Die zwey und neunzigste Historie.

Es ist höchst ungerecht, den Nächsten zu verläumden.

In der Nachbarschaft von Lüneburg wurden einem Knechte 50 Rthlr. gestohlen. Es war sein sauer verdienter uud mühsam zusammen gesparter Lohn: und Jedermann bedauerte den armen Menschen so sehr, als der unbarmherzige Dieb, der ihn bestohlen hatte, verabscheuet wurde. Aber anstatt dieses Unglück christlich zu ertragen, und dem boshaften Thäter durch kluge Nachforschung auf die Spur zu gehen, begab sich der Knecht zu einer sogenannten Nachweiserinn, (weisen Frau) um ihn zu erfahren. Diese gab ihm nicht gleich auf der Stelle Bescheid: sondern vertröstete ihn bis auf eine bestimmte Zeit, da er wieder zu ihr kommen sollte. Unterdessen zog sie die nöthigen Erkundigungen ein, was für Personen am öftersten in den Stall zu kommen pflegten, wo der Diebstahl geschehen war. Als nun der Knecht wieder kam, so nannte sie den Dieb nicht beim Namen: sondern sie beschrieb denselben nach seiner ganzen Gestalt und Kleidung so, daß es niemand anders seyn konnte, als der Sattler, der auf dem Hof arbeitete, und so oft im Stalle zu thun hatte. Dieser, ein ehrlicher braver Mann, war gewiß so unschuldig an dem Diebstahl, als die Sonne, und der Knecht selbst wäre nimmermehr auf ihn gefallen: aber er glaubte nun der Lügenprophetin mehr, als sich selbst, und gab es dem Sattler auf den Kopf schuld. In kurzem breitete sich das Gerücht, daß er der Dieb

seyn,

sey, in der Gegend aus, und der Mann litt dadurch sowohl in seiner Handthierung, als an seinem ehrlichen Namen. Er verklagte die Verläumder bei der Obrigkeit, und sie wurden bestraft: aber der Pöbel glaubte darum nicht minder an die Aussage der betrügerischen Hexe, und begieng die grausamste Ungerechtigkeit gegen einen ehrlichen Mann.

Das gute Gerücht (der gute Ruf) ist köstlicher denn Reichthum, und Gunst besser als Silber und Gold.

Die drey und neunzigste Historie.

Bete und arbeite.

Diesen vortrefflichen Spruch hatte Meister Siegfried in seinem Hause an alle Thüren mit grossen Buchstaben anschreiben lassen. Des Morgens versammelte er sich mit seiner Frau und Kindern, sprach ein Gebet aus dem Herzen laut zu Gott, sang mit ihnen ein Parr Verse aus einem schönen Liede, und dann wurde ein jedes an sein Geschäfte gewiesen. In seinem Hause arbeitete alles so ämsig, wie die fleißigen Bienen. Zu rechter Zeit gieng es zu Tische, und gemeiniglich wurde durch ein heiteres und fröhliches Gespräch die Mahlzeit noch schmackhafter gemacht.

Kinder, sagte manchmal der Vater, **vergeßt nur den lieben Gott nicht, da wird er euch auch nicht vergessen. Ohne Gottes Segen kömmt der Mensch nicht in der Welt fort.** Aber freylich

lich muß man auch die Hände nicht in den Schooß legen, sondern man muß die Kräfte, die uns Gott gegeben hat, gebrauchen. Nun wurde noch ein Stündchen ausgeruht und geplaudert, dann gieng ein jedes wieder an seine Arbeit.

Der Abend wurde wieder mit Gesang und Gebet beschlossen. Wenn eins seiner Kinder einen Fehler gemacht hatte, so bat er es, ihn doch ja nicht wieder zu begehen, weil es sich sonst unglücklich mache. Zugleich erinnerte er es, den lieben Gott um Vergebung des Fehlers zu bitten, damit es ruhig schlafen könne.

Des Sonntags besuchte er den Gottesdienst mit allen seinen Kindern. Nach beiden Kirchen führte er sie aufs Feld, wenn das Wetter nur etwas erleidlich war, unterhielt sich mit ihnen von der Predigt und andern Sachen, je nachdem das Gespräch darauf kam. Da gieng bei Meister Siegfrieden alles gut. Seine Arbeit segnete der liebe Gott, und er wurde immer wohlhabender.

Das merkte denn nun sein Nachbar Meister Fritsch. Herr Nachbar, sagte dieser einmal zu ihm: ich sehe, daß ihm alles gelingt, was er anfängt: Er hat ein gut Auskommen, seine Kinder sind brav, reinlich und ordentlich gekleidet, und doch kauft er sich noch manches Aeckerchen. Säge er mir nur, wie er es macht? Bei mir will es gar nicht flecken.

Da nahm ihn Meister Siegfried bei der Hand, und wies ihm an allen Thüren seinen Denkspruch. Gut! dachte Meister Fritsch, das sollst du nicht umsonst gesehen haben. Du mußt brav beten, dann wird dir es auch so wohl gehen. Nun gelobte

lobte er, keine Kirche, keine Betstunde zu versäumen, alle Tage viermal zu beten, und nichts ohne Gebet anzufangen. Das that er auch. Er sang des Morgens drey Lieder' las viele Gebete aus einem Buche her, sie mochten auf seinen Zustand passen oder nicht. Sobald der letzte Schlag der Glocken klang, saß er in der Kirche. Und doch wollte es mit ihm nicht vorwärts gehen. Er mußte sich immer mit Kummer und Angst ernähren, und in seinem Hause war immer die liebe Noth.

Herr Nachbar, sprach er zu Meister Siegfrieden, ich habe seinen Wahlspruch befolgt, aber ich sehe keinen Nutzen davon. Herr! antwortete dieser, das ist nicht wahr. Wer den befolgt, dem muß es auch wohlgehen. Nun sage er mir doch, wie er seine Tage zubringt.

Da erzählte ihm dann Meister Fritsch, wie vielmal er des Tages bete. Das glaube ich, erwiederte er, wenn er es so macht, da kann es ihm freylich nicht gelingen. Es steht ja auch dabei: arbeiten. Sehe er Meister! da der liebe Gott den ersten Menschen gemacht hatte, setzte er ihn in einen Garten, daß er ihn bauen sollte, und da mußte er ja auch arbeiten. Der liebe Gott will also haben, daß wir in der Welt thätig seyn sollen, und wenn wir das thun, so giebt er auch seinen Segen dazu.

Nun erzählte er seine ganze Einrichtung. Meister Fritsch, dem es ein Ernst war, glücklich zu werden, sahe ein, daß er zwar fleißig gebetet, aber nicht fleißig gearbeitet hatte. Er nahm sich nun seinen Nachbar zum Muster, und befand sich bei dieser Lebensart recht wohl.

Die

Die vier und neunzigste Historie.

Was für traurige Folgen daraus entstehen, wenn Eltern ihre Kinder ungestraft lügen lassen.

Meister Stephan begieng den großen Fehler, daß er seinen Sohn sehr oft anhielt, eine Lüge zu sagen und ihn daher schon frühzeitig zu diesem häßlichen Laster gewöhnte.

Merkte er, daß jemand ihn besuchen würde, der ihm nicht gelegen war, so stellte er ihn in die Thür, und sagte: Du! wenn der oder der kommt, und fragt, ob dein Vater zu Hause wäre? so sprich: Vater nicht zu Hause. Vater ist über Feld gegangen.

Kam etwa eine arme Frau oder Kind, das etwas Brod verlangte, so sagte Meister Stephan zu seinem Söhnchen: geh hin: sprich wir hätten heute selbst kein Brod, wir säuerten diesen Abend erst.

Das Söhnchen gieng nicht gerne in die Schule. Wenn es fort sollte, so klagte es bald über Bauchweh, bald über Kopfschmerzen. Und der Vater sahe gleich ein, daß es unbillig sey, einem so kranken Würmchen zuzumuthen, in die Schule zu gehen. Kam nun der andere Tag, so fürchtete es sich noch mehr, die Schule zu besuchen. Ich gehe nicht in die Schule, hieß es, ach ich gehe nicht in die Schule, ich kriege Schläge, weil ich gestern nicht darinnen gewesen bin. Aber Meister Stephan wußte bald Rath zu schaffen. Närrchen! sagte er, du kannst ja nur sprechen, du hättest gestern eine Purganz eingenommen gehabt, oder hättest für

mich ein Paar Wege gehen müssen. Die Schulmeister müssen es ja wohl glauben.

Die Frau Stephan war etwas genau, und wendete einen Pfennig zehenmal um, ehe sie ihn ausgab. Wenn denn das Söhnchen sie bat: Mutten! gieb mir einen Pfenning, ich will mir eine Semmel kaufen. Oder wenn er sie um einen Dreyer zu Kirschen oder Erdbeeren ansprach, so bekam er gemeiniglich die Abfertigung: Ob so ein Junge, wie du bist, von allen Sachen hat, oder nicht. Deswegen aß aber doch Stephan alle Tage Kirschen, oder Erdbeere, oder was sonsten die Jahreszeit mit sich brachte. Sein Vater steckte ihm einen Dreyer nach dem andern zu, gab ihm aber allemal die väterliche, wohlmeinende Erinnerung: da hast du einen Dreyer! Geh hin, kaufe dir etwas: laß es aber deiner Mutter nicht sehen! Und wenn sie etwas sieht, so sprich, dein Pathe hätte dir das Geld gegeben.

Der junge Stephan machte in kurzer Zeit im Lügen einen ungemeinen Fortgang. Er war im Stande, ganze Geschichten, von denen kein Wort wahr war, zu erzählen, ohne roth zu werden. Da lachte nun der Alte, daß ihm der Bauch schütterte, und sagte: das ist ein durchtriebener Vogel, der hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Aber freylich machte er, da er größer wurde, auch manches Stückchen, das seinem Vater nicht gefiel.

Des Sonntags früh gieng er gemeiniglich in ein Brandeweinshaus, und sagte, bei seiner Zurückkunft, er wäre in der Kirche gewesen. Und wenn ihn sein Vater fragte, was er aus der Predigt gemerkt hätte, so wußte er ihm so vieles zu erzählen,

daß

daß es dem Vater gar nicht einfiel, in ihn ein Mißtrauen zu setzen.

Die Woche hindurch lief er halbe Tage lang von der Arbeit, mit dem Vorwande, er sollte zum Pathen, zur Base oder Großmutter kommen, und gieng in die lüderlichsten Häuse, wo er einen Gulden nach dem andern sitzen ließ.

Der Vater vermißte nach und nach Geld, Wäsche und Handwerkszeug. Es gieng ihm im Kopfe herum. Ich muß, sagte er einmal bei Tische, einen Spitzbuben im Hause haben, das kann nicht anders seyn. Den muß ich heraus kriegen, es koste was es wolle. Der junge Stephan wurde weder blaß noch roth. Er führte den Vater auf die Seite und zischte ihm in das Ohr: Wollt ihr wissen, wer euer Dieb ist? das ist der Geselle. Der läßt in allen Wirthshäusern so viel aufgehen, daß die ganze Stadt davon spricht. Nicht wahr, es ist euch ein Rößchengülden weggekommen? wirklich: nun seht, den hat er am verwichenen Sonntage im Gasthofe auf das Spiel gesetzt.

Natürlich mußte dies Meister Stephan ärgern. Er lief wüthend auf den Gesellen los, schalt ihn einen Dieb, einen Spitzbuben. —

I was wär ich? sagte der Geselle. Der Spitzbube soll euch theuer zu stehen kommen.

Er lief auf das Rathhaus, verklagte seinen Meister, und brachte es dahin, daß ihm dieser Abbitte und Ehrenerklärung thun, und noch überdies etliche Gulden Strafe erlegen mußte.

Wie es nun zu gehen pflegt: **Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.** Meister Stephan kam nach und nach hinter alle Schelme-

reyen seines Sohnes. Er schmälte, er prügelte, er drohte mit dem Zuchthause. Das half aber alles nichts. Meister Stephan wurde nach und nach zum armen Manne. Da er zuvor etlichen Meistern Arbeit gegeben hatte, so kam es mit ihm endlich so weit, daß er selbst als Geselle bei andern arbeiten mußte. Da soll er nun oft gegen seine Mitarbeiter geklagt haben: Ich armer Mann! In alle das Unglück hat mich mein Junge, der Bösewicht gestürzet. Kein wahr Wort geht aus seinem Maule. Er lügt, wie ein Vogel in der Luft fliegt. Wenn ich nur wissen sollte, wo er das verdammte Lügen gelernt hätte?

Die fünf und neunzigste Historie.

Wie leicht es ist, sich durch Unvorsichtigkeit um seine Gesundheit zu bringen, und was dieses für traurige Folgen hat.

Ein Mann war 6 Jahre lang krank. Er hatte eine Frau und 5 Kinder, die noch sehr jung waren. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend; denn er war ein angesehener Kaufmann, der grosse Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, hatte er überall Kredit, und alle seine Unternehmungen giengen recht glücklich von statten. Allein, sobald er krank wurde, gieng alles rückwärts. Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte. Der war nun zum Unglück ein böser Mensch: er versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn überdies, und betrog auch andere unter dem Namen seines Herrn. Diesen Bösewicht ist es auch in seinem Leben nicht wohl gegangen: denn kein Mensch wollte etwas mit ihm zu thun haben, weil man wußte, daß er seinen Herrn betrogen und bestohlen hatte.

Der Kaufmann wurde also in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen, und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen seines Buchhalters eher gemerkt, oder hätte seine Frau, während seiner Krankheit, ein wachsameres Auge auf alles im Hause gehabt,

so würde es so weit nicht mit ihm gekommen seyn. Aber zum Unglück traute er dem Menschen zuviel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben; und seine Frau war auch zu nachlässig. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein Möglichstes, um ihn zu retten! aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte, mußte er endlich sterben.

Und wißt ihr, was ihm diese Krankheit zugezogen hatte?

Er hatte einmal auf der Hochzeit eines seiner Freunde sich recht heiß getanzt, und da ihm die Hitze beschwerlich fiel, so begieng er die Unvorsichtigkeit, sich bis aufs Hemde aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten, und ein Glas voll kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche unheilbar ist.

Da er sonst ein guter Mann war, so würde er sein Unglück mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schrecklich gewesen seyn; aber weil er wußte, daß er alles sein Leiden sich durch seine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, so war er untröstbar darüber. Er fiel auf seinem Todtenbette fast immer in eine Art von Raserey, so oft er daran dachte, daß er nun seiner Unvorsichtigkeit wegen, vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, in einer so grossen Armuth hinterlassen mußte, daß sie kaum ihre Leiber bedecken konnten.

Er hatte während seiner Krankheit das Unglück, eins seiner Kinder zu verlieren. Es war nämlich der heißhungerige Fritz, dem seine gar zu grosse

Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gewelktes (gebackenes) Obst und Klösse, so heiß, und in solcher Menge hinunter geschluckt, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Es war ein Jammer anzusehen, wie der unglückliche Junge sich winden und krümmen mußte, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litte nicht wenig dabei, wie er das aus seinem Bette mit ansehen mußte.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schicksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Sie war nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen, und das kam daher, weil sie bei der Krankheit ihres Mannes des Nachts nicht immer ihre Ruhe und bei Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konnte, so gerieth sie auf den thörichten Einfall, den Mangel an beiden durch hitzige Getränke ersetzen zu wollen. Anfangs nahm sie freylich nur ein weniges zu sich: Aber, wie es immer zu geschehen pflegt, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konnte, ohne berauscht zu seyn.

Dies trug nicht wenig zum Verderben der ganzem Familie bei. Die armen Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konnte nun machen was er wollte, weil ihm niemand mehr auf die Finger sah, und der unglückliche Vater grämte sich vollends darüber zu Tode. Endlich mußte sie selbst für ihr Vergehen büssen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich sterben mußte. Wer bei ihrem Tode zugegen war, und die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes und das

Winseln der armen unglücklichen Kinder sahe und hörte, wurde bis zu Thränen des Mitleids gerührt.

Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende.

Ihr seht daraus: Welch grosses Elend daraus entstehen kann, wenn man seine Gesundheit nicht so viel als möglich, in Acht zu nehmen sucht!

Die sechs und neunzigste Historie.

Ein Beispiel kindlicher Liebe.

In einer königlichen Residenzstadt lebte einst ein verehrungswürdiger Staatsmann. Er war von niedriger Herkunft, von armen und ehrlichen Eltern geboren, allein er ward seiner Gelehrsamkeit und grossen Geschicklichkeit wegen, von seinem Könige zu einem seiner vornehmsten Minister erhoben. Doch so erhaben und vornehm jetzt sein Stand war, so blieb er doch weit entfernt von dem Stolze, den sehr oft diejenigen sehen lassen, die aus einem geringen Stande zu vornehmen Leuten gemacht werden. Er vergaß nie seine niedrige Herkunft, und schämte sich weder der Armuth seiner Eltern, noch seiner geringen Anverwandten. Es war ihm immer ein Vergnügen, daß sie ihn besuchten; sehr oft bat er sie zu sich; und wenn er wußte, daß sie zu ihm kommen wollten, gieng er ihnen die Treppe hinunter, bis an die äußerste Thüre

sei-

seines Hauses entgegen, und umarmte sie freundschaftlich.

Einst hatte er ein Gastmahl angestellt, und eine große Gesellschaft vornehmer Leute zu demselbigen eingeladen. Da sie eben mit einander an der Tafel waren, meldete ihm ein Bedienter, daß sein alter Vater im Vorzimmer sey und ihn zu sprechen verlange. Gleich eilte er von der Tafel weg und ins Vorzimmer.

Da fand er nun auch seinen alten Vater. Er bezeigte demselben sein großes Vergnügen über seinen unverhoften Besuch. Er umarmte ihn aufs zärtlichste, nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit großer Freude ins Speisezimmer. Er wies ihm die oberste Stelle bei der Tafel an, bat die Vornehmeren deswegen um Verzeihung und sagte ihnen:

Dies ist mein Vater! vergönnen Sie ihm die Freude und Ehre hier zu sitzen! Er ist ein alter rechtschaffener Mann, der diesen Platz verdient!

Dieser edelgesinnte Mann hatte gerade ein solches frommes, dankbares uud kindliches Herz gegen seinen Vater, wie Joseph gegen Jakob bewies, als dieser zu ihm nach Egypten kam.

Die

Die sieben und neunzigste Historie.

Die Frau Herrmanninn hat ein erbauliches Ende, und hinterließ ein schönes Lob.

Sophie Herrmanns Frau, hatte sich einstmals erkältet und mußte deswegen im Bette bleiben. Ihr lieber Mann betrübte sich sehr darüber; er beruhigte sich aber damit, was ihm der Herr Pfarrer gesagt hatte. Wenn er aufmerksam seyn wollte, so würde er gewiß erfahren, daß diese Krankheit zu etwas gut gewesen sey. Denn alles, was der gute Gott uns zuschicke, wäre gut, wenn es auch noch so bitter wäre.

Den folgenden Tag, da er zu ihrem Bette kam, fand er sie weit schlechter, als er geglaubt hatte. Ihr Puls schlug nicht ordentlich; sie klagte über Kopfschmerzen und heftigen Durst. Hätte Herrmann nicht noch den Trost bei sich gehabt, daß Alles gut sey, was der liebe Gott zuschicke, so würde dieser Anblick ihn ganz niedergeschlagen haben; so aber faßte er sich und dachte: Guter Gott! mein liebes Weib ist in deiner Gewalt. Was du beschlossen hast, das wird geschehen, und etwas Böses beschließest du gewiß nicht über mich.

Er ließ darauf einen Arzt herbei rufen, der ihm gar keinen guten Trost gab. Denn bei dem Weggehen sagte er: lieber Herrmann! sehen Sie die Krankheit Ihrer lieben Frau ja nicht für zu leicht an; wir werden einen schweren Stand bekommen. Herrmann hatte bei Anhörung dieser Worte alle seine Standhaftigkeit nöthig. Denn er hatte seine

Frau

Frau unaussprechlich lieb und jeden Schmerz, den sie hatte, fühlte er so sehr, als wenn er ihn an sich selbst hätte.

Die folgende Nacht war eine freckliche Nacht. Die Kranke that kein Auge zu. Sie wimmerte und winselte, und der Schmerz wurde bisweilen so heftig, daß sie den Verstand verlor und aus dem Bette springen wollte. Herrmann kam nicht von ihrem Bette, und wandte alle seine Beredsamkeit an, sie zu beruhigen. Des Morgens ließ die Krankheit etwas nach, sie fühlte sich aber ganz kraftlos. Die beiden folgenden Nächte war ihr Zustand eben so elend, und die Tage über war sie so matt, daß sie fast kein Wort sprechen konnte.

Den vierten Tag, da der Arzt sie besuchte, sagte sie mit bebender Stimme: lieber Herr Doktor, eine Bitte habe ich an Sie: sagen Sie mir frey heraus, glauben Sie, daß ich sterben werde? Ich fürchte den Tod nicht. Der Doktor schwieg und zuckte die Achsel. Also meinen Sie, daß ich sterben werde? sagte sie: Gut, ich bin bereit. Dein Wille mein Gott geschehe! Sie winkte darauf dem Arzte, daß er sie verlassen möchte, und verordnete, daß ihr Mann und ihre Kinder kommen sollten.

Sie kamen mit thränenden Augen, schluchzend, und verbargen ihre Gesichter unter die Schnupftücher. Weinet nicht meine Lieben! sagte Sophie, und störet mich jetzo nicht in meiner Andacht.

Darauf sammelte sie alle ihre Kräfte, faltete ihre Hände und redete Gott an: „Guter Gott! mein Vater! ich danke dir für alles Gute, das du

mir

mit in diesem Leben erzeiget, für jedes Vergnügen, das du mir geschenket, für jede Züchtigung, die du mir zugeschicket hast. Jetzo rufst du mich zu dir: hier bin ich, mein Vater — im Vertrauen auf deine Liebe gehe ich zu dir — sey mir gnädig, Vater — sey meines Mannes und meiner lieben Kinder Vater."

Sie mußte abbrechen, weil das Weinen ihres Mannes und ihrer Kinder so laut wurde, daß man ihre schwache Stimme nicht mehr hörte.

Bald aber schöpfte sie neue Kräfte, wandte sich an ihren Mann und sagte: Dank! Dank! lieber Mann! für alle Liebe und Treue, die du mir in meinem Ehestande erzeiget hast. Gott vergelte deine Liebe! Gott segne dich! — Leb' wohl! —

Er fiel um ihren Hals, und erstickte sie fast mit Küssen und Thränen. Und die Kinder schrieen: Ach liebe Mutter! sterben Sie nicht! Mutter! ach Mutter! sterben Sie nicht! —

Da wand sie sich aus Herrmanns Armen los, und sagte: ich sterbe nicht, liebe Kinder! ich lege nur diesen Leib ab, wie der Schmetterling die Hülle, in die er verschlossen war. **Mein Geist ist unsterblich und geht zu Gott:** zu dem müssen wir alle; der wird jedem vergelten, nachdem er in diesem Leben gehandelt hat; die Bösen wird er strafen, die Guten in einen bessern Zustand versetzen und sie belohnen. Seyd gut, liebe Kinder, gehorcht euren lieben Vater, beleidigt niemanden, seyd liebreich gegen alle Menschen, denket allenthalben, daß der Gott euch sehe, zu dem ich, eure Mutter jetzo

gehe;

gehe; so werden wir bald in einer bessern Welt zusammen kommen, und ewig vergnügt bei einander leben. Gott, sey mir gnädig! verzeihe meine Fehler! ich falle in deinen Arm Vater! Vater; Hier sank sie ohnmächtig zurück.

Mit vieler Mühe brachte sie Herrmann so weit, daß sie die Augen wieder aufschlug. Sie konnte aber nicht mehr sprechen. Ihre Augen waren starr auf ihren Mann nnd auf ihre Kinder gerichtet, und sie wendete alle ihre Kräfte an, ihnen noch durch Zeichen zu verstehen zu geben, wie lieb sie sie habe. Das Herz fieng an immer heftiger zu schlagen, sie röchelte, die Glieder wurden kalt, und kalter Schweiß floß über ihren Leib herab. In diesem Zustande lag sie zwey Stunden. Dann verschied sie.

Die Wehklage, die durch ihren Tod verursachet wurde, kann nicht beschrieben werden. Mann und Kinder, Ladendiener, Bedienten, Köchinn und Magd, weinten laut und riefen:

„Ach, die beßte Frau, die gute Mutter, unsere Wohlthäterinn haben wir verloren! wie traurig wird es nun im Hause aussehen, wenn Sophie nicht mehr da ist! Sophie! Sophie!

Zwey Tage darauf wurde ihr abgelebter Leichnam in einen Sarg gelegt, damit er beerdiget wurde. Da wurde die Wehklage noch weit lauter. Die Nachricht war durch die Stadt erschollen, daß Sophie aus der Welt gegangen sey. Da drängte sich das Volk aus allen Winkeln der Stadt zusammen, um ihren Leichnam noch einmal zu sehen. Und wer ihn sahe, klagte um sie: „Ach meine Wohlthäterinn! meine Erzieherinn! meine Erhalterinn!

Ach

Ach Sophie! Sophie!" So ertönte es durch das ganze Haus. Eine Frau drängte sich durch das Getümmnl durch, faßte Sophiens kalte Hand, drückte sie, und sagte: Hab Dank! hab Dank! liebe Frau, für alles Gute, das du mir in deinem Leben gethan hast. Du hast mich arme vater- und mutterlose Waise erziehen lassen. Ich habe dir es nicht vergelten können. Aber Gott, bei dem du jetzt bist, wird es dir vergelten. Und wenn ich zu Gott komme, will ich es erzählen, und sagen: dies ist die Frau, die mich hat erziehen lassen. Sie hat allein an mir den Himmel verdient.

Nun hob man den Leichnam auf, und trug ihn nach dem Grabe zu. Eine grosse Menge Volks folgte der Bahre nach, und wer ihr nachfolgte, erzählte ihr Lob.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. D.
Pfaff

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfaff, Heinrich Ludwig

Unterhaltendes Historienbuch für Bürger und Bauersleute

Gotha 1794

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5288
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261374-1
VD18 12519510-001